



World of Cosmos 120

Das fantastische Fanzine

→ www.world-of-cosmos.de ←

Inhaltsverzeichnis

Volle Kraft voraus gen Braunschweig.....	3
Entspanntes Jubiläum.....	3
World of Cosmos 120.....	3
Wir sehen uns in Braunschweig.....	3
Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser.....	5
Leserbrief von Bernd „Göttrik“ Labusch.....	11
Technik im frühen Perryversum - einige kleine Ungereimtheiten.....	15
Werkstattbericht F.R.I.C.K.....	25
Kapitel 1: Die Sawyer-Akten.....	25
Kapitel 2: Eskorte durch New York.....	26
Bernd's Appetizer.....	28
TV-Serie: Star Trek Discovery – Staffel 5.....	28
Heftroman-Serie: Perry Rhodan.....	29
Taschenheft-Serie: Perry Rhodan-Neo.....	32
Romanheft-Miniserie: Perry Rhodan - Androiden.....	33
Heftroman-Serie: Maddrax.....	35
Heftserien: Die UFO-Akten.....	37
Anime Previews der Frühjahrs-Saison 2024.....	38
Re:Monster.....	38
Tensei Kizoku, Kantei Skill de Nariagaru.....	39
The new Gate.....	40
Kaijuu 8-gou.....	40
Dekisoko.....	41
Honorable Mentions:.....	41
Mit Sherlock Holmes durch Zeit und Raum (1).....	43
Die Hüterin von Jericho.....	46
Kollaps Warum Gesellschaften überleben oder untergehen.....	49
Die Fliegen der Erinnerung.....	52
„INI“ - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert.....	54
Drittes Büchlein: Guido im Heere.....	55
Kapitel 16.....	55
Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin.....	57
Ein Wiedersehen.....	57
Spuren.....	73
Die Jagd beginnt.....	89
Rock'n'Roll, Baby!.....	107
Ein- und Aussichten.....	124
Vader & Ich / Teil 4.....	141
IN A GALAXY FAR FAR AWAY: Diener des Imperiums.....	141
Illum.....	147
Die Weltraumschlange.....	151
Jyn.....	156
Alles wandelt sich.....	162
Anime Evolution präsentiert: Yoshi Futabe, ein ganz normaler Tag.....	181
Impressum.....	192

Volle Kraft voraus gen Braunschweig

Liebe Leserinnen und Leser, liebe WoC-Schreiberlinge,

herzlich willkommen zur einhundertzwanzigsten Ausgabe des fantastischen Fanzines "World of Cosmos"!

Damit blicken wir auf sage und schreibe 30 Jahre zurück, in denen das WoC ununterbrochen erschienen ist.

Entspanntes Jubiläum

Wir haben uns entschlossen, dieses kleine Jubiläum nicht groß zu begehen - außer, dass wir natürlich ein Fanzine in gewohnter Qualität vorlegen.

World of Cosmos 120

Erneut hält Göttrik mit seinen Appetizern unser aktuelles Rezensionswesen hoch und bespricht darin unter anderem die finale Staffel von Star Trek: Discovery sowie die neuesten Perry-Rhodan-Erzeugnisse. Tiff legt wie gewohnt seine Anime-Appetizer oben drauf. Uwe steuert einen Schwung Rezis zu klassischen Werken bei.

Drei unserer laufenden Fortsetzungsgeschichten gehen weiter: "Rhodans Tochter" von Senex geht in die zweite Runde, Rosalindas "Vader und ich" bereits in die vierte. Und natürlich wäre dies kein vollständiges WoC ohne eine weitere INI-Episode. Eine Einzelgeschichte von Uwe ist auch dabei.

Ich selbst schwächele wieder ein wenig - immerhin liefere ich mit einem kleinen Werkstattbericht wie gewünscht die Auflösung aller Anspielungen meiner Klaus-N-Frick-Jubiläums-Kurzgeschichte nach.

Wir sehen uns in Braunschweig

Wer von euch ist eigentlich alles bei den 5. Perry Rhodan Tagen in Braunschweig dabei? Es ergibt sich dieses Jahr, dass einige Redaktionsmitglieder und einstige Schwarzlochgalaktiker vom 30. August bis 1. September auf diesem Con aufschlagen und ihr Unwesen treiben werden. Es lohnt sich also, an jenem Wochenende im Jugendzentrum Mühle in Braunschweig vorbeizuschauen. Wir sehen uns dort!

Und nun viel Spaß mit dem Sommer-WoC!

Viele Grüße,

Roland



Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser

WoC 120, eh?

Das bedeutet natürlich, dass wir das digitale WoC auch feiern, mit der zwanzigsten Version. Und das ist auch eine nette Sache. Es KÖNNTE etwas mehr los sein, vor allem bei den Leserbriefen. Aber das ist eine andere Geschichte für einen anderen Leserbrief.

Kommen wir erst mal zu diesem hier.

Also Leserbriefe:

Nur der von mir. Den brauche ich nicht zu kommentieren. Aber das nimmt mir natürlich Material weg, das ich dann hier verwenden könnte, indem ich auf Euch Andere antworte. Aber hey, mit dem Recycling meiner Kommiss von der Homepage sollte ich so oder so auf mindestens drei Seiten

kommen. ^^b

What is next?

Göttriks Teaser.

Bin drüber gegangen, habe einige Sachen angelesen. Zu Recht ein eigener Artikel, wenngleich ich die beiden Perry-Teaser nicht gelesen habe. Musste nicht sein.

Du machst Dir auf jeden Fall viel Arbeit, und das muss gelobt werden, Göttrik.

Aber eine Frage hätte ich dann doch. Kommt mir das bei der Heftserie „Ufo-Akten“ nur so vor, oder wird da frank und frei bei Perry Rhodan geklaut, wenn „Free PSI“ vorgestellt wird? Allein eine zwölfjährige Telepathin, die einen Elternteil tötet, weil dieser von Außerirdischen übernommen wurde, kommt mir gefährlich bekannt vor.

Kann es sein, dass das Mädchen auch noch Telekinetin ist? Ich meine, wenn schon, können die Autoren auch den ganzen Weg gehen.

Mein Anime-Teaser.

Brauche ich auch nicht zu kommentieren. Aber ich hoffe, es hat jemand Spaß an meiner Arbeit.

INI – Übersetzung von Göttrik

Sorry, Göttrik, kann ich mich immer noch nicht zu aufrufen.

F.R.I.C.K. von Roland

Ah, eine originale Kurzgeschichte von Roland mit zahlreichen Anmerkungen, Hommages und viel, viel Action. Echt mal, wie hast Du es geschafft, den tödlichsten Witz der Welt einzubauen?

Also, ehrlich gesagt habe ich nur die Hälfte der Anspielungen verstanden, geschweige denn die Leute erkannt. Zur Hälfte. Ich fand die Kombination aber gut, vor allem die Integration von Rhodan. Du hast mit lockerer, leichter Hand erzählt und bist den Figuren, die ich kenne, auch treu geblieben, daher wirst Du das bei den Anderen auch gemacht haben.

Ein netter Plot, ein schön erzählter Kampf (wenngleich nicht ganz flüssig erzählt), und ein schönes Finale. Bin damit sehr zufrieden.

Ja, und dann natürlich der Schlussgag, der den Titel erklärt.

Kriegst fünf von fünf Sternen. ^^

Rhodans Tochter von Senex

Jetzt hat auch noch Vicky ihren Weg ins WoC gefunden. Und dort gehört sie ja auch hin. Uns

stehen viele, viele Jahre an Spaß zu. Wer das nicht abwarten kann, alle bisher fertigen Episoden sind ebenso wie viele meiner Geschichten auf FF.de zu finden. Ja, unter diesem Namen. ^^
Uff, das ist eine Zeitreise ganz zurück zu den Anfängen. Allerdings habe ich gerade recherchiert und festgestellt, dass Du die ersten zehn Kapitel zusammen eingestellt hast. Das ist immer noch eine Menge zu lesen, und wahrscheinlich Deinen späteren Kapiteln gegenüber angemessen, die einzeln schon so lang sind.

Auf jeden Fall hat mich dieser Retrotrip sehr gefreut, ich hatte viel Spaß und freue mich auf den nächsten Schwung.

Noch ein Nachtrag. Warum liebe ich die Serie? Auch und vor allem wegen der Charaktere, die Du immer sehr bunt beschreibst und aus aller Herren Länder kommen lässt; wegen Deiner Planeten, der Szenarios und einen wirklich fabelhaften Robotregenten. Und weil Dein Megaplot durchaus drei, vier Perry Rhodan-Zyklen in den Schatten stellt.

Ich bin schon gespannt auf die nächste Episode. ^^b

La Jolla V auch von mir.

Kein Kommentar, außer, dass ich hoffe, mit Teil sechs abschließen zu können.

Vader&ich von Rosalinda Kilian

Teil drei schon? Wie die Zeit vergeht.

Ich bin mal locker drüber gegangen, anstatt alles noch mal zu lesen. Aber auch so werden Erinnerungen wach. Kilians Zeit im Logistikbereich der imperialen Flotte und ihre dadurch entstandenen Freundschaften, die ihr später zugute kommen, ihr Verhältnis zu Vader, sein Verhältnis zu ihr, komplex, vielschichtig, doch immer ehrlich und direkt – und manchmal mit einem blauen Auge verbunden.

Der Besuch im Jeditempel mit den Hyperkristallen. Und noch Ferris macht blau in Coruscant-Manier. Hat mir auch diesmal sehr gut gefallen. Vader privat quasi. Gut, dass Du Deinem Vader weit weniger Verletzungen als dem des Kanon gegeben hast, sonst wäre der Opernbesuch so nicht möglich gewesen.

Ich hätte mehr gelesen, wäre ich nicht schon so weit über den Einsendeschluss fürs neue WoC hinaus, wofür ich diesen Text brauche. Nächstes Mal versuche ich, ausführlicher zu sein. Oder ich dragge meinen damaligen Kommentar von FF.de herüber. Meine Meinung wird sich ja nicht ändern. Nur die Begeisterung nimmt zu. ^^

Übrigens, wer noch nicht drüben auf FF.de bei ihren allerneuesten Folgen mitliest: Rüber. Da gibt es noch viel, viel mehr.

Das Temporale Konglomerat von mir

Brauche ich auch nicht zu kommentieren.

Ich habe hier auch keinen Kommentar bekommen. Dafür aber immerhin fünf auf FF.de.

Wahltag von Uwe

Dystopien. Ich hasse Dystopien.

Anfangs habe ich gedacht, der Wahltag würde bedeuten, dass die alten Leute gewählt werden, die zum Wohle des Rests eliminiert werden, aber dann war es doch eine ganz normale Wahl zu Weimarer Verhältnissen.

Dazu noch der teils konstruierte düstere Geschichtsverlauf, und alles wird in sich schlüssig.

Hat mich auch an Trump und dem von ihm organisierten Angriff aufs Capitol erinnert.

Ich hasse Dystopien wirklich. Aber Du hast sie gut erzählt.

Anime Evolution Gender Bender auch von mir

Nun. Mir hat das Schreiben eine Menge Spaß gemacht, und beinahe erschien es mir, als wäre Akira als Frau wesentlich erfolgreicher und zudem gefährlicher denn als Junge. Verpasste Chance. Hrm.

Die Sternenfahrt mit Kapitel V von mir

Brauche ich auch nicht groß zu kommentieren, oder?

Aber in Rolands Richtung: Du bist dran. Ich bin gespannt, wann Du das nächste Kapitel bringst. Und noch viel mehr, was drin stehen wird. ^^b

Perry Rhodan Fan-Theorien von Hamiller zum Thema Naupaum.

Das ist eine sehr interessante Sammlung von Fakten, die Deine These stützen. Der Fun Fact vorweg, er funktioniert ziemlich gut.

Aber ist geklärt, ob die Sterne der Galaxis nicht auch auseinanderdriften? Wenn das große galaktischen Gravitationskonzept verändert ist, warum nicht auch das innere?

Aber das ist wohl Sache der Astronomen.

Davon ab vielen Dank für die Theorie.

Roland, Myles, wird es nicht Zeit für eine eigene Rubrik an Fantheorie und/oder Fehlerjagd?

Besitze SERUN, will ich damit wirklich reisen? von Senex

Ein interessantes Thema machst Du hier auf und scheust Dich auch nicht, auf reale Raumanzüge genauso einzugehen wie auf fiktive.

Einige hast Du dabei vergessen, nämlich die Raumanzüge aus Kampfstern Galactica. Und auch die noch gar nicht so alte Serie "The Expanse" hat ihre eigenen Modelle vorrätig.

Aber wir wollen nicht nur über andere Fiktionen reden, sondern speziell über SERUNs.

Die haben nämlich in den aktuellen Heften einen ganz großen Auftritt, und die Autoren von Corvus über Lucas bis zum Montillon warten mit vielen, vielen Ideen auf. (Weiß der Henker, wo nach zweitausend Bänden plötzlich die Gefechtsweste für den SERUN herkommt, aber hey, auch in der Zukunft kann es ja Neuerungen geben, die Terraner nicht zusammenklauen.)

Das wäre für Dich durchaus nachlesenswert, so mit Features wie Sollversteifung bei Beschuss und dergleichen. Denn oft genug geraten die SERUN-Träger in Situationen, in denen ihre Schutzschirme überlastet sind und ausfallen. Dann versteift sich die Außensequenz des SERUN und erzeugt einen Panzerschutz.

(Eigentlich bin ich ja ganz froh, dass die Zeiten vorbei sind, in denen ein SERUN einen

Paratronschild erzeugen konnte, also einen übermächtigen Schild, der schon die Schiffe der Zweitkonditionierten und Haluter geschützt hat, indem er fünfdimensionale Aufrisse für auftreffende Energien erzeugt, die er nicht ableiten kann. Im Umkehrzug ist ein SERUN mit Paratronschild eine nahezu ultimative Vernichtungswaffe.)

Und ja, der Helm ist immer noch einfaltbar.

Hast Du je von Perrys Galornenanzug gehört? Den solltest Du mal googlen. Der dürfte Dir rein optisch auch Spaß machen.

Aber zurück zu unseren Raumanzügen. Der SERUN kennt ja viele Eigenschaften. Bei Langzeitbetrieb zum Beispiel gibt es Unterwäsche, welche direkt unter dem Anzug getragen werden kann, und die den Anzug bei Recyclingmaßnahmen für Exkremate, Schweiß und Urin unterstützt. Quasi eine selbst abführende Windel. Oder eben verschiedene Typen, von der Tarnrüstung bis hin zu einer Slim-Version, die auf Kosten von Schutz und Sicherheit und Bewaffnung zumindest mehr Schutz bietet als ein Gesellschaftsanzug. Der Vorteil: So unauffällig, dass er unter normaler Kleidung getragen werden kann. Der Nachteil: Nicht sehr stark, nicht gut verteidigt, nicht gut bewaffnet. Aber oh Boy, was für eine Überraschung, wenn ein Angreifer das nicht erwartet.

Und wenn wir schon mal dabei sind, die richtigen Raumanzüge zu analysieren. Du erwähnst die neuen MIT-Raumanzüge, wo lediglich der Helm geflutet ist.

Ich erinnere mich an eine neue Generation von Druckanzügen für Jagdflieger, in denen Materialien zum Einsatz kommen sollten, welche Forscher bei Untersuchungen von Insekten entdeckt haben. Diese Anzüge sollen den Träger bei gravitatorischen Effekten schützen, meistens dadurch, dass die untere Körperhälfte abgeschnürt wird, um das Blut im Gehirn zu halten. Diese Anzüge gehen einen anderen Weg. Sie wollen die Gravokräfte abhalten. Um das zu erreichen nutzt man im Anzug eine Zwischenschicht aus einer Flüssigkeit, die auch Insektenpanzer schützt.

Jetzt der Gedanke. Anstatt den Anzug luftleer zu lassen, sollte man ihn vielleicht mit einer Flüssigkeit füllen. Die Flüssigkeit würde, träge wie sie ist, ein zusätzlicher Schutz sein. Und man stelle sich vor, der Anzug wird beschädigt. Die Flüssigkeit würde frieren und ihn automatisch verschließen.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Film "The Abyss", in dem Ed Harris mit Hilfe einer Atemflüssigkeit besonders starke Druckunterschiede aushalten können soll. Klappt sogar ganz gut. Nun ist das Konzept für die flüssige Zwischenlage etwas anders aufgesetzt, aber die generelle Richtung finde ich gut.

Was meinst Du?

P.S.: Falls ich gerade die bemannte Raumfahrt revolutioniert habe: Ich bin auch mit einigen hohen Orden einverstanden und muss nicht am Gewinn beteiligt werden. ^^b

Rezension von Das Segel im Sonnenwind von Jack Vance von mir

So viele Bücher, so wenig Zeit, so wenig Motivation. Schade. Vance scheint mir ein großer

Szenarienfreund zu sein, und eigentlich müsste ich seine Bücher verschlingen. Eigentlich. Vom zweiten Buch habe ich gerade mal die ersten vier Seiten gelesen.

Schätze, ich treibe mich zu viel im Internet herum, was meinen Lesebedarf übersättigt. ^^°°°

So, diesmal habe ich zu allem und jedem einen Kommentar gehabt, wenngleich nicht immer von der Homepage recycled. Dieser Leserbrief muss ja auch ein eigenes Existenzrecht haben.

Und nein, Senex' Antworten beim Raumanzugartikel habe ich auch nicht eingepflegt, meine Antworten auf diese übrigens auch nicht. Man will ja noch einen Grund haben, auf die Homepage zu gehen.

Sehr vermisst habe ich derweil Vroni und ihren grünen Mond sowie ihre Charaktere. Ich hoffe, dass Du dieses oder nächstes WoC wieder dabei bist.

Noch ein paar schnelle Worte zum 120sten WoC. Ich bin erstaunt und überrascht, dass es so lange überlebt hat. Und dass ich quasi seit Nummer sechs aktiv dabei bin, und noch nie einen Leserbrief ausgelassen habe. Leute, auf die nächsten Hundertzwanzig.

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

P.S.: Ich bin fertig. Ihr könnt wieder aufs Inhaltsverzeichnis gehen.

P.P.S.: Wirklich. Das war's für diesmal. Die Anime-Snippets haben eine eigene Kategorie bekommen, und ich habe sie vorgestern schon abgeliefert. Also fix rüber und lesen.

Hey, klingt fast ein wenig wie bei Peter Lustig, wo er die Fans nach der Sendung dazu aufgefordert hat, den Fernseher abzuschalten und mal raus an die frische Luft zu gehen. Das ist schon vierzig Jahre her. Galt das als Brechen der 4. Wall? Gilt meine Aufforderung als Brechen der 4. Wall? xD

P.P.P.S.: Jetzt sind es doch vier Seiten geworden...



Leserbrief von Bernd „Göttrik“ Labusch

„Famal Gosner“,

und alles Gute wünsche ich allen Lesern des WoC's 120. Aus Zeitmangel musste ich beim letzten WoC meinen Leserbrief ausfallen lassen. Nun nähert sich jedoch der 30. Geburtstag des Fanzines und so möchte ich die Gelegenheit nutzen, um mich für all die Jahre mit spannenden Storys und Berichten sowie Sachartikeln und in der Frühzeit sogar hervorragenden handgezeichneten Graphiken bedanken. Auch wenn ich persönlich erst mit Ausgabe 20 selbst aktiv wurde.

In den letzten Jahren stieg vor allem wieder der Anteil der Kurzgeschichten, nachdem er in vergangenen Zeiten fast gegen Null tendierte, aber Tiff zeigte mit „Anime Evolution“ stets Präsenz. Dafür fehlt nun Harun, der über viele Jahre das WoC mit ebenso ausführlichen wie gut

recherchierten Rezensionen prägte. Generell muss ich dem nicht mehr ganz so neuen Team um Marc und Roland meinen Dank und Respekt dafür aussprechen, wie viele neue, aber auch altverdiente Autoren sie für das WoC gewonnen haben. Doch zurück zur relativen Gegenwart und den WoC's 118 und 119.

*

Als erstes möchte ich mich, wenn auch schon relativ spät, bei Torben alias „Hamiller“ für die Rückkehr ins Team der Aktiven bedanken. Es ist wirklich viel passiert in den letzten 20 Jahren, nicht nur in der fiktiven Welt von Perry Rhodan. Seine kurzen Artikel mit Fan-Theorien habe ich gern gelesen. In „Perry Rhodan-Neo“ ist Naupaum übrigens nur eine kleine Satellitengalaxie von Hunderten von M87. Die Idee, dass es sich um eine Galaxie weit weit entfernt am Rande des uns bekannten Universums handelt, aus der Originalserie, gefällt mir jedoch weiterhin besser. Ein anderes Universum aus Antimaterie muss es ja nicht gleich sein, wie es Titelheld Perry Rhodan gegen Ende des „ES-Zyklus“ in Heft 649 vermutete. Was die gigantischen Entfernungen in der Heftserie zwischen Naupaum, Catron und weiteren Galaxien angeht, ließe sich dies damit erklären, dass diese Galaxien in bzw. am Rand einer sog. Großen Leere liegen, ähnlich jener, welche in den Heften 1650 bis 1749 eine Rolle spielte. Aus kosmologischer Sicht sind die Galaxien bzw. Galaxienhaufen nicht gleichmäßig im Universum verteilt, sondern bilden Strukturen, die grob an einen gigantischen Haufen Seifenblasen erinnern. Der sog. Lokale Superhaufen mit dem riesigen Virgo-Haufen im Zentrum und der lokalen Galaxien-Gruppe mit der Milchstraße im Orbit markieren hierbei nur die Grenze zwischen mehreren solcher astronomischer Blasen. Was natürlich auch bedeutet, dass es im realen Universum weitaus mehr als eine Große Leere gibt.

*

Ebenso wichtig ist mir jedoch der Dank an Roland dafür, dass er für die Ausgabe 118 von Marc den Job als Redakteur des WoC's übernommen hatte. Die Ausgabe von Weihnachten 2023 hat mir gefallen. Das WoC erscheint somit krisenfest für die nächsten Jahre.

Beeindruckt bin dich davon, dass es neben Tiff, nun auch Roland geschafft hat mit „Mette von Mond“ den Schritt in die Reihen der Autoren zu vollziehen, die ihre Romane auf kommerziellen Wege und abseits von „Perry Rhodan“ veröffentlichen. Bereits die Leseprobe hat mich fasziniert und an frühere Kinderbuchlektüre, z. B. „Urmel fliegt ins All“, vergangener Tage erinnert.

Schließlich noch mein Dank an Roland und Marc für die Einzelheftrezensionen der „Perry Rhodan“-Heftserie. Da mir hierfür schlicht die Zeit fehlt und ich mich daher in den Appetizern auf meine persönlichen Kommentare und Überblicke beschränke.

*

Vielen Dank auch noch an Tiff für die stets umfangreichen Leserbriefe. Wobei ich mich gleich dafür entschuldigen möchte, dass ich in einem Rückblick in einem früheren Leserbrief „Anime Evolution“ zu erwähnen vergessen habe. Die Fortsetzungsstory und ihre Spin-Offs lese ich stets gern und wenn diese einmal enden, werde ich sie vermissen.

Die Anime-Appetizer lese ich ebenfalls sehr gern, auch wenn ich bisher selten Zeit fand, dann eine der vorgestellten Serien tatsächlich zu gucken. Die große Ausnahme ist Spy X Family, die meine ganze Familie sehr gern guckt und ich auch. Nur kenne ich die Mangas zur Serie bislang nicht. Dafür habe ich den kleinen Kurzgeschichtensammelband. :-)

Schließlich noch Dank für den Hinweis auf den Bezahlsender Crunchyroll. Ich habe in den vergangenen Monaten tatsächlich davon Gebrauch gemacht und bin dabei gleich auf die fünfte Staffel von „Tenchi Muyo“ gestoßen. Diese Anime-Serie läuft nach über 30 Jahren immer noch und die letzte Staffel hatte auch endlich wieder eine echte durchgehende Handlung und war nicht nur darauf aufgebaut, den Fans mit Leerlauf das Geld aus der Tasche zu ziehen. Hüstel.

WoC 119 enthält dann auch noch eine Rezension von Tiff für „Das Segel im Sonnenwind“ mit vier Storys von Jack Vance. Das Tiff wenig bis nichts über den Autor selbst weiß, ist mir dabei nicht so wichtig. Allerdings zählte Vance zu Lebzeiten zu den großen Alten in der amerikanischen SF-Szene. Er starb 2013 im Alter von 97 Jahren und war bis zuletzt als Autor aktiv. Er war ein extremer Vielschreiber, aber nicht nur an Abenteuerschilderungen interessiert, sondern auch an echter High-Science, wenn es in die Geschichte passte. Er war halt ein Zeitgenosse von Isaac Asimov, Robert A. Heinlein, Arthur C. Clarke und Co. Er schrieb aber auch anderes, z. B. Fantasy. Den von Tiff vorgestellten Band kannte ich bislang jedoch noch nicht. Ich bin neugierig geworden.

*

Mit großem Interesse habe ich auch Senex seinen Artikel über SERUNS und Raumanzüge in der Science Fiction allgemein, vor allem jedoch im Film und Fernsehen, gelesen. Ich persönlich würde hierbei stark zwischen Raumanzügen in Film & Fernsehen und im Rest der Medien unterscheiden. Der SERUN in „Perry Rhodan“ ist inzwischen längst ein Allzweckanzug, den es in unzähligen verschiedenen Versionen gibt, weil praktisch jeder Autor seine persönlichen Kenntnisse und Ideen zur Raumfahrt dort einbringen kann und damit je nach Lust und Laune ins Detail geht. Wobei insbesondere Robert Corvus sich in den Romanen jüngerer Datums ein Spaß daraus macht, seitenlang die Details der SERUNS und ihrer verschiedenen Versionen zu schildern. Umgekehrt gab es allerdings auch schon Autoren, welche SERUNS schilderten, die für uneingeweihte kaum noch von einem gewöhnlichen Ausgehanzug a la Jackie Chans „The Taxedo – Gefahr im Anzug“ zu unterscheiden sind. Wobei ein solcher Taxedo eher etwas für James Bond und seine Kollegen zu sein scheint. Ob derartige Anzüge jemals Realität werden? Frage mal die Leute, die in den 1960'er Jahren über die Kommunikatoren von Kirk und Spock gelacht haben und sich dann dreißig Jahre später Klapphandys kauften. Was hingegen die Raum- und Schutz-Anzüge im Film- und Fernsehen angeht, so darf man hier nicht vergessen, dass in diesen Medien das Auge das zentrale Wahrnehmungsorgan ist und hier Design absolut über Nutzen steht. Hinzu kommt noch die im Film praktizierte Klischee-Pflege. Deshalb werden im „James Bond“-Film vermutlich auch in 30 Jahren noch klassische Autotelefone und Klapphandys verwendet. Wobei Klapphandys ja tatsächlich ihre Vorteile gegenüber moderne Smartphones haben. James Bond nutzt solche Geräte ja nicht als Telefon oder Internetzugang, sondern als Hammer, Schere und Kneifzange.

*

Sehr gerne lese ich auch in jedem WoC die Autoren bzw. Autorinnen-Vorstellungen von Vroni. Im WoC 118 ging es um Szosha Kramer, von deren Existenz ich bisher nichts wusste. Vielleicht sollte ich in Zukunft mehr auf die Selfpublisher-Szene achten. Allerdings erzählt Vroni in ihrem Text mehr über sich und wie sie auf die Autorin und ihre Werke gestoßen ist als über deren Werke konkret. Neugierig hat es mich jedoch allemal gemacht. Im WoC 119 gab es leider keine Autorinnen-Vorstellung.

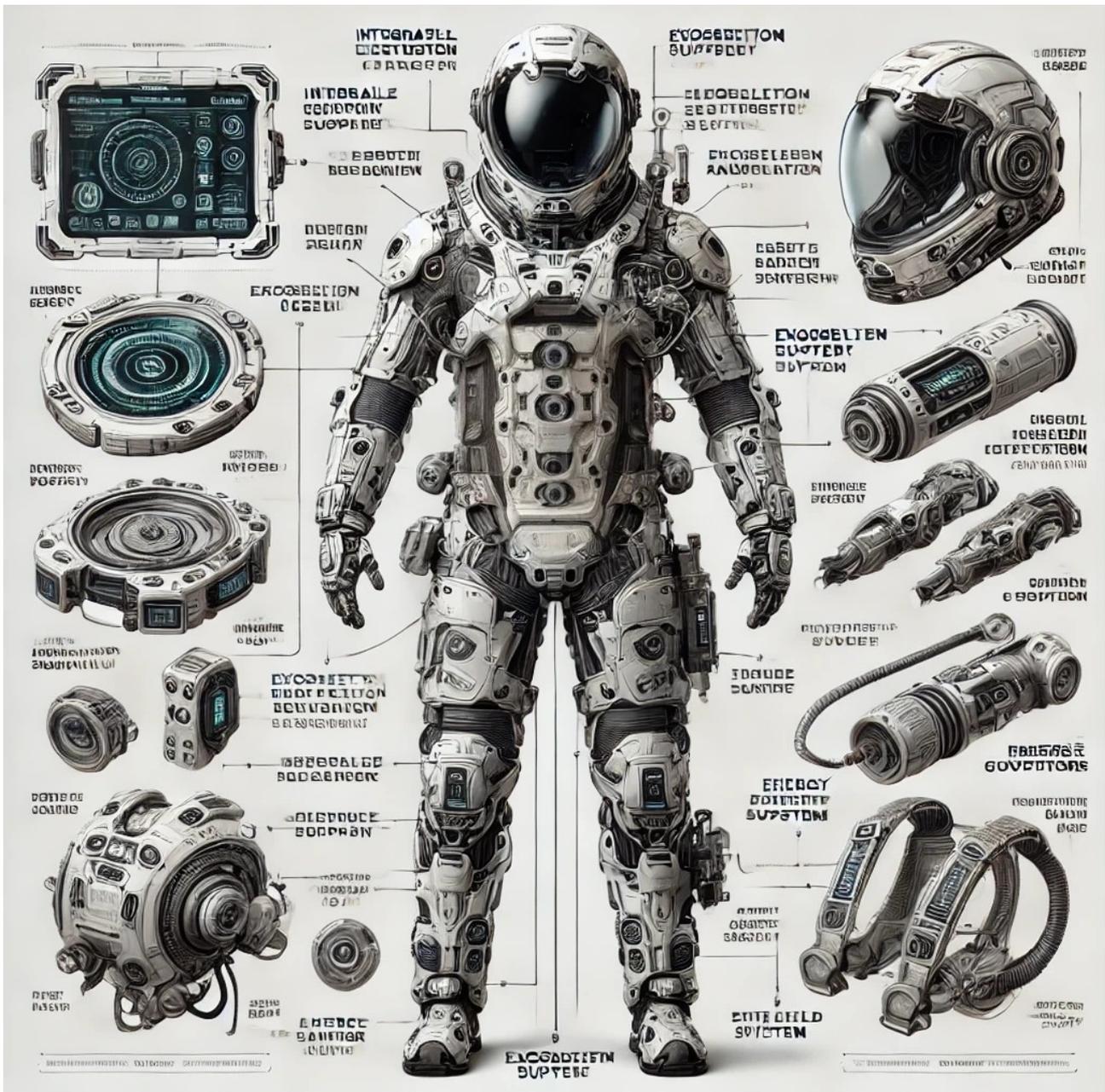
*

Bei der Gelegenheit möchte ich mich dann noch für die zahlreichen Rezensionen von Romanen und Filmen von Vroni und Uwe bedanken. Die zu kommentieren ich hier keine Zeit mehr gefunden habe, ebenso noch einmal für die zahlreichen Storys in WoC 118 und WoC 119. Zum Abschluss möchte ich mich dann noch bei Marc für die Arbeit als Chefredax bedanken und für das vor wenigen Wochen erschienene „Rätsel der Galaxien“ Nr. 54: „Die Ajava-Mission“ von Malakai Delamare (Interessantes Pseudo Marc! Hat dieses einen besonderen Hintergrund?)

Mit diesen Worten möchte ich mich dann auch bis zum nächsten WoC verabschieden.

Eurer

Bernd „Göttrik“ Labusch



Technik im frühen Perryversum - einige kleine Ungereimtheiten

Von Senex

Im Voraus: Ich finde die Rissezeichnungen von R. Zengerle richtig gut, und sie haben mir immer große Freude bereitet. Sie sind richtige Kunstwerke, besonders wenn man bedenkt, dass sie noch ohne Hilfen wie CAD-CAM oder sogar KI entstanden sind. Abgesehen vom Design der arkonidischen und terranischen Luft-Raumjäger (RZ PR 208, 288, 313, 555). Vielleicht geht es ja nur mir so, aber die Geräte sehen alle irgendwie so aus wie die F-104 Starfighter, und das ist nun wirklich kein Kompliment. Auch die Cover und Innenillustrationen von Jonny Bruck möchte ich nicht beanstanden, viele davon sind wirklich gut.

Ich möchte jetzt auch nicht über Ein- und Ausgabe von Daten und deren Verarbeitung mit und in einer 'Positronik' diskutieren. Wenn jemand vor 70 Jahren behauptet hätte, dass wir heute ein weltweites Telefon-, Brief- und Datennetzwerk mit einer kompletten Plattensammlung, einem Fotoalbum und einem Computer, der dem Gerät, für welches die NASA einen eigenen Saal mit Klimaanlage bauen lassen musste, um das Millionenfache schlägt und noch dazu für beinahe jeden in der nördlichen Hemisphäre der Erde erschwinglich ist, in der Hosentasche hätten - man hätte ihn ausgelacht oder angesehen, als käme man direkt aus der Gummizelle. Vielleicht 100 Jahre später, im 22. Jahrhundert. Wenn überhaupt. Es ist also wirklich nicht verwunderlich, dass Perry Rhodan mit einem großen Koffer bereits vorher aufbereiteter Rohdaten zum Venusgehirn geht und erst nach Tagen Rechenarbeit einen Magnetstreifen als Antwort bekommt, den er in einen eigenen Decoder geben muss, um ihn lesen zu können. Immerhin war's kein Lochstreifen mehr. Also, in Mustern gestanzte Papierstreifen, lang schon aus der Mode. Selbst der erste APPLE-PC mit eigenem Bildschirm war, als das Venus-Gehirn geschrieben wurde, immerhin noch rund 15 Jahre entfernt. Heute unvorstellbar, aber vorher mussten die User ohne Monitor auskommen und auf Ausdrucke warten, die Daten waren auf einigen Bändern gespeichert, wie man sie auf großen Tonbandmaschinen verwendete. Und es mussten viele, viele, viele sein, denn es passte selbst im Vergleich zu einer Floppy-Disc kaum etwas drauf. Und das bei Durchmessern der Spulen von 22 Zentimetern. Also, ein Hoch auch auf Steve Wozniak und seinen Apple.

Die Anzeigenadeln von Messgeräten, welche sich um die Anschläge wickeln, sind einfach ein viel zu guter Gag, um ihn nicht einmal einzubauen. Abgesehen davon, dass solche physischen Zeiger auch heute noch zum Beispiel in Autos und teuren, minimalistischen Stereoanlagen statt der LED-Balken verbaut werden. Die Relais in NATHAN hätten zwar nicht mehr unbedingt sein müssen, aber mein Gott. Damals kannte diese Schaltelemente halt noch ein jeder, während Halbleiter und ICs (integrierte Schaltkreise) zu dieser Zeit nur einigen Fachleuten bekannt waren. Und natürlich Nerds.

Nein, es geht mir um ein paar andere Auffälligkeiten, welche meiner Logik auffallen. Zum Beispiel wird erwähnt, der Ein-Mann-Jäger (RZ PR 288, Teil Nr. 20) hätte eine schwere Impulskanone starr verbaut, während die Gazelle (RZ PR 196) in den Romanen als leicht bewaffnet beschrieben wird. Sieht man sich aber die Relationen zwischen Waffe und Fluggerät in den Risszeichnungen an, so ist die 'leichte' Kanone der Gazelle größer als die 'schwere' des Jägers. Ach ja, im Ein-Mann-Jäger gibt es doch noch keine siganesische Technik, oder irre ich mich da?

Gibt es also unterschiedliche Kategorien von Kanonen? Natürlich gibt es die. FIA-, Revolver-, Schnellfeuer-, rückstoßfreie und wahrscheinlich noch ein Dutzend andere mehr. Davor steht üblicherweise ein Kaliber, entweder in Zoll oder in Millimetern. Aber bei Perry gibt es nur leicht, mittel, schwer und (manchmal) überschwer. Gibt es also Bordwaffen für Jagdmaschinen von leicht bis (über)schwer, und dann beginnen die Raumschiffwaffen, wieder von leicht bis schwer, darüber hinaus noch die wirklich großen Kaliber der Fort-, Festungs- und stationären Geschütze? Wieder von - bis gerechnet?

Vielleicht. Aber - wo sind denn dann die leichten und mittleren Bordkanonen der Jäger eigentlich verbaut?

Ach ja, der Zerstörer (RZ PR 208) hat ja noch eine sekundäre Kanone. Nicht zu sehen, aber unter Teil Nr. 22 eingetragen, über das Kaliber steht nichts. Es kann also theoretisch leicht oder mittelschwer sein. Der Name Zerstörer mag bei Schiffs- und Marinefans falsche Assoziationen wecken, denn in der nassen Marine ist ein Zerstörer ja ein hochseetüchtiges Schiff. Kein

Riesenspott, aber auch kein Winzling, im WK II in erster Linie zur U-Bootjagd gedacht. Aber Ex-Major Perry Rhodan befiehlt ja (für mich seltsamerweise) keine Marine, sondern eine Armee, das merkt man sofort an den Dienstgraden. Also ist es auch durchaus legitim, einer Flugzeugklasse den Namen Zerstörer zu geben. Nicht unbedingt angenehm für den Leser, aber trotzdem legitim. Von den Merkmalen ist er allerdings einfach ein typischer Langstreckenjäger. Ace 'Tiff' Kaiser nennt die Klasse in seiner Story UPR 'Gunboat' - und das ist ebenso legitim. Aber zu den Jägern.

Im 'realen' Flugzeugbau gibt es sechs wichtige Aspekte, welche es gegeneinander abzuwägen gilt. Beschleunigung, Geschwindigkeit, Wendigkeit, Reichweite, Feuerkraft und Schutz. Und ich möchte annehmen, dass diese Aspekte im großen und ganzen auch für die Konstruktion von Luft-Raumjägern gelten werden. Leider lassen sich aber nicht alle diese Fähigkeiten unter einen Hut bringen. Geschwindigkeit und Wendigkeit schließen einander weitgehend aus, je schneller das Fluggerät, desto weiter wird der Kurvenradius, bei einer hohen Geschwindigkeit braucht man einen längeren Bremsweg. Die Masseträgheit lässt sich eben nicht betrügen. Das kennt man im Alltag sogar beim Autofahren, und da sind die Geschwindigkeiten noch vergleichsweise gering. Mehr Feuerkraft bedeutet auch mehr Platz und höheres Gewicht, das heißt mehr Masse und weniger Beschleunigung bei gleicher Schubleistung sowie wieder weniger Wendigkeit. Auf gut Deutsch, das perfekte Flugzeug gibt es nun einmal nicht. Kann es nicht geben. Es gibt nur gut an einen bestimmten Einsatzzweck angepasste. Ähnliches gilt wohl für die Luft-Raumjäger, auch wenn hier der Schutz im Leistungsprofil eher vernachlässigt werden kann. Ein Schutzschirm ist einfach besser und der Projektor hat sehr viel weniger Masse als jede physische Panzerung.

Ich habe mich immer gefragt, warum denn nicht der Ein-Mann-Jäger zu einem bissigen, kleinen Biest weiterentwickelt wurde, der die Jäger der anderen Völker ausmanövrieren kann, und der Zerstörer zu einem Gerät mit echt massiver Feuerkraft. Statt dessen setzt das Solare Imperium auf eine eierlegende Wollmilchsau namens Moskito. Das funktioniert in den Romanen natürlich hervorragend - weil kein anderes Volk in der Lage zu sein scheint, auch nur halbwegs gleichwertige Fluggeräte zu konstruieren. Außer den Terranern dürften also lauter Trottel ins All vorzustoßen. Eine Falle, in die ich allerdings selber auch nur zu gerne gehe...

Ach ja, natürlich, der große Bonus der Transformkanone, die auch bei den Moskitos eingebaut ist. Klein, leicht und tödlich. In der Realität würde ich mich allerdings nicht auf solche Maschinen und das Glück, dass niemand ordentliche und wendige Abfangjäger ins All bringt, verlassen wollen. Oder ein paar Staffeln richtig starke Angriffsflyer, so ein Äquivalent zur A-10 vielleicht.

Ebenso verstehe ich nicht, warum man sich derart auf einstrahlige Muster versteift hat. Ich habe mit Ace Kaiser bereits einmal darüber diskutiert. Warum packt man nicht die schwerste und längste halbwegs mobile Impuls- oder Thermokanone ... (seine Idee. Wörtlich: "stell Dir eine Kanone der Yamato in einem Jäger vor") ... zwischen **zwei** Triebwerke (mein Beitrag)? Ein Cockpit, zwei Flügel und ein Leitwerk daran, optisch in etwa so aussehend wie eine etwas schlankere MiG21 ohne den Kegel im Lufteinlass am Bug, dafür mit zwei Zylindern für die Impulstriebwerke zwischen Tragflächen und Rumpf. Wir haben uns auf die Bezeichnung Hornet oder Hornisse geeinigt.

Zwei Triebwerke haben auch so einige Meritten, wenn eines einmal ausfällt. Ja, ich weiß, es ist unmöglich, dass so ein Triebwerk aus terranischer Produktion ausfällt. Natürlich. Ein Sakrileg, auch nur daran zu denken. Das ist genau so unmöglich, wie der Ausfall beider Triebwerke bei einem Airbus durch Vogelschlag. Ah, ja, richtig. Wie war das doch?

"La Guardia, US-Airways 1549. Melde Triebwerksausfall!"

"Verstanden, 1549. Welches Triebwerk ist aufgefallen?"

"Beide!"

"Wollen Sie nach La Guardia zurückkehren, Captain?"

"Negativ. Geht sich nicht mehr aus..." - "Wir landen auf dem Hudson-River."

Natürlich fällt nur vielleicht bei jedem zehntausendsten Flug ein Triebwerk aus (eine ordentliche Wartung vorausgesetzt), aber wenn ich in der entsprechenden Maschine sitze, freue ich mich schon über ein zweites. Und ich bringe zwischen den beiden Triebwerken auch noch so einiges an Rums unter. Eine Staffel solcher Dinger könnte einem schweren Kreuzer schon etwas mehr als nur den Lack beschädigen, und zumindest die Schiffswäscherei müsste nach einem solchen Angriff wahrscheinlich einige Überstunden machen. Außer man benützt Wegwerfwindeln. (Oder einen Starlight-Anzug, alternativ fiele mir noch ein Fremden- von F. Herberts oder ein Patentanzug von L. Neil Smith ein) Jedenfalls wäre eine solche Konstruktion zusätzlich zu den Abfangjägern zumindest Ace und mir als recht logisch erschienen.

Was mich auch gleich direkt zur nächsten Frage in Verbindung mit Luft-Raumjägern bringt: Warum verlassen sich die Jäger so ausschließlich auf Energiewaffen? Ja, ich weiß schon, später sind dann dreischüssige Transformkanonen mit an Bord, aber vorher?

Natürlich ist es problematisch, bei 80 % der Lichtgeschwindigkeit oder noch mehr eine Rakete abzufeuern. Zumindest eine mit chemischem Antrieb, und Impulstriebwerke sind wohl in der Prä-Transformkanonen-Zeit auch nicht billig genug, um sie in Massen zu opfern. Aber zum Ersten heißt es nicht umsonst auch LUFT-Raumjäger, und zum Zweiten - muss denn der Sprengkörper während eines RAUMkampfes noch extra beschleunigt werden? Ein angreifendes Schiff anfliegen, im richtigen Moment mit dem richtigen Vorhalt einfach ausklinken, verzögern und abdrehen. Die Sprengkörper fliegen - Gesetz der Masseträgheit - einfach mit gleicher Geschwindigkeit auf gleichem Kurs weiter und der Angreifer ganz von selber in den Schwarm. Außer, er bremst stärker ab als geplant oder versucht anderweitig auszuweichen, was ihm je nach Größe und Masse mehr oder weniger gut gelingen wird, je nachdem wie viele Bomben seinen Weg pflastern. Vielleicht erreicht man mit normalen Nuklear-Sprengköpfen dieser Größenordnung noch keinen sehr großen Schaden beim Angreifer, aber man kann zumindest seine Pläne ein wenig durcheinander bringen. Und, falls er kein Roboter ist, auch einen psychologischen Vorteil erringen. Außerdem - ist nicht die AETRON auch mit terranischen Fusionsbomben vernichtet worden? Und lassen sich nicht vielleicht leichte Gravitationsbomben verwenden...

Ich würde allerdings bei all diesen Minen einen Selbstzerstörungs-Mechanismus einbauen. Wegen des normalen Verkehrs nach der Schlacht. Ich erinnere mich zudem noch an die B-58 Hustler, die Anfang der 50er entwickelt wurde und noch bis in die 70er in Verwendung war. Ein überschallschneller Langstrecken-Bomber. Aus diesem Design mit dem kombinierten Bomben / Treibstoffbehälter unter dem Rumpf hätte man doch auch im Perryversum so einiges machen können.

Benötigt ein Impulstriebwerk eigentlich auch noch so etwas wie Treibstoff?

Die nächste Ungereimtheit ist mir in den 70er-Jahren, als ich Perry Rhodan zu lesen begann, selbst nicht aufgefallen. Damals hätte wohl noch kaum jemand an einige dieser Probleme gedacht. Da

baut man direkt neben einer Milliardenstadt wie Terrania City einen gigantischen Raumhafen - oder umgekehrt. Das ist aus mehreren Gründen nicht unbedingt opportun.

Beginnen wir einmal mit dem Naheliegenden. Wenn ein Flugzeug außer Kontrolle gerät und in ein Wohngebiet kracht, gibt es hunderte, vielleicht tausende Tote. Am 11. 9. 2001 waren es zwei Flugzeuge in zwei Gebäude. Beinahe 3.000 Tote und mehr als 6.000 Verletzte. Wie viele gibt es dann wohl, wenn ein 2.500-Meter-Universum-Kugelschiff vom Himmel fällt?

Wie? Was?

Ach so ja, terranische Raumschiffe fallen nicht vom Himmel. Aber natürlich nicht. Niemals.

"Wir haben eine Landebahn zur Notlandung in Teterboro für Sie freigemacht, Captain!"

"Schaffen wir nicht mehr! Wir landen auf dem Hudson-River!"

Es vergisst natürlich auch kein Techniker, den Schalter der Druckventile für die Flugzeugbelüftung nach einer Druckprüfung von 'manuell' auf 'automatisch' umzustellen, und niemand vergisst die neu ausgebaute Tankanlage eines Flughafens mit Süßwasser durchzuspülen, um sie nach einem Sturm während der Rohrverlegung vom Salz zu säubern.

Olympic Airways und Cathay Pacific haben erlebt, dass das Unmögliche eben doch manchmal möglich ist. Das Problem ist allerdings, dass so ein Schiff der Imperiums- oder Universumklasse nun einmal kein Airbus ist und die Sinkflugeigenschaften eines fallenden Steins hat. Jede Abweichung von der Vertikalen wäre rein der Corioliskraft zu verdanken, und so ein Brocken von 2,5 Kilometern reißt schon einen ziemlichen Krater in die Landschaft. Sogar, wenn die Reaktoren und Waffen nicht explodieren sollten.

Übrigens - hat sich schon jemand den Spaß gemacht, einen Kreis mit dem Durchmesser von 1.500 oder 2.500 Metern über seine Heimatstadt zu legen? Also, Wien innerhalb der Ringstraße ist kleiner als ein Schiff der Imperiumsklasse. Von einer Universumklasse gar nicht zu reden.

Aber auch sonst ist der Standort - wie es im Neudeutschen so schön heißt - suboptimal. Ich erinnere mich an die Beschreibung einer "normalen" Landung der Crest III in Andromeda, da muss Atlan ziemlich rasch in Deckung gehen. Nun ließe sich selbstverständlich argumentieren, dass nicht nur Imperiums- und Universumklassen auf Terra landen - dafür sind es aber viele, viele, viele Landungen. Täglich. Stündlich. Beinahe minütlich. Wien-Schwechat ist ein vergleichsweise kleiner Flughafen, aber auch hier kommt es alle zwei Minuten zu einem Start oder einer Landung. Auf Terranias Straßen dürfte es also rund um die Uhr recht laut zugehen, und die nächtliche Lightshow am Himmel muss einfach der Hammer sein. Es sei denn natürlich, man möchte auch einmal schlafen, aber wer braucht das schon. Wie singt Frank Sinatra über New York? 'The City, that never sleep!' Und wenn es Bully gerade juckt und er wieder einmal den Gewaltstart einer ganzen Flotte anberaumt?

Wer bezahlt eigentlich die dabei zu Bruch gegangenen Fensterscheiben? Haben die Haushalts-Versicherungen das Recht, das private Säckel des Herrn Solarmarschalls zu pfänden, wenn er den Schaden nicht freiwillig bezahlt?

Die Hitze aus den Korpuskulartriebwerken von hunderten Starts und Landungen täglich dürfte auch nicht gerade ohne sein, in Terrania wird es also nicht nur laut und hell, sondern auch ziemlich heiß hergehen. Auch dieses Detail hat man damals noch nicht wirklich beachtet, und wie gesagt, ich in

den 70er Jahren genau so wenig. Auch nicht die Auswirkungen auf das globale Klima. In der Gobi muss es 200 Jahre nach der Landung der Arkoniden bereits heißer sein als in der Sahara, allerdings permanent. Und man muss nicht unbedingt ein Grüner sein, um die Auswirkungen dieser beständigen Hitzeentwicklung mit dem heutigen Wissensstand bedenklich zu finden. Was also tun? Dem Beispiel Montreals folgen und die Stadt gegen das Wetter und die Umwelt völlig abschotten? Nur noch in künstlicher Umgebung leben? Den Grundstein für ein irdisches Trantor legen? Oder wäre es vernünftiger, die Pötte auf dem Mond landen zu lassen und in der Atmosphäre nur noch Feldantriebe zuzulassen? Der Warenverkehr könnte zwischen Luna und Terra ja über Transmitter gehen, wozu hat man denn die Pläne für die Dinger von den Ferronen gekauft? Nur für den militärischen Gebrauch?

Jede Stadt braucht so einiges, um als Lebensraum zu funktionieren. Vor allem aber benötigt man die Ver- und Entsorgung mit verschiedensten Dingen. Von der Energie angefangen, Wasser, Lebensmittel, Verkehrsflächen und auch Erholungszentren, ärztliche Versorgung, Polizei, Feuerwehr und und und. Die Liste ist nicht endlos, aber doch ziemlich lang. Ebenso zählt die Beseitigung von Abfällen aller Art, Abwässer und Fäkalien dazu. Außerdem wollen die Bürger halbwegs saubere Straßen - ja, auch die Entsorgungsproblematik macht vielen Stadtverwaltungen einiges Kopfzerbrechen.

Nun, zumindest die Entsorgung von Abfall sollte eigentlich mit arkonidischer Technik nicht wirklich das größte Problem sein. Die Kanäle enden einfach an einem Desintegrator und werden in unschädliche Atomkonglomerate zerlegt. Hausmüll landet über den häuslichen Müllschacht im Atomofen oder wird ebenfalls desintegriert. Technisch gesehen sicher überhaupt kein Problem, und Don Corleones Erben werden sich ganz bestimmt darüber freuen und gerne großzügig für die Installation und Wartung aufkommen. Immerhin konnten sie vorher nie so sicher sein, dass die von ihnen in Auftrag gegebenen Leichen unauffindbar bleiben.

Ach so, natürlich, es gibt ja in Terrania kein organisiertes Verbrechen, die Erde ist eine Scheibe und der Papst ist eine protestantische Frau. Ich habe da ein wirklich tolles Geschäft an der Hand, Zahlungen bitte nur bar und in unmarkierten kleinen Scheinen.

Nun ja, vielleicht könnte man ja zur Sicherheit die Abfälle vor der Vernichtung noch einmal untersuchen, das wäre ein Job für spezialisierte Roboter (falls die in Ungnade gefallenen Rekruten der Raumflotte dafür nicht mehr ausreichen. Eine mögliche Strafe für den Zapfenwi... Entschuldigung, für die Überschreitung des Zapfenstreiches). Diese Details lassen sich jedenfalls lösen, ob mit oder ohne Mitarbeit der Ehrenwerten Familien.

Schwieriger ist da schon die VERsorgung. Zuerst natürlich Baumaterial. Ich weiß ja nicht, woraus die Häuser von Galacto City gebaut waren, aber viel davon dürfte es in der Gobi sicher nicht gegeben haben. Und es ist egal, ob der Goshun-See an den Koordinaten der Hefte oder den realen liegt - er ist eine ganz schöne Strecke von jeder Zivilisation entfernt. Auch mit Luftfracht. Das macht es einigermaßen wahrscheinlich, dass Downtown Galactik City zumindest am Anfang eine Art in den Wüstenboden gegrabene Höhlensiedlung war, wie eine Stadt in Australien, Coober Peady. Rund um den Landeplatz der STARDUST und der GOOD HOPE gebaut. Die Stahl-, Beton- und Glasbauten werden wohl etwas gedauert haben, bis sie gebaut wurden, ich glaube mich da an ein anfängliches Handelsembargo der Dritten Macht gegenüber erinnern zu können. Oder hat die GOOD HOPE einen Abstecher zu einem der Vulkane im Sonnensystem gemacht und die Lagerräume mit Puzzolanen und ähnlichem vollgeladen, um Beton selber herzustellen. Das Eisen

aus dem Marsstaub zu schmelzen und zu Stahl kochen dürfte für das kleine Beiboot auch keine unüberwindbare Aufgabe sein - aber alles in allem schon auch etwas zeitraubend. Aber alles in allem, die Wohnraumfrage dürfte nach nicht allzu langer Zeit gelöst worden sein.

Energie war wohl auch nicht weiter problematisch - die Reaktoren der Arkoniden sind klein genug, um transportable Schildgeneratoren und sogar Fluganzüge zu versorgen, also sollten sie in entsprechender Größe und oder Menge auch eine Stadt versorgen können. Vielleicht wäre Thomas Edisons Traum von einem Kraftwerk in jedem Haus, vielleicht sogar jeder Etage, dann sogar endlich wahr geworden. Alles liefe nur noch über Gleichstrom, und endlich hätte er Nicola Teslas Erfindung aus dem Geschäft gedrängt. Vielleicht. Auf jeden Fall stünde Terrania saubere Energie beinahe unbegrenzt zur Verfügung. Wahrscheinlich, wenn nicht irgend jemand die Energiepreise künstlich nach oben treibt, um auf die Schnelle ein paar Millionen Solar zu verdienen. Würden allerdings Perry und Homer G. doch nie zulassen, oder? Oder doch? Nein - dazu sind sie von den ersten Autoren viel zu ehrlich gezeichnet.

Aber - wie steht es mit Wasser? Der tägliche Wasserverbrauch ist in Europa derzeit so um die 130 Liter pro Person, in den USA noch mehr. Eine ganz schöne Menge. Etwa ein Drittel davon läuft über die Dusche in die Kanalisation, ein weiteres über die Toilettenspülung. Das sind 43 Liter sauberes Trinkwasser, nur um unsere Fäkalien loszuwerden. Aber irgendwie, kaum jemand will das Dusch- und Badewasser in einem Tank sammeln und in die Klospülung leiten. Okay, das sollte an anderer Stelle diskutiert werden, nicht in einem Science-Fiction-Format. Also weiter im Text. Ein Viertel des Wassers wird für saubere Wäsche, sauberes Geschirr und ein sauberes Auto benötigt. Sagen wir mal, die Arkoniden haben im Laufe ihrer wirklich sehr, sehr langen Geschichte der Raumfahrt Techniken entwickelt, wie man sich selbst, seine Kleidung, seine Räume, sein Geschirr und Besteck sowie seinen Hintern sauber bekommt und auch sein Geschäft ohne Wasser entsorgt. Möglicherweise haben sie diese Methoden sogar schon von den Akonen respektive den Lemurern geerbt. Bleibt also noch das Wasser zum Kochen und zum Trinken. Selbst wenn wir nur 10 Liter pro Person annehmen, sind das einige Milliarden Liter am Tag! Ja, Okay, gut, wir haben natürlich Arkonidenteknik! Wir können Rohrleitungen bauen! Pumpen und all das andere auch. Die Römer haben ihre Aquaedukte doch auch geschafft, ganz ohne großartige Technik, einfach mit Gefälle. Wir können das doch sicher hundertfach, tausendfach so groß bauen! Bloß, wohin? Also, zu welchen Quellen? Das ewige Eis des Himalaya anzapfen? Schmilzt doch ohnehin nur weg, also benützen wir es doch. Verbrauchen wir es. Also, ich vermute, es wird nicht ganz so einfach sein. Aber - wie gesagt, in jener Zeit, in welcher die Romane geschrieben wurden, hat daran wirklich noch niemand auch nur Ansatzweise gedacht, alles war einfach im Überfluss vorhanden und regenerierte sich von selber. Allerdings - bei jedem Start nimmt ein Raumschiff tausende Tonnen Wasser mit. Muss es notgedrungen, die Mannschaft braucht Trinkwasser. Wenn ich jetzt aus einem System etwas entnehme, in diesem Fall Wasser - nun ja, Eis-Asteroiden sollten das Problem zumindest kurzfristig lösen. Wozu braucht der Saturn schon seine Ringe? Glückliche 70er- und 80er Jahre. Noch keine Sorgen, die Umwelt zu zerstören!

Was man natürlich noch bedenken müsste, ist die Nahrung. Aber ich fürchte, dass das nicht nur Terrania und nicht nur das Perryversum betrifft. Eventuell hülfe es temporär, einige Meerwasser-Entsalzungsanlagen zu bauen und damit Gegenden urbar zu machen, die heute noch unfruchtbare Öde sind. Die Gobi zum Beispiel. Auch Auswanderung zu fremden Planeten wäre eine Hilfe, aber Terra und Terrania würden trotzdem immer abhängiger von Nahrungsmittel-Importen aus den

Kolonien. Und wenn das Imperium zusammenbricht? Jemand die Nachschubswege blockiert? Trantor läßt grüßen.

Übrigens - warum fliegen im Perryversum die Kommandanten ihre Schiffe eigentlich fast immer selbst? Haben die denn nichts Wichtigeres zu erledigen? Ich meine, dafür hat man doch die Brückencrew. Rudergänger, Navigator, Ortung etc. Selbst eine Korvette sollte so eine Mannschaft inklusive XO besitzen, der Kommandant sollte den Kopf für anderes frei haben und den Überblick behalten. Aber irgendwie zieht es jeden Epsaler ans Steuerpult, Roi Danton fliegt die FRANCIS DRAKE im Gefecht selber, Don Redhorse die BLACK HILLS - eigentlich fliegen sie alle ihre Schiffe selber. Sogar Perry Rhodan selber. War nicht jemand von den Autoren kurz bei der Marine? Sogar Patrouillenboote haben doch einen ausführenden Offizier, der dem Chef die alltäglichen Routinen abnimmt. Bei einer Gazelle bzw Space Jet mit 4 Mann Besatzung, klar greift der Chef selber mit zu. Muss er sogar. Vielleicht, aber auch nur vielleicht wäre es bei einer Korvette nicht GANZ ausgeschlossen. Aber ab einem Kreuzer - niemals. Unter Umständen, wenn nichts los ist, gönnt sich der Chef den Spaß. Aber sobald irgend jemand zu einer Meldung ansetzt, gehört das Ruder wieder dem Steuermann, und der Skipper konzentriert sich auf seinen eigentlichen Job.

Das nächste Problem habe ich mit der Konstruktion der Shifts (RZ PR 253). Beginnen wir mit den Flügeln. Für Stabilisierungsflossen sind sie viel zu groß - und trotzdem völlig ungenügend, weil eine vertikale Flosse fehlt. Oder sie müssten V-förmiger stehen. Ich bin kein Spezialist für Nurflügler (wie etwa die B2), weiß aber, dass die nicht nur Vorteile haben und SEHR exakt konstruiert sein müssen. So, wie die Flossen beim Shift jetzt sind, nehmen sie im Hangar nur unnötig Platz weg, ohne den geringsten Vorteil zu bieten. Vielleicht machten sie noch einen gewissen Sinn, wenn man die Größe reduziert und sie wie bei manchen Helikoptern als Waffenstationen benützt.

Eine weitere Ungereimtheit. Bei den Luft-Raumjäger baut man ausschließlich Muster mit einem einzigen Triebwerk - und dem Shift pflastert man das Heck mit bündelweise miniaturisierten Triebwerken zu, sodass nicht einmal Platz für eine Tür bleibt. Welche Geschwindigkeit soll denn der Flug-Tauch-Rollpanzer in der Luft, bzw welche Beschleunigungswerte im All eigentlich entwickeln? Soll er eine Konkurrenz für die Jäger darstellen? Oder für die Jabos? Welches Einsatzprofil hat denn so ein Shift?

Kommen wir noch zur Bewaffnung des Shifts. Das Ding hat drei Kanonen - und alle sind ausschließlich nach vorne ausrichtbar! Viel mehr als rund 40 Grad von der Flugrichtung dürften als Feuerbereich nicht möglich sein. Vielleicht 45. Warum benützt man denn keinen Drehturm für die Bewaffnung? Oder vielleicht, wenn man keinen Geschützturm will, einen breiten Drehkranz rund um die Pilotenkuppel? Damit hätte man zumindest eine Rundum-Verteidigung, und nach oben ebenfalls. Es gab und gibt schon Panzer ohne Turm - der Zweck eines solchen Jagdpanzers oder Selbstfahrgeschützes ist dabei eine möglichst niedrige Silhouette. Die aber ist beim Shift überhaupt nicht gegeben, das Ding ist sicher höher als ein moderner Kampfpanzer mit Turm, wenn er auch kleiner sein dürfte. Zumindest aber schmaler.

Was eine ganz gute Überleitung zu meinem nächsten Thema herstellt. Die schwere Thermokanone (RZ PR 659). Nun ja, ich gebe zu, dass es schwierig ist, an der SCHNITT-Zeichnung der Technik etwas auszusetzen. Es ist unmöglich, einen Fehler zu finden, wenn niemand weiß, wie ein solcher Thermostrahler eigentlich wirklich funktioniert. Außer vielleicht Nicola Tesla, und der hätte dann sein Geheimnis ja mit ins Grab genommen. Falls er es überhaupt geschafft hat, so ein Ding zu erfinden, immerhin hat weder die US-Army noch die Navy eine solche Waffe. Ja, ich weiß, nicht

offiziell, aber wäre die Existenz einer derart mächtigen Waffe nach so vielen Kriegen noch geheim? Wäre das nicht ein Druckmittel wie früher die Atombombe, nur noch mächtiger? Hätte nicht spätestens Donald zu Kim gesagt:

"Das ist ein Thermostrahler Mk VI, die stärkste Waffe im Sonnensystem. Die pflanzt dir aus dem Orbit die Energie einer Atombombe mitten ins Büro. Sag mal, wie fühlst du dich jetzt, Punk?"

Ich persönlich wäre ja bei einer Strahlwaffe primär nach optischen Gesetzen vorgegangen. Also von einer ganzen Reihe Ringen, welche mit Profilleisten oder Röhren miteinander verbunden wären. In den Ringen stecken die Projektoren für Bündellinsen aus Energie, Gleichricht- und Fesselfeldern. Tiff hat einen Entfernungsmesser moniert, damit der Brennpunkt perfekt sitzt. Nun ja, Schaden könnt's sicher nicht. Aber - die Autoren der Serie hatten andere Vorstellungen, und das ist selbstverständlich absolut legitim. Soweit also kein Einwand.

Allerdings stellt sich mir die Frage, welchen Sinn eine Waffe eigentlich macht, welche man nur horizontal, also parallel zum Deck, schwenken kann? Ich weiß nicht, wie es Euch geht, aber ich habe noch nie gehört, dass es im All so etwas wie eine Wasserlinie gibt. Was macht also jetzt der Richtschütze auf seinem Sesselchen oben auf der Kanone? Soll er vielleicht den Steuermann bzw. Kommandanten anrufen? "He Brücke, das Schiff um - äh, 3,57429 Grad nach Rho drehen!" Oder sendet das Schiff ein Hypnosefeld aus, das den Gegner zwingt, auf der richtigen Ebene anzugreifen? Oder wie soll es sonst funktionieren? Dafür hat das Geschütz sogar noch eine Kufe in einer Rinne, damit - ja, wofür eigentlich? Damit man das Drehgelenk ganz hinten einbauen kann und irgend etwas das ganze Gewicht aufnimmt?

Ich möchte jetzt von Terra und seinen Schiffen weggehen und mich den Springern, wie die Mehandor damals noch genannt wurden, zuwenden.

Das Standard-Handelsschiff, 400 Meter lang und 80 im Durchmesser (RZ PR 340) - eine Doppelimpulskanone im Bug, je sechs an jeder Seite. Ein Breitseiten- oder Kasematten-Schiff, ein Schiff für laufende Gefechte, die Konstruktion erinnert ein wenig an die bewaffneten Teaklipper der Briten im 19. Jahrhundert. Nur leider lassen sich die Kanonen nur sehr begrenzt nach 'oben' richten und nach 'unten' bleibt ein noch größerer blinder Winkel. Zu allem Überfluss ist auch noch die Brücke oben vorne auf den Rumpf gepappt, und nach hinten oben gibt es offenbar gar keine offensive Verteidigung. Ein gefundenes Fressen für die oben angedachten Hornissen. Ob nicht eine Verteilung 3 x 4 oder 4 x 4 doch ein wenig besser gewesen wäre?

Das Kampfraumschiff der Überschweren (hier gibt es wohl immer noch keinen eigenen Namen) mit 1.200 m Länge und 260 im Durchmesser (RZ PR 847) hat zumindest über den ganzen Umfang einige Geschützbatterien vorzuweisen.

Mein nächster Punkt wäre das Kampfraumschiff der Topsisider (RZ PR 479). Schwerer Kreuzer, 300 Meter lang, 18 Meter Durchmesser, mit einer Kommandokugel von 48 Metern. Dieses Ding hat, ähnlich dem Springerschiff, Kanonen auf nur zwei Ebenen, allerdings nur leichte Bewaffnung. Zusätzlich ein schweres Polgeschütz (macht durchaus Sinn), einen schwenkbaren Desintegrator unter dem Bug (ebenfalls sinnvoll) und eine offensichtlich starr eingebaute schwere Impulskanone. Nehmen wir an, der Schwer- und Drehpunkt ist die Mittelachse der Kugel. Dann soll der Pilot bei hohen Geschwindigkeiten mit einem 150 Meter langen Rohr zielen? Bei DER Masse soll er treffen? Echt jetzt? Aber vielleicht heißt das Ding ja auch Chamee-Chasse-Chanone, und der letzte Offizier

in der Zentrale hat die Pflicht, sich mit Pansserei auf dem Gegner zu stürzen, um zumindest kämpfend unterzugehen und für Diktator, Brut und Heimatplanet zu sterben.

Etwas außer Konkurrenz läuft der Kampfroboter 2400/III (RZ PR 767). Ich weiß nicht, wann der vorkommt, aber er hätte sich mit dem Messer und der Pistole an der Hüfte den Spitznamen Colonel Wayne Bowie verdient. Oder Bowie Raygun. Was Roboter angeht, sind die Titelbild- und Innenillustrationen für mich weit aussagekräftiger als die Risszeichnungen (besonders bei Moses).

Das wären jetzt so die Dinge, die mir speziell aufgefallen sind. Ich finde, für 400 Hefte oder 7,6 Jahre fällt die Statistik für die Zeichner und Autoren gar nicht einmal schlecht aus. Ich weiß auch nicht, wie meine Fehlerquote ausgefallen wäre, hätte ich an der Serie mitgearbeitet, und mit einem Vorsprung von 80 Jahren Forschung und Entwicklung kann man leicht kritisieren. In noch einmal 80 Jahren oder so liest sich vielleicht jemand meine Fingerübungen durch und bekommt einen Lachanfall, was ich so alles falsch angedacht habe.

Irgend jemand hat einmal gesagt, der Traum von gestern ist die Realität von heute und der Witz von morgen. Als 1961 das erste Heft von Perry Rhodan erschien, hätten die Autoren wahrscheinlich nicht gedacht, dass 1969 ein Mann von einer Treppe springt und damit Geschichte schreibt. Dass es 1976 zwei Passagierflugzeuge geben könnte, welche schneller als der Schall zu fliegen imstande sein würden. Dass unsere Computer nicht mehr im Kilobyte bemessen werden, sondern in Gigabyte, und in der nördlichen Hemisphäre hat so gut wie jeder einen. 1961 flog der erste Mensch ins Weltall, Jury Gagarin. In meine Gedanken schleicht sich eben das Bild, wie in Baikonur einige hübsche Mädels in häßlicher Uniform sitzen, Kugeln auf Stahldrähten herum schieben und die genaue Flugbahn für die Wostok berechnen. Das war vor 63 Jahren. Die STARDUST nahm irgendwie sogar das Space-Shuttle voraus, auch wenn in dieses bisher noch kein Atomtrieb eingebaut wurde.

Insgesamt haben die Autoren und Illustratoren also einen verdammt guten Job gemacht.

Werkstattbericht F.R.I.C.K.

von Roland Triankowski

Man mag mir mit Fug und Recht Größenwahn unterstellen, wenn ich meiner eher mäßigen Kurzgeschichte aus dem letzten WoC hiermit einen Werkstattbericht widme. Doch lasst mich erklären!

Es geht um die Geschichte namens F.R.I.C.K. Die Perry-Rhodan-Multicrossover-Story erschien erstmals in der Anthologie "Das wüsste ich aber! 60 Jahre Klaus N. Frick" herausgegeben von Christina Hacker und Alexandra Trinley. Ich hatte die große Ehre, einen Beitrag dazu verfassen zu dürfen - heraus kam ein Text, der größtenteils eine Aneinanderreihung popkultureller Anspielungen darstellt. Eben jene Anspielungen will ich an dieser Stelle aufschlüsseln - auch auf Wunsch einiger Leser:innen.

Here we go! Zur generellen Einordnung: Die Handlung spielt Ende des Jahres 1963, dem Geburtsjahr des Jubilars.

Kapitel 1: Die Sawyer-Akten

Allan D. Mercant ist ein amerikanischer Geheimdienstler aus der Perry-Rhodan-Serie, später sogar Chef der Solaren Abwehr.

Saint Petersburg, Missouri ist eine fiktive Stadt, in der die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn stattfanden.

Das Sawyer-Archiv: Der erwachsene Tom Sawyer tritt in späteren Romanen als Detektiv auf. In der League-of-extraordinary-Gentlemen-Verfilmung (nicht in den Comics) ist er ein amerikanischer Agent. (Der müsste dann aber ein Nachfahre gleichen Namens sein, sonst kommt das zeitlich nicht hin.)

Oxford, keine Budapester: Dieser Code findet im ersten Kingsman-Film Verwendung. Die Freigiebigkeit britischer Agenten mit ihren Klarnamen spielt natürlich auf einen gewissen **Bond** an.

Liga-Fall: Gemeint ist die bereits erwähnte Liga der außergewöhnlichen Gentlemen.

Fantomas-Film: Fantomas ist ein comichafter französischer Filmschurke der 60er Jahre.

Mercury-Atlas-12-Mission: In der echten Welt waren tatsächlich 12 Mercury-Missionen geplant - und zwar genau zu dem Zeitpunkt. Nach Mission 9 wurde das Programm aber zugunsten von Gemini eingestellt.

Gründung der IIA: Die International Intelligence Agency ist der fiktive NATO-Geheimdienst in der Perry-Rhodan-Serie. Laut Blauband 13 wird die IIA Anfang 1964 gegründet.

Mit einem **Laser** abschießen: Dr. Evil (aus den Austin-Powers-Filmen) lässt grüßen.

Forschungsreaktor nahe München: Den Reaktor gibt es wirklich, er steht in Garching, aufgrund zahlreicher Cons ein bedeutsamer Ort für Perry-Rhodan-Fans.

Rettung des Präsidenten: Laut Blauband 13 konnte Mercant Kennedy vor dem Attentat bewahren, stattdessen ist allerdings Jacky gestorben (s. u.)

Sinclair und der Doctor: Geisterjäger John Sinclair und der allgemein als "Der Doctor" bekannte Timelord werden nur mal kurz genamedropt.

Geheime britische Ministerien: Vor allem ist natürlich das Ministry of Magic aus der Harry-Potter-Reihe gemeint - es gibt aber mindestens noch das Ministry of Silly Walks.

Felix: Gemeint ist Felix Leiter, CIA-Agent und Freund von James Bond. Wodurch nahegelegt wird, mit wem Mercant da die ganze Zeit telefoniert.

Kapitel 2: Eskorte durch New York

G-Man Jerry Cotton: FBI-Agent und Hauptfigur der gleichnamigen Romanheftserie. Genau wie Perry Rhodan stammt er aus Connecticut.

New York International Airport: Der Flughafen wurde in der realen Welt nach dem Attentat nach JFK umbenannt. Da im Perryversum (bzw. in der Version von Blauband 13 - ich habe kürzlich von Ben Calvin Hary himself gelernt, dass das maximal B-Kanon ist) stattdessen Jacky stirbt, ist es nicht abwegig, dass hier entsprechende Überlegungen stattfinden.

Morticia: Morticia Addams, Mutter der Addams-Family, begabtes Medium und sehr einnehmende Person.

Kevin Brown: Klarname von Agent K aus Men in Black
Kapitel 3: Bericht aus Garching

Kilo November Foxtrott Six Zero: NATO-Alphabet für KNF 60 - um auch mal auf den Jubilar anzuspieren.

Captain Tony Nelson: Fiktiver Astronaut aus der TV-Serie "Die bezaubernde Jeanny", dessen Raumkapsel hieß übrigens "Stardust" - genau wie die Mondrakete von Perry Rhodan.

Emma Knight: Mädchenname von Emma Peel aus der TV-Serie "Mit Schirm, Charme und Melone"

Jacques Lefebret: Einer der zahlreichen Tarnnamen von Connor MacLeod aus dem Film "Highlander". Nicht-kanonischen Quellen (aber was ist bei Highlander schon kanonisch) nach weilte er zu der Zeit in Paris.

Nikolaus von Knatter: Tatsächlicher Name des Meisterdetektivs Nick Knatterton, Held der gleichnamigen Comicstrips aus den 50er Jahren.

Kriminalanwärter Klein: Ein sehr junger Harry Klein, zu der Zeit eventuell schon angehender Assistent von Kommissar Keller aus der TV-Serie "Der Kommissar" und später der Vize von Derrick aus der gleichnamigen TV-Serie.

Kapitel 4: Pogo in Togo

Pogo in Togo: Titel eines Deutsche-Welle-Hits der Band "United Balls" von 1980 - und ein unbeholfener Versuch, auf Klaus' Punk- und Afrika-Begeisterung anzuspielen.

Jugendfreund Leroy: Leroy Washington ist ein Jugendfreund von Perry Rhodan, der erstmals in Heft 1177 erwähnt wird und in Andreas Eschbachs "Perry Rhodan: Das größte Abenteuer" eine wichtige Rolle spielt.

901er: 1963 wurde in der realen Welt auf der IAA ein neuer Porsche vorgestellt - ursprünglich unter der Bezeichnung 901. Ich lasse Lefebret sagen, dass sie "nicht französisch aussehen", weil Peugeot kurz darauf Stress gemacht hat, da Typenbezeichnungen mit einer Null in der Mitte ihr Markenzeichen seien. Porsche hat das Modell dann auch schnell in das heute bekannt "911" umbenannt. Entsprechend ist Knights Bemerkung, dass der "Streit über Namensrechte" zu vermeiden sei, ein Meta-Scherz: Ich versuche in diesem Text auch, die bekannten (und rechtlich geschützten) Klarnamen zu vermeiden. (Ups! Jetzt hab ich mich verraten!)

Knights Verlobter Peter: Peter Peel ist in der Serie der verschollene Ehemann von Emma, der erst zum Ende ihrer Rolle wieder auftaucht.

"Es ist eine Art Magie": Denselben Satz hat Connor McLeod zu der kleinen Rachel im besetzten Frankreich, als er mehrere Volltreffer aus einem deutschen Maschinengewehr überlebt. "A Kind of Magic" ist zudem ein Queen-Song aus dem Quasi-Soundtrack des Films "Highlander".
Kapitel 5: Sehr lustig

Slotermeyer: Auch wenn ich euch alle damit in Lebensgefahr gebracht habe, habe ich den kompletten Wortlaut des Killing-Jokes von Monty Python zitiert. In der Fiktion des großartigen Sketches war er eine britische Geheimwaffe im Zweiten Weltkrieg, von der sich jeder Hörer des Witzes totlachen musste.

Rosarot leuchtender Edelstein: Ich weiß, hier den Pink Panther unterzubringen ist ziemlich random. Ein besserer MacGuffin ist mir aber nicht mehr eingefallen.

Geblixdingst: Um seine Lachkrämpfe zu beenden, lässt Brown Lefebret den Witz wieder vergessen. Dafür bedient er sich des Neuralisators aus den Men-in-Black-Filmen.

9. Dezember 1963: Der Geburtstag des Jubilars ist somit der Geburtstag dieser Einheit mit dem passend gemachten titelgebenden Akronym.

Bernd's Appetizer

von Bernd „Göttrik“ Labusch

Leider war das Frühjahr 2024 nicht weniger Arbeitsreich als der Winter. Im Gegenteil habe ich noch weniger Zeit mit Hobbys und Familie verbringen können. Daher halte ich mich diesmal kurz. Vor allem hatte ich wenig Zeit für Filme und TV-Serien. Zudem habe ich mich darum bemüht Apple-TV+-Serien nachzuholen, wie „For All Mankind“ (aktuell bereits vier Staffeln) oder „Foundation“ (aktuell zwei Staffeln). Der Kerngedanke bei Apple-TV+ ist hierbei der eines Bonus' für allgemeine Apple-Nutzer. Bei vielen Mobilfunk-Verträgen mit Apple-Geräten gibt es ein Jahr Apple-TV+ kostenlos hinzu. Dies hat immerhin den Vorteil, dass man dort wohl auch auf absehbare Zeit von Werbung im Pay-TV verschont wird. Ob dies allein genügen würde, mich zum Kauf eines z. B. Apple iPhones zu motivieren, wage ich nicht zu beurteilen. Aber, dass ich als alter Mobilfunk-Hasser überhaupt darüber nachdenke, kann man schon als Zeichen dafür ansehen, dass Apple-TV+ seinen Zweck erfüllt. Hüstel.

TV-Serie: Star Trek Discovery – Staffel 5

Nach einiger Verzögerung wegen Corona- und Streiks sowie Nachdrehes für das Finale gab es nun im Frühjahr 2024 die fünfte und letzte Staffel von „Star Trek Discovery“ bei Paramount+. Die Nachdrehes waren nötig, weil erst nach Abschluss der regulären Dreharbeiten entschieden wurde, die Serie mit der fünften Staffel einzustellen, dem Produzenten jedoch gewährt wurde, einen runden Abschluss für die Serie zu produzieren. Die letzte Folge der Staffel ist daher doppelt so lange wie eine reguläre Folge der Serie. Es sind zudem im Finale noch einmal alle wichtigen Charaktere der letzten Jahre zu sehen, aber natürlich standen Sonequa Martin-Green als Captain Michael Burnham und David Ajala als Burnhams Lebensgefährtin Cleveland Booker im Zentrum der Handlung. Das Finale der Serie erinnert inhaltlich grob an das Finale der TV-Serie „Babylon 5“ mit Bruce Boxleitner als John Sheridan im Zentrum der Handlung, die im Wesentlichen aus einer melancholischen Rundreise durch die große weite Welt des Franchise besteht. Anders als in früheren Jahren wurde die gesamte Staffel vom selben Team hinter der Kamera produziert. Als Produzentin und Showrunnerin fungierte in der fünften Staffel Michelle Paradise. Alex Kurtzman war als, wenn man so will Chefproduzent und Interessenvertreter des Studios Secret Hideout und der Sender CBS bzw. Paramount+ für das gesamte Star Trek-Franchise, selbstverständlich ständig eingebunden und hatte immer das sprichwörtlich letzte Wort.

In der Handlung der letzten Staffel geht es um eine kosmische Verfolgungsjagd, die mich sehr an den französischen SF-Film „Valerian – die Stadt der tausend Planeten“ von Luc Besson aus dem Jahr 2017 erinnert. Die Kopfgeldjäger und Schatzsucher Elias Toufexis alias L'ak und Eve Harlow alias Malinne Ravel, die Tochter des Mentors Bookers in dessen Jugend, wurden damit beauftragt aus einem uralten Raumschiffswrack ein Artefakt zu bergen, das als unglaublich wertvoll gilt. Es handelt sich dabei konkret um eine Entwicklung der mysteriösen Urrasse der Humanoiden in der Milchstraße, von der alle anderen heute existierenden humanoiden Völker abstammen. Worum es genau bei diesem galaktischen Rätsel geht ist letztlich unwichtig, da dieses Artefakt für die Handlung nur als sog. MacGuffin dient. Bei einem MacGuffin handelt es sich um ein beliebiges

Objekt, dessen einzige Aufgabe in der Handlung lediglich darin besteht, die eigentliche Handlung anzustoßen und zu motivieren, ohne selbst auf die Handlung einzuwirken. Tatsächlich verweigert Burnham am Ende der Geschichte die Annahme des Artefakts und dessen Einsatz und die ganze Verfolgungsjagd erweist sich aus Sicht eines an der Handlung orientierten Zuschauers als komplett sinnlos, vergleichbar jener Staffel in der TV-Serie „Dallas“, die einst damit für nichtig erklärt wurde, dass Pam ihren Ehemann Bobby zu Beginn der folgenden Staffel unter der Dusche stehen sieht und dieser ihr erklärt, das komplette vergangene Jahr hätte sie nur geträumt. In Wahrheit geht es in der letzten Staffel, wie in allen Staffeln zuvor, nicht um die vordergründige Handlung, sondern um die Entwicklung der Charaktere und die Herausforderungen an den einzelnen Haltepunkten auf der kosmischen Schnitzeljagd, frei nach dem Motto: „Der Weg ist das Ziel“. Dies hat zur Folge, dass die Autoren wesentlich weniger Logikfehler einbauen als in allen Staffeln zuvor, deren Handlung die Serie stets irgendwie voran bringen sollte. Vor allem bleibt die Serie in erster Linie eine Michael Burnham-Selbstdarstellungssorgie, in der alles andere nur Mittel zum Zweck ist.

Heftroman-Serie: Perry Rhodan

Die „**Perry Rhodan**“-Heftromanserie folgt schon seit Jahren dem gleichen Prinzipien wie aktuell „**Star Trek Discovery**“. Die Titelfigur muss stets im Mittelpunkt der Handlung stehen. Die Handlung ist nur Mittel zum Zweck, weil es keinen Roman ohne Handlung gibt. Die von vielen Fans des „Perryversums“ für wichtig gehaltene übergeordnete Haupthandlung eines Zyklus ist nur ein sog. MacGuffin und am Ende eines 100er Blocks bzw. Zyklus muss alles für die Titelfigur und ihre Welt exakt wieder so sein, wie es vor dem Beginn des Zyklus war. Besonders auffällig war dies in den Heften 2900 bis 3299 mit den Zyklen „Genesis“ (2900er Hefte), „Mythos“ (3000er Hefte), Chaotarchen (3100er Hefte) und aktuell „Fragmente“ mit den Heften 3200 bis 3299. Der Fragmente-Zyklus ist noch nicht abgeschlossen, aber es ist nicht damit zu rechnen, dass am Ende des Zyklus die Superintelligenz ES wieder aufersteht, da dies von Grund auf gegen das Prinzip des MacGuffins verstoßen würde. Der Tod einzelner Helden, wie Ronald Tekener oder die zeitweilige Auswanderung von wiederkehrenden Nebenfiguren wie Reginald Bull aus der Handlung, ohne klare Ansage, ob diese jemals wiederkehren, verstoßen hingegen nicht gegen das Prinzip. Auch Zeitsprünge und Schauplatzwechsel sowie der Wechsel der MacGuffins mit jedem Zyklus- oder Schauplatzwechsel gehören dazu. Noch einmal: Wichtig ist nur, dass es nur eine echte Hauptfigur gibt, hier Perry Rhodan und diese stets im Zentrum steht und es in der Handlung keine echte Entwicklung gibt und das Handlungsziel nur vorgeschoben ist, da man keinen Roman ganz ohne Handlung erzählen kann. Action wirkt in einer solchen Geschichte besonders nervtötend, da es sich nur um Geklimper um des Geklimper Willens handelt, das in Wahrheit keinerlei Einfluss auf den Verlauf der Geschichte hat. Im Zentrum der Serie steht einzig und allein die Titelfigur und ihre Erlebnisse, die jedoch keinen Einfluss auf dessen Charakter oder dessen Ziele haben dürfen.

Die klassische „Perry Rhodan“-Serie der 1960er bis 1990er Jahre, mit stetig wachsenden Abstrichen bis in die frühen 2010er Jahre hinein, hingegen basierte auf dem genau entgegengesetzten Prinzip, der ständigen Weiterentwicklung und Veränderung von Serie und Protagonisten, Schauplätzen sowie sogar den Themen. Hierzu passte der von William Voltz geprägte Spruch von „Perry Rhodan als Geschichte der Menschheit in der Zukunft“. Auch musste die Titelfigur nicht überall und ständig im Zentrum der Handlung stehen. Der Verzicht auf dieses Grundmotiv ist nachvollziehbar, angesichts des schieren Umfangs, den die „Perry Rhodan“-Serie inzwischen angenommen hat. Andere Serien im Comic, Roman und TV, die ein ähnliches oder größeres Alter erreicht haben, haben unterschiedliche Lösungen für diese Herausforderung

gefunden, da die Abkehr von der sich stetig weiterentwickelnden Serie bei den Fans und einem großen Teil des einfachen Publikums niemals gut ankam. Als Beispiel hierfür fallen mir die letzten etwa 20 Hefte der zweiten Auflage vom „Dämonenkiller“ in den 1980er Jahren ein, die ohne Exposé neu verfasst wurden, da die Originalserie vorzeitig aus juristischen Gründen eingestellt wurde. Bei „Star Wars“ und „Star Trek“ wurde die Lösung meist darin gesehen, dass neue Serien einfach die Handlung der älteren Serien weiter erzählten, seit „Star Trek Enterprise“ dominiert jedoch das Prinzip des Lückenfüllers, der die neue Serie in Zeitsprüngen in der bereits erzählten Handlung ansiedelt (Diesem Prinzip folgten von jeher die „Atlan“-Serien oder die „Planetenroman“-Taschenbücher. In jüngerer Zeit folgen die „Perry Rhodan“-Miniserien diesem Prinzip.). Der Idee, wie in den neuen „Star Trek“-Kinofilmen, die ganze Geschichte einfach mit einem Reset noch einmal von Vorne zu erzählen, folgt aktuell hingegen „Perry Rhodan-Neo“. Bei den meisten Superhelden-Comics in den USA kommt es inzwischen regelmäßig zu einem Reset der Handlung. Von den Lesern wird dieses Konzept durchaus zwiespältig aufgenommen. Das aktuell bei der „Perry Rhodan“-Heftserie praktizierte Konzept entspricht am ehesten dem der „Flash Gordon“- und „Buck Rogers“-Kinoseriale der 1930er Jahre. Jedes der „Flash Gordon“-Serials bot eine echte in sich geschlossene Story in der Haupthandlung, über deren jeweilige meist überraschend und ungeplant kommendes Ende man jedoch besser nicht nachdenken sollte und wo die jeweils älteren Serials auch keine Bedeutung für die Handlung der jeweils folgenden Serials hatten. Es wurde sich jedoch durchaus darum bemüht, sich nicht ständig selbst zu widersprechen, mit wechselhaftem Erfolg. Spätestens in den 1960er Jahren wurden die Serials im Kino dann von den TV-Reihen im Fernsehen, wie z. B. der klassischen „Star Trek“-Serie, verdrängt. Es gab von nun an gar keine übergeordnete Haupthandlung mehr, da diese ohnehin nicht vernünftig zu einem Ende gebracht werden konnte und sich die TV-Sender bei der Ausstrahlung der TV-Folgen ohnehin nicht an die Vorgaben der Produzenten hielten, sondern man konzentrierte sich auf die einzelnen Geschichten pro Roman, Comic oder TV-Folge. Andere typische Beispiele für solche Reihen sind z.B. die „Captain Future“-Romane aus den 1940er Jahren oder die deutsche Heftromanserie „Mark Powers“, die von Freder van Holk bereits Ende 1961 als Antwort auf „Perry Rhodan“ für „Utopia“ konzipiert wurde. Es war aber genau die Idee von der in sich geschlossenen und einigermaßen logisch aufbauenden und sich stetig weiterentwickelnden Haupthandlung der Serie, welche eben diese „Perry Rhodan“-Serie in den 1960er bis 1990er Jahren über alle Konkurrenten auf dem deutschen Printmarkt triumphieren ließ. Als dieses Konzept aufgegeben wurde, begann der Siegeszug der Konkurrenz mit Serien wie „Maddrax“. Im Bereich der Gruselromane dominiert jedoch bis heute das Format der Reihen ohne jede Haupthandlung, z. B. „John Sinclair“ oder „Professor Zamorra“. „Dorian Hunter“ und „Das Haus Zamis“ haben allerdings auch hier neue Töne auf den Markt geworfen und laufen noch immer, während die Reihe „UFO-Akten“, eine SF-Serie nach dem Prinzip von „Captain Future“ oder „John Sinclair“ ohne durchgehende Haupthandlung verfasst, mit Heft 75 eingestellt werden soll, wegen stetig sinkender Verkaufszahlen. Kurz gesagt, Serien mit einer logisch aufgebauten und stetig fortgesetzten übergeordneten Haupthandlung leben länger. Für alle an der Produktion beteiligte Personen sind echte Serien jedoch ein Graus, da mit zusätzlichen Anstrengungen verbunden, welche die reale Qualität der Einzelwerke für sich nicht erhöht.

Extrem lange Vorrede kurzer Sinn, beim „Perry Rhodan“ mindestens der letzten acht Jahre sind die einzelnen Romanhefte stets sehr viel besser als das Gesamtwerk, das nur als Vehikel für die Handlung dient, damit es überhaupt was zu erzählen gibt. Die übergeordnete Haupthandlung ist halt in Wahrheit nur ein MacGuffin, ein reiner inhaltsloser Platzhalter.

Daher werde ich mich nur kurz mit der Haupthandlung des letzten Vierteljahrs der Serie beschäftigen. In dem Dreierblock 3263 bis 3265 steht zur Ausnahme einmal Gucky mit seiner Expedition an Bord der THORA in die Kleingalaxie Wolf-Lundmark-Melotte im Zentrum. Gucky wurde in den letzten Jahrzehnten generell eher stiefmütterlich von den Autoren behandelt, da dieser Charakter von Clark Darlton in den ersten 1700 Heften der Serie eher als Identifikationsfigur für jüngere Leser präsentiert wurde. Junge Leute in fortgeschrittener Pubertät und solche, die dieser nie entwachsen sind, haben mit dieser Art von Figuren ihr Problem, da sie stets daran erinnert werden, selbst einmal Kinder gewesen zu sein. Michael Marcus Thurner hat hingegen keine Hemmungen Gucky zu präsentieren. Dabei schildert er ihn jedoch als reiferen Protagonisten, der sich nur durch seine Vorgeschichte und Fähigkeiten von den übrigen Beteiligten unterscheidet. Das Titelbild von Heft 3263 „Sternensand“ hingegen präsentiert Gucky ganz im großen Stil in der altüberlieferten Form als Maskottchen der Serie. Das Heft war übrigens in den Kiosken in den Orten an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste nur schwer zu bekommen, weil die Ausgabe wie verrückt von älteren Fans gekauft wurde, die seit Jahren zuvor keine Hefte mehr gekauft hatten, einfach aus der puren Nostalgie heraus. Ich habe keine Ahnung, ob es in anderen Regionen des deutschsprachigen Raums ein ähnliches Phänomen gab. Die eigentliche Handlung war die seit Heft 3200 andauernde Schnitzeljagd nach dem örtlichen Fragment der Superintelligenz ES. Laut der Serie gibt es nur vier große Fragmente, aber unzählige kleine Fragmente. Es genügt die vier großen Fragmente zusammen zu führen, damit der Rest der Fragmente sich in Eigendynamik anschließt. In der Galaxie Gruelfin war das erste der vier großen Fragmente gefunden worden.

In der Haupthandlung geht es gefühlt seit einem Jahr um das Fragment, das ursprünglich in der Galaxie Kondor versteckt war, später jedoch von Kmosen geklaut und an die Besitzer des Raumschiffs TEZEMDIA übergeben wurde. Diese sind wiederum mit dem Fragment an Bord in ein anderes Universum entflohen, wo sie diesen Teil der Überreste von ES an eine andere Superintelligenz quasi verfüttern wollen. Perry Rhodan folgt der TEZEMDIA daher in das sog. katachrone Universum. Dieses fremde Universum unterscheidet sich vom heimischen Universum einmal nicht durch ein rotes Hintergrundrauschen, wie das Universum der Druuf im „Atlan und Arkon“-Zyklus, in dem die Zeit einfach nur langsamer lief oder das Universum Tarkan im gleichnamigen Zyklus, wo das rote Leuchten dafür stand, dass sich dieses Universum langsam zusammenzieht und eines Tages in ferner Zukunft in einem Big Crunch untergeht, sondern es unterliegt einem umgekehrten Zeitpfeil. Aus dem Blickwinkel des Hyperraums unterscheiden sich das heimische Universum und das katachrone Universum quasi nur dadurch, dass das eine Universum im Verhältnis zum Anderen quasi auf dem Rücken liegt, was im Leerraum ohne klassisches Oben und Unten letztlich egal ist und daher in der Erzählpraxis auch keinerlei Bedeutung für die Handlung hat. So konzentrieren sich die Autoren in den Romanen auch hier auf die einzelnen Stationen der kosmischen Schnitzeljagd. Diese führt vom Übergangspunkt von einem Universum zum anderen zu einem Sonnensystem, dessen Einwohner längst verstorben sind und dessen Riesenpositronik dazu übergegangen ist riesige Raumschiffflotten zu sammeln und selbst nach erbeuteten Vorbildern neu Raumschiffe zu bauen. Schließlich folgen Perry Rhodan und seine Freunde der TEZEMDIA mit dem ES-Fragment an Bord in die Lichtung der Seligkeit. Unterwegs stößt er dabei auf die Kosmokratenwalze LEUCHTKRAFT, die weiterhin unter der Führung der tefrodischen Zellaktivatorträger Soynte Abil und Vetris-Molaud steht, die mit Hilfe des ES-Fragments das Reich der Meister der Insel in der Galaxie Andromeda wiederauferstehen lassen wollen. Im Rahmen dieses Handlungsblocks erschien schließlich noch ein einzelner Roman, der davon handelte, dass es sich bei dem Bordgehirn der LEUCHTKRAFT namens DAN um das Bewusstsein eines verstorbenen Doppelgängers Perry Rhodans aus einem Paralleluniversum

handelt. Die hiesige Superintelligenz besteht aus großen über den gesamten Planeten verstreuten Anhäufungen von Kristallstangen, die der Form nach an klassische Gehstöcke oder an bunte übergroße Zuckerstangen vom Jahrmarkt erinnern. Konkret handelt es sich um den Stock Landanou auf dem Planeten Atarmoun. Wobei sich herausstellt, dass die hiesige Superintelligenz auch noch allergisch auf das Bewusstseinsfragment von ES reagiert. Krossens Absicht war es von Anfang an, hier mit einer Aktion gleich zwei Überwesen zu vernichten und sich so einen Platz in der Führungsebene der Mächte des Chaos zu sichern. So kommt es schließlich für zwei Hefte zu einer Raumschlacht zwischen den Beibooten der LEUCHTKRAFT und den Beibooten von Krossens WERKSTATT. Am Ende flieht der Diener der Chaotarchen zurück ins Standarduniversum und ins Solsystem, während sich Perry Rhodan zunächst an Bord der LEUCHTKRAFT mit dem Fragment von ES zurück in die Galaxie Kondor begibt und sei es nur, um die dort zurückgebliebenen Personen zu informieren bzw. einzusammeln. Natürlich kommt es dabei zu einer weiteren wilden langanhaltenden Raumschlacht. Schließlich bricht auch die LEUCHTKRAFT in die Milchstraße auf.

Inzwischen haben wir Heft 3277 „**Saedelaeres Entscheidung**“ von Michael Marcus Thurner erreicht und die Verantwortlichen im Hintergrund erinnern sich, dass sie Alaska Saedelaere und seine Begleiterin Gry O'Shannon an Bord des LEUCHTKRAFT-Beiboots ZYLINDER-X nach Kondor entsendet haben. Allerdings war dies bereits am Ende von Heft 3228. Denn nun handelt der Roman davon, dass die beiden erfahren, dass sie wieder in die Milchstraße zurück sollen, weil die Ereignisse in Kondor längst Geschichte sind und sie dort nicht mehr gebraucht werden, sondern wieder im heimischen Solsystem. Bis sie dort angekommen sind, wird die Serie wahrscheinlich das Zyklusende erreicht haben und das Sammeln von ES-Fragmenten wurde von Perry Rhodan beendet. Dies ändert jedoch nichts daran, dass der Autor aus dieser Handlungsvorgabe das Bestmögliche gemacht hat und einen hervorragend zu lesenden Roman schrieb. Konkret geht es übrigens darum, dass Alaska und Gry im Zeitpostamt von Anntabur in der Galaxis Doulzamar, nach der gerade einmal ersten Etappe ihrer Reise nach Kondor, eine vor 3000 Jahren hinterlegte holographische Botschaft von Perry Rhodan erhalten. Der Titelheld selbst ist mit den beiden Mächtegern-Meistern der Insel und der LEUCHTKRAFT in die Vergangenheit gereist, um dort ein weiteres Fragment von ES ausgerechnet im Solsystem zu bergen. Bei diesen handelt es sich um das vierte große Fragment, mit dem sich dann endlich der Prozess starten lässt, der die Superintelligenz ES wiederauferstehen lassen könnte. Interessant am aktuellen MacGuffin der „Perry Rhodan“-Serie ist allein, ob Perry Rhodan die alte Superintelligenz ES tatsächlich zurückholt. Ich persönlich rechne eher nicht damit. Da ES nur aus dem Hintergrund agiert, egal ob gerade anwesend oder nicht, spielt dies für die Handlung zukünftiger Zyklen ja ohnehin keine Rolle.

Taschenheft-Serie: Perry Rhodan-Neo

Der „**Catron**“-Zyklus, bei dem es sich wie bei dieser Serie üblich um einen Zehnerblock aus eben zehn relativ dünnen Taschenbüchern mit jeweils etwa 160 Seiten Umfang handelt, die eine relativ knapp und zielgerichtet durchgezählte Handlung präsentieren, hat mit Teil 10 bzw. Taschenbuch Nr. 329 das Ende erreicht. Die Herausforderung durch das planetengroße Gehirn CATRON im Zentrum der Galaxie M87 konnte gemeistert werden und Perry Rhodan ist mit der BASIS wieder in die Heimat zurückgekehrt. Mit „Perry Rhodan-Neo“ Nr. 330 begann ein neuer Zehnerblock bzw. Zyklus mit dem Titel „Primat“ nach einem Zeitsprung von etwa zwei Jahren. Im Jahre 2116 n. Chr. erscheint unvermittelt ein seltsamer Junge quasi aus dem Nichts, der von sich behauptet aus der Zukunft zu stammen und die Welt aus der er stammt nur retten zu können, wenn er Perry Rhodan umbringt. Der Wiederaufbau im Solsystem nach dem Schrecken der Aphilliker-Tyrannie aus dem

Zyklus „**Aphillie**“ ist noch nicht ganz abgeschlossen. Man darf einfach nicht vergessen, dass im Universum der Schwesterserie alles sehr viel schneller geht als im Perryversum der Heftserie. Auch die Übergänge der Handlung von Zyklus zu Zyklus sind aktuell sehr viel organischer. Dies ändert jedoch nichts daran, dass das Erscheinen dieses seltsamen Jungen nur der Anfang einer Kette von Ereignissen ist, die ein neues Licht auf bereits vergangene Ereignisse werfen. So wie die Aphillie letztlich nur ein Vorspiel auf den Kampf gegen CATRON war und die Ereignisse im Zyklus um die Gehirnodysee in Naupaum („Odyssee“-Zyklus in den Bänden 280 bis 289) lediglich Perry Rhodan einen ersten Vorgeschmack auf die Verhältnisse in M87 gaben. Naupaum erwies sich letztlich als eine Kleingalaxie im Halo der Großgalaxie M87 von vielen. Der Junge, um den es in den nächsten zehn Ausgaben geht, unterscheidet sich scheinbar kaum von anderen Teenagern, außer dass er blaue Haare hat und sich zunächst an nichts erinnern kann. Er glaubt allerdings Primat genannt zu werden und aus dem Volk der Laumae zu stammen. Gefunden wird der Junge im australischen Outback fernab der Zivilisation vom alten Aborigine Gurumarra und dem Ehepaar Marge und Ted Henderson. Sie fühlen sich für ihn verantwortlich, taufen ihn gewissermaßen Laumae und nehmen ihn zunächst mit dem Gleiter mit in das Örtchen Port Augusta. Damit beginnt die eigentliche Handlung, die zunächst aus verschiedenen Mordversuchen Laumaes an der Titelfigur besteht. – „Road Runner lässt grüßen.“

Romanheft-Miniserie: Perry Rhodan - Androiden

Auch im Frühjahr 2024 startete wieder eine Miniserie zu „Perry Rhodan“ von 12 Heften Umfang. Kai Hirdt ist für das Exposé zuständig, wie zuvor schon für die beiden Miniseries „Mission SOL“ und „Mission SOL 2“. Darüber hinaus war er auch der Autor des Auftaktbands „Totenozean“. Handlungsjahr ist 2083 NGZ. Die Serie spielt somit vor dem aktuellen Zyklus in der Mutterserie. Die Titelfigur befindet sich zum Beginn der Handlung im Machtbereich der Föderation Normon, die in zwei konkurrierende Republiken zerfallen ist, die sich gegenseitig mit einem Bürgerkrieg bedrohen. Am Rande des Machtbereichs der beiden Republiken befindet sich der Planet Chentap, etwa 15.000 Lichtjahre vom Solssystem entfernt. Dabei handelt es sich um die Heimatwelt eines Volks von intelligenten Amphibienwesen, den Chenno. Die Chenno befinden sich in ihrer technischen Entwicklung noch auf dem Niveau der Menschheit im 20. Jahrhundert. Das Heimatsystem der Chenno wird daher vom Explorerraumschiff MUNGO PARK nur aus der Ferne untersucht und es wurde nur ein kleines Team von Wissenschaftlern um Lilja Ryksdottir als verdeckte Ermittler auf dem Planeten abgesetzt. Die Chenno leben bevorzugt in ihren Städten unter Wasser. Es gibt jedoch auch Stämme, deren Siedlungen an der Küste auf dem Land errichtet wurden. Eine dieser Städte beobachtet das Team um Lilja heimlich und aus dem Verborgenen. Dabei werden sie allerdings Zeugen, wie diese Stadt von einer Invasion aus Robotern zerstört wird. Schließlich müssen sie selbst die Flucht vor den Invasoren kreuz und quer über den Planeten antreten, bevor sie auf die überraschend eingetroffenen Gucky und Perry Rhodan treffen. Ihre Reise führt sie dabei auch in die Hauptstadt der Chenno am Grund der Tiefsee.

Die Miniserie sollte eigentlich den Titel „Droiden“ tragen, wurde jedoch in „Androiden“ umbenannt, um einen Konflikt mit Disney bzw. „STAR WARS“ wegen des Namensrechts zu vermeiden. Der Auftaktband ist dabei zum weitaus größten Teil als Tagebuch der Wissenschaftlerin Marlynn Kane verfasst und in der Gegenwartsform geschrieben. Wegen der Gegenwartsform fiel mir das Lesen des Romans schwer und ich erinnere mich daran, dass die bevorzugte Wahl der Gegenwartsform für seine Romane durch den Autor J.E.Wells alias Eberhardt Seitz einer der zentralen Gründe für Hans Frey in seinem Werk über die westdeutsche SF der Nachkriegszeit war,

die Serie „Mark Powers“ pauschal als handwerklich misslungen zu betrachten. Ich halte dies weiterhin für übertrieben, aber „**Totenozean**“ war auch für mich anstrengend zu lesen. Zum Glück blieben die folgenden Autoren nicht bei diesem Stil. In den folgenden Romanen schleichen sich Perry Rhodan und seine Begleiter, darunter Marlynn Kane und ihr Lebensgefährte Kor Chappal an Bord eines der Raumschiffe der Roboter, die den Planeten Chentap angreifen und begleiten diese zurück an den Ausgangspunkt ihrer Invasion. Derweil stellt die Posmi vom Liga Dienst Aurelia Bina fest, dass geheimnisvolle Roboter aus dem intergalaktischen Leerraum auf zahlreichen Welten in der Milchstraße Stützpunkte errichtet haben. Letztlich entwickelt sich aus dem kleinen Konflikt auf dem abgelegenen Planeten ein großer kosmischer Krieg. Inhaltlich und stilistisch sind leider tatsächlich große Ähnlichkeiten mit „STAR WARS“ zu diagnostizieren.

Interessant wurde die Serie für mich erst mit Heft Nr. 4: „**Willkommen in Menschenstadt**“ von Jacqueline Mayerhofer. Anabel Philips ist eine Polizistin in Menschenstadt, die nur von Menschen besiedelt wird und die einer Spur ihres ehemaligen Kollegen Jerome Tipton folgt, die sie zunächst jedoch nur für eine reine Verschwörungstheorie hält. Im Verlauf der weiteren Handlung stellt sie allerdings fest, dass alles noch viel extremer ist und die Menschen in Menschenstadt, gar keine Menschen sind, sondern Androiden, die von Androiden geschaffen wurden, um mit ihnen Experimente zu veranstalten. So kommt es schließlich zu einem Bürgerkrieg zwischen den Robotern in Menschenstadt. Erst später im Verlauf der Handlung greifen Perry Rhodan und am Schluss auch seine übrigen Begleiter, insbesondere Gucky, in die Ereignisse ein. Sie stellen fest, dass es sich bei den mysteriösen Androiden von Menschenstadt um eine der Niederlassungen der Androgynen handelt. Die Androgynen wurden einst während des Flugs der BASIS an die Große Leere an wichtigen Orten zurückgelassen, damit sie Stützpunkte für nachfolgende Raumschiffe und die erst sehr viel später heimkehrenden Galaktiker errichten – nachzulesen im PR-Heft 1650 ff. Dies liegt nun bereits über 600 Jahre zurück und die Androgynen-Roboter der der Milchstraße am nächstgelegenen Station planen nun eine Invasion ihrer Ursprungswelten. Tatsächlich gehen sie dabei sogar davon aus, für Perry Rhodan und die Menschheit etwas gutes zu tun und ihnen gegen einen anderen Invasor zu helfen. Diesen gibt es jedoch nicht, stattdessen kommt es zu einen Krieg, wie ihn die Milchstraße seit sehr langer Zeit nicht mehr gesehen hat.

Im Heft Nr. 5 „**Nekropole der Chenno**“ schildert Marie Erikson aus Sicht von Aurelia Bina und dem Siganesen Johann Aspra, der ursprünglich zum Team der Wissenschaftler um Lilja Ryksdottir gehörte, jedoch in der Milchstraße zurückblieb, die weitere Entwicklung in der Heimat und besonders auf dem Planeten der Chenno. Dabei präsentiert sie eine hervorragende Charakterstudie des Siganesen, der sich als extrem halbseidener Charakter erweist, wie es ihn seit Ronald Tekener in der frühen „Atlas“-Serie im Perryversum nicht mehr gegeben hat. Ich vermisse ihn.

Die weitere Reise führt Perry Rhodan und seine Begleiter schließlich im Heft Nr. 6. „**Adams Ruf**“ von Olaf Brill an den Rand der Milchstraße und zur Kunstwelt WANDERER. Dort erfahren sie, dass einst der Androide Adam von Aures, bevor er besiegt und in Milliarden winzigster Fragmente zerlegt wurde, von der Kunstwelt der Superintelligenz ES aus ein Signal entsendete, das die Androgynen in gefährliche Verwirrung stieß und zu Feinden der Menschheit machte. Nur Mühsam gelingt es Rhodan und seinen Mitstreitern, das Signal wieder abzuschalten. Aber, ob dies genügt, den Krieg zu beenden? Tatsächlich hat die Miniserie ja noch weitere sechs Heftromane Umfang. Ich muss feststellen, dass die Miniserie nach einem gründlichen Fehlstart aus meiner Sicht, sich inzwischen soweit positiv entwickelt hat, dass ich nun auch erfahren möchte, wie es Rhodan

gelingt, den Konflikt wieder zu beenden. Vor allem die Hefte ab der Nr. 4 haben mir hierbei gefallen. Olaf Brill als hervorragender Kenner der Serie, fast auf dem Niveau des verstorbenen Rainer Castor, glänzt hierbei durch viele kleine, aber eher unauffällig platzierte Hinweise auf frühere Ereignisse, Schauplätze und Charaktere.

Heftroman-Serie: Maddrax

Mit dem Heft 632: „**Nosfera an die Macht!**“ von Ian Rolf Hill tritt die Handlung der Heftserie „Maddrax“ in eine völlig neue Phase und das Zentrum der Handlung verlagert sich von Südamerika alias Amraka in den Norden des westlichen Doppelkontinents nach Meeraka (Nordamerika). Womit sich für mich die Frage stellt, ob die Bezeichnung „Amraka“-Zyklus noch richtig ist. Auch die Thematik ist eine völlig neue. Es geht nicht mehr um Aruula, die im Amazonas-Urwald verschwunden ist und nun wiedergefunden werden muss oder um die Einwohner eben dieses Urwalds, sondern um das Schicksal Meerakas mit der selbsternannten Weltregierung mit Sitz in Waashton.

Die Nosfera sind Einwohner der Maddrax-Welt in etwa 500 Jahren Zukunft, die sich von gewöhnlichen Menschen unterscheiden, weil sie unter einer erblichen Bluterkrankheit leiden, die es für sie notwendig macht, wie die Vampire aus Bram Stokers „Dracula“ zu leben. Über den wissenschaftlichen Hintergrund macht man sich besser keine Gedanken. Zum Ausgleich hierfür verfügen sie über starke telepathische Fähigkeiten. Dem Mediziner Toma'bar war es jedoch gelungen den Stamm der Nosfera im Umland der brasilianischen Stadt Macapá mit einer von ihm entwickelten Therapie zu heilen, so dass diese kein Blut mehr trinken müssen. Zudem verfügen einzelne Nosfera, wie ihr Anführer Clauzer, zusätzlich über extrem starke hypnosuggestive Fähigkeiten. Dies ändert alles nichts daran, dass ihr Traum, die Macht in der Stadt Macapá an sich zu reißen, an Maddrax und seinen Freunden gescheitert ist. Daher begeben sich die Nosfera Südamerikas geschlossen nach Nordamerika und nach Waashton, dem früheren Washington D. C., um die Herrschaft über die USA an sich zu reißen. Im Roman 632 geht es nun eben darum, wie die Nosfera die Regierung des Nordens um den Klon von Arnold Schwarzenegger als Präsidenten und dessen Sicherheitskräfte um Colonel Kormak austricksen, ihren Willen aufzwingen und damit letztlich unterwerfen. Gedeckt wird diese Aktion durch einen Angriff der Taratzen, erstaunlich menschenähnliche Riesenratten, der nur dank der Nosfera zurückgeschlagen werden kann. Allerdings waren es die Nosfera selbst, welche die Taratzen erst auf die Idee brachten.

Mit Heft 633: „**Magie oder Wissenschaft?**“ von Lucy Guth kehrt die Handlung zunächst wieder nach Macapá zurück. Es geht um die konkrete Entwicklung eines Heilmittels, welche das Volk der Stadt retten soll, das von Bunkerbewohnern abstammt und daher seit 500 Jahren kaum Immunkräfte gegen Krankheiten aufbauen konnte und daher in der Handlungsgegenwart selbst an einfachsten Krankheiten sterben kann. Dak'kar, Anführer und Chefwissenschaftler der Stadtbewohner steht dabei unter großen persönlichen Druck, da Ehefrau und Tochter zu den Erkrankten zählen. Schließlich ist er auch noch auf eine Medizin angewiesen, bei deren Herstellung er auf die Rezepte und Anweisungen eines alten Schamanen aus dem Volk der Maya hören muss, wovon er als strenger Atheist gar nichts hält bis ihm keine andere Wahl mehr bleibt. Währenddessen stellen Maddrax und seine Freund fest, dass die Nosfera um Clauzer verschwunden sind, mit Ziel Nordamerika. Sie beschließen den Nosfera in den Norden zu folgen, da dies nichts Gutes bedeuten kann.

Auf dem Weg in den Norden machen Maddrax und seine Freunde halt in den Urwäldern Süd- und Mittelamerikas und treffen dabei auf alte Bekannte und leider auch alte Feinde, die sich in den uralten Tempeln der Azteken angesiedelt haben. Im Zentrum der Geschichte von Michael Edelbrock steht mit Kulkukan ein wurmähnliches Schlangengeswesen mit Flügeln, das sich als Symbiont im Körper von Menschen ansiedelt und diesen seinen Willen aufzwingen kann. Von den Maya und den anderen Einwohnern des Urwalds wird Kulkukan geradezu als Gottheit verehrt. Ein Großteil des Romans besteht aus Rückblicken auf die Geschichte des Schlangengotts. Das erste Ziel von Maddrax ist Kourou, die frühere Hauptstadt des ehemaligen französisch Guayana und Hauptquartier der ESA mit dem Startplatz der ARIANE-Raketen. Zur Handlungszeit führen die Einwohner der Stadt jedoch ein Leben auf einfachstem technischen Niveau und die verbliebenen Raketen zerfallen langsam zu Wracks. Zudem sind einige Jahrzehnte seit dem letzten Aufenthalt von Maddrax in der Stadt vergangen. Eine seltsame Sekte, die schon fast an Zombies erinnert, hat die Macht übernommen. Ausgerechnet die Herrscherin der Stadt steht zudem unter dem Bann von Kulkukan und verschlimmert die Krise. Es kommt zu einer Verfolgungsjagd durch die Urwälder, die bis nach Mexiko und in die alten Städte der Maya von vor über 2000 Jahren führt. Unterwegs trifft Maddrax auf einen Stamm der Maya, den er ebenfalls schon seit vielen Jahrzehnten kennt und der eine Symbiose mit den Tieren seiner Umwelt eingegangen ist. Erst mit der Hilfe dieser Leute gelingt es ihm den Spuk zu beenden.

„**Die Androidenfalle**“ von Ian Rolf Hill schildert hingegen, wie die Nosfera zusammen mit den Truppen des Weltrats in Waashton zum großen Sturm auf die Stadt Los Angeles am Pazifik rüsten und schließlich in den Kampf gegen den Androiden Miki Takeo ziehen und dabei ein blutiges Gemetzel veranstalten. In „Verbranntes Land“ von Christian Schwarz erreichen Maddrax und seine Mitstreiter schließlich mit großer Verspätung die Stadt und können nur noch die hinterlassenen Trümmer begutachten. In den Ruinen findet Maddrax auch das Wrack des Androidenkörpers von Miki, allerdings ohne Kopf. Es wird somit offen gelassen, ob der alte Freund des Titelhelden „überlebt“ hat.

Für Maddrax, seine Freunde und die Menschen von Amraka (Südamerika) bleibt also nur der offene Konflikt mit den Menschen von Meeraka (Nordamerika) unter der Führung der Nosfera. Dazu müssen sie von der Westküste der USA an die Ostküste nach Waashton gelangen und reisen zunächst südwärts und schließlich ab der Meeresstraße, die an der Stelle des alten Panamakanals liegt, wieder nordwärts. An der Spitze der Halbinsel Yukatan erwartet Maddrax im Roman Nr. 636 „Die Dino-Offensive“ von Ian Rolf Hill jedoch eine böse Überraschung. Die Bewohner der riesigen Metropole der Dinosaurier, die es aus einer Parallelwelt auf die Erde des Maddrax verschlagen hat, führen Krieg gegen alle anderen Bewohner Yukatans, insbesondere gegen die Tiere und Taratzen, aber auch gegen die einfachen Menschen der Region. Im Zentrum der Handlung steht das Dorf Méda, dessen bäuerliche Bewohner mit primitiven Mitteln gegen die kriegslüsternen Raptoren-ähnlichen Rrukh kämpfen. Mitten in den Kampf geraten Maddrax und seine Leute, während sie eigentlich Kontakt mit dem kleinen männlichen Raubsaurier mit besonderen Gaben Ydiel aufnehmen wollen.

Ich kann mich täuschen, aber irgendwie wird die Handlung der Serie immer militaristischer und gleicht sich damit langsam der Handlung der „Perry Rhodan“-Serie an. Dies kann allerdings auch daran liegen, dass die Handlung des „Amraka“-Zyklus ihrem Höhepunkt zustrebt.

Heftserien: Die UFO-Akten

Mit großem Bedauern nahm ich vor einem Vierteljahr die Nachricht auf, dass die Serie „UFO-Akten“ mit Ausgabe 75 eingestellt werden soll. Bis dahin ist es jedoch noch etwas Zeit. Im Frühjahr erschienen die Hefte bis Ausgabe 69 und es werden somit im Sommer noch sechs Ausgaben folgen. Die Autoren scheinen nichts von der Entwicklung gewusst zu haben als sie diese Romane verfassten und so geht es in der Serie, die eigentlich eher eine lockere Reihe von mehr oder minder abgeschlossenen Episoden ist, auf die gewohnte Weise weiter. Eine übergeordnete Handlung wie die Zyklen bei „Perry Rhodan“ und „Maddrax“ gibt es bei den UFO-Akten nicht. Es sei denn, man sieht in der grundsätzlichen Handlung und deren sich nur sehr langsam und zögerlich entwickelnden Hintergrundgeschichte eine Art Zyklus. Judy Davenport und Cliff Conroy reisen als ehemalige NASA-Mitarbeiter, die vom US-Senator Cempball zu Bundesmarschalls ernannt wurden, weiterhin mit ihrem Wohnmobil der Marke Winnebago kreuz und quer durch Nordamerika und stören dabei mit Vorliebe die Arbeit der NSA-Sonderagenten unter dem Kommando von Jeremy McKay, die ihrerseits Mutanten, Monster und gestrandete Außerirdische jagen, egal ob diese eine Gefahr darstellen oder nicht. Das Motiv der beiden Bundesmarschalls ist dabei eher persönlicher Natur, da zu Beginn der Serie McKay sie aus ihren Jobs und ihren bequemen Beamtenleben geworfen hat als sie zu neugierig wurden. Umgekehrt sind McKays Leute im Verlauf der Jahre auf so manche Bande gewöhnlicher oder meist doch eher ungewöhnlicher Krimineller gestoßen und hat diesen ihr Handwerk gelegt. Zwischen diesen Fronten steht das „Geheime Mutantenkorps“ eines gewissen Ray. Wobei der Name Ray nur der Tarnname des Wortführers einer Gruppe von besonders parapsychisch begabter, meist junger Leute ist. Die Gruppe verrückter Wissenschaftler, die in einem Bunker in den Bergen im mittleren Westen, absonderliche Experimente durchführt und sogar über ein Stargate verfügt, ist hingegen bereits Geschichte. Dafür beginnt der Mafia-Pate Ivan Munoz aus Barcelona, der eigentlich nur das Schicksal seiner von UFOs entführten Schwester Sophie aufklären möchte, in der beschaulichen Abgeschiedenheit des Pyrenäen-Gebirges nahe der Grenze zu Frankreich heimlich selber UFOs von uralten Wissenschaftlern aus Deutschland bauen zu lassen. Und dann sind da noch diese seltsamen Grauen Leute, die irgendwie in Konkurrenz zu McKays Leuten stehen und ständig die Pläne anderer Leute brutal untergraben und zum Einsturz bringen. Dabei ist inzwischen kaum noch zu leugnen, dass an den UFO-Gerüchten etwas dran sein muss. So oft, wie scheibenförmige oder kugelförmige Flugobjekte von manchmal beachtlicher Größe in Luftkämpfe eingreifen und Militär und Terroristen notorisch aus dem Konzept bringen. Und dann sind da noch diese Wesen, die schon in alten Mythen und historischen Aufzeichnungen auftauchen und wie drei Meter große, stets schlecht gelaunte, aber überraschend intelligente und wehrhafte, aufrecht gehende Stiermenschen mit riesigen Hörnern am Schädel aussehen. Deren Revier scheint sich jedoch in den Wäldern Kanadas zu befinden.

Interessant ist dabei, dass die Autoren in Artikeln im Mittelteil weiterhin den Lesern nahe zu bringen versuchen, dass diese Geschichten, die wie eine Kreuzung aus „Professor Zamorra“ und der klassischen „Perry Rhodan“-Serie zu Zeiten des „Dritte Macht“-Zyklus wirken, tatsächlich als halbwegs seriöse grenzwissenschaftliche Erzählungen zu verstehen sind. Womit ich mich an die alten „Perry Rhodan-Reports“ jener „Perry Rhodan“-Hefte erinnert fühle, die Mitte der 1970er Jahre von Clark Darlton redaktionell geführt und von Autoren wie Erich von Däniken gefüllt wurden. Doch auch wenn es mir schwer fällt, die „UFO-Akten“ inhaltlich immer ganz ernst zu nehmen als Unterhaltungsromane gefallen sie mir besser als so mancher „seriöse“ SF-Heftroman. Sollte diese Serie mit Ausgabe 75 tatsächlich eingestellt werden, würde ich es sehr bedauern.

Anime Previews der Frühjahrs-Saison 2024

Von Alexander „Tiff“ Kaiser

Ich mache diesen Preview schon einige Zeit. Nicht ganz legal, aber immer noch nicht verboten schaue ich mir die Anime-Episoden an, die frei im japanischen Fernsehen gelaufen sind und von Anime-Fans Untertitelt wurden. Das ist mittlerweile ein Geschäft; so bietet die Subber-Gruppe Crunchyroll seine Untertitel gegen einen Obolus an, und da ist nichts Verwerfliches dran, da sie Lizenzen der Studios kaufen. Aber es besteht zu befürchten, dass, je mehr zum Geschäft es wird, der Druck auf freie Subber größer und größer wird, bis diese ihre Arbeit einstellen müssen. Aber garantiert mir Crunchyroll dann auch alle Animes?

Warum habe ich kein schlechtes Gewissen, dass die Studios kein Geld von mir erhalten, z.B. über den Umweg Crunchyroll? Gut, dass Ihr fragt. Weil ich mir von Animes, die mich besonders interessieren, die Mangas kaufe, sodass der OC, der Original Content, durch die Tantiemen an mir verdient.

Nun, solange ich noch irgendwie gut vertretbar an meine Subs komme – und seien wir ehrlich, bei rund fünfzig neuen Serien pro Quartal ist Kaufen nicht die ideale Lösung – werde ich den Preview auch weiter führen. Also, auf zur Frühlingssaison.

Den Anfang macht diesmal

Re:Monster

Tomokui Kanata wird ermordet. Aber nicht einfach das, er wird von der Frau, die ihn tötet, so oft erstochen, dass man meint, sie wolle sichergehen, dass jede einzelne seiner Körperzellen abstirbt. Als sie sich sicher ist, dass seine Selbstheilungskräfte nichts mehr bewirken, lässt sie lächelnd von ihm ab und sieht ihm beim Sterben zu.

Der nächste Moment? Tomokui erwacht. Als Goblin-Kind. Die dystopische Stadt, in der er gestorben ist, gibt es hier nicht, nur eine schlecht erleuchtete Höhle, und einen uralten Goblin, der ihn füttert. Tomo stellt fest: Er ist auch eines der Goblin-Kinder, von denen er Dutzende rund um sich am Boden liegen sieht. Doch das ist erst ein sehr interessanter Anfang, denn bereits am nächsten Tag ist er so weit entwickelt, dass er laufen kann. Er erhält vom Alten den Namen Goburo. (Ja, alle anderen Kinder kriegen ebenfalls Namen mit Goblin-Bezug.)

Bereits ab dem vierten Tag müssen sich die Goblin-Kinder, die nun so groß sind wie achtjährige Menschenkinder sind, selbst versorgen. Goburo tut sich dafür mit dem Zweitstärksten zusammen, und während alle anderen Sammler werden, um Insekten und Früchte zu essen, werden Goburo und sein Partner Jäger und essen Fleisch. Schnell wirft sich eine der wenigen weiblichen Goblins den beiden an den Hals und unterstützt sie als Fernkämpferin.

Dabei tritt ein merkwürdiges Phänomen auf. Wann immer Goburo etwas isst, absorbiert er deren besondere Fähigkeiten, von Pflanzen über Tiere bis hin zu toten Gegenständen. Ein weiteres Phänomen: Wenige Tage nach seiner Geburt erlebt er eine Transformation und wird ein Hobgoblin. Und nach einigen Querelen mit den Anderen entschließt sich Goburo, alle anderen Goblins zu versorgen und auszubilden. So wird er der Anführer der Gruppe. Gäbe es nicht zwei Wermutstropfen. Zum einen entdeckt er einen Bereich der Höhle, in der schwangere Menschenfrauen vor sich hin vegetieren, bis sie Selbstmord begehen – zum anderen kommen die Hobgoblins der vorigen Generation von einem Raubzug zurück. Sie haben eine menschliche

Karawane überfallen, alle Männer abgeschlachtet und fünf gebärfähige Frauen mit sich zurückgebracht, damit sie als unfreiwillige Mütter der nächsten Generation dienen. Und das ist noch nicht mal der erste Monat nach Goburos Geburt.

Mein Fazit: Das ist mal ein etwas anderer Ansatz mit den Goblins, der nicht nur weibliche Exemplare vorstellt, sondern auch ältere Klischees bereithält wie eben dass sich Goblins mit Hilfe von menschlichen Sklavinnen fortpflanzen. Im Anbetracht dessen, wie schnell sie sich entwickeln eine gute Überlebensstrategie, wenngleich moralisch verwerflich. Aber nicht für einen Goblin. Trotzdem ist die Story gut, und Goburo durchmacht eine Entwicklung, die ihn geistig immer mehr von Tomokui entfernt. Aber auch hier: Es sind keine hundert Tage vergangen, und Goburo hat schon so viele Evolutionssprünge hinter sich, dass er ein Oger geworden ist, und den klangvollen neuen Namen Oguro erhält. (Wirklich, der uralte Goblin ist ein Ausbund an Phantasie in der Namensgebung.) Auch seine Mitstreiter evolvieren, nicht nur seine beiden Partner, sondern alle, sodass der Goblin-Hort sehr schnell von fast menschenähnlichen Arten bevölkert wird. Auch die menschlichen Frauen bringen sich sehr bald von selbst ein, nachdem Goburo für ihre Sicherheit garantiert. Viel Schatten, viel Licht, auf jeden Fall aber unterhaltsam.

Tensei Kizoku, Kantei Skill de Nariagaru

Isekai. Ein einfacher White Collar-Angestellter stirbt an Überarbeitung. Doch das ist nicht das Ende vom Lied. Er wird als Sohn eines Adligen in einer Fantasy-Welt wiedergeboren.

Soweit, so gut. Oft genug gehört. Eine Welt, die unserem Mittelalter ähnlich ist, aber auch Magie kennt. Könnte so was werden wie mein Trualentis, hm?

Ganz falsch. Denn der junge Ars Louvent, zugegeben der älteste Sohn, hat nicht einen Funken Magie in sich. Was er aber hat, ist eine geheimnisvolle Fähigkeit, die ihn sehen lässt, welche Fähigkeiten andere Menschen haben und wie weit er diese ausbauen kann, wenn man sie trainiert. Bereits mit vier Jahren hat Ars diese Fähigkeit gut entwickelt und gibt einem der Soldaten seines Vaters den Tipp, Bogenschießen auszuprobieren. Der junge Mann erweist sich als überragendes Naturtalent.

Derart beeindruckt beauftragt Raven, sein Vater, ihn damit, sich auch andere Leute anzusehen, denn das Haus Louvent ist zwar militärisch stark, aber klein, und die sie umgebenden Länder befinden sich auf dem Weg in den Krieg, denn der Kaiser ist schwach und Entscheidungsunwillig.

Dazu kommt, dass in dem Bundesland, in dem die Louvents ihr Lehen haben, ein Erbnachfolgestreit unausweichlich erscheint, während die Nachbarn die Schwäche des Kaisers auszunutzen gedenken, indem sie auf Kosten der Nachbarn ihre Gebiete erweitern.

In dieser Situation findet Ars ausgerechnet den Jungen Ritsu Muses, der seine vielfältigen Fähigkeiten auf ein wahnsinniges Maß verbessern könnte – würde man ihn lassen. Aber der junge Waise ist ein Marca, die hierzulande wie Dämonen stigmatisiert sind, und es bedarf eines Schaukampfs zwischen Ritsu und dem Lord, um alle Anderen davon zu überzeugen, dass der dunkelhäutige Junge in der Tat eine Entdeckung ist.

So geht es weiter, der Krieg wird immer unausweichlicher, und der junge Ars sichert sich Gefolgsmann auf Gefolgsmann in den verlaufenden Jahren. Dann erkrankt sein Vater an einer langfristig tödlichen Krankheit, und der Junge wird mehr Verantwortung übernehmen müssen als er eigentlich stemmen kann.

Mein Fazit: Mal ein etwas anderes Isekai. Nicht Ars ist der Überprotagonist, sondern er sichert sich solche als seine Retainer. Die hat er auch bitte nötig, denn das kleine Lehen ist als Teil eines

größeren Gebildes vielfältig bedroht. Und es gibt auch genug Kämpfe, vom Tage seiner Geburt an gerechnet. Mit seiner Fähigkeit und seinen vielfältigen Erfahrungen aus dem vorigen Leben aber bricht er in eine hoffnungsvolle Zukunft für sich und seine Schutzbefohlenen auf. Zumindest, bis der eine Krieg losbricht, der alles zerstören kann, was zuerst sein Vater und dann er selbst aufgebaut haben.

Eine wirklich schön erzählte Geschichte, bei der man mitfiebern muss.

The new Gate

Game Fantasy. Gefangen in einem virtuellen Spiel besiegt der junge Spieler Shin den großen Endgegner und befreit alle anderen gefangenen Spieler. Als er wartet, bis auch der letzte Spieler ausgeloggt ist, erfährt er ein ungewöhnliches Ereignis. Ein Tor öffnet sich, und als er hindurch tritt, ist er nicht länger Teil einer virtuellen Welt, sondern in einer realen, welche die Geschichte des Spiels ihr eigen nennt. Allerdings fünfhundert Jahre, nachdem Shin den Endgegner besiegt hat. Während er also in der fremden Welt erwacht, sucht er nach seinen PSC, Player Support Characters, die ihn im Spiel unterstützt haben. Zuerst stößt er nach einigen Schwierigkeiten auf Schnee, eine weißhaarige Hochelfe, die seine ehemalige Werkstatt, das Mondlichtsanktuarium, weiterbetreibt und sich in den letzten Jahrhunderten einen großen Namen gemacht hat. Derart beflügelt wird er bestimmt auch noch die anderen finden. Aber findet er je den Weg nach Hause?

Mein Fazit: Gut gemachter Ingame-Anime, mit nicht gerade neuem Plot, aber immerhin guten Sprechern, logischer Geschichte und dem normalen Aufbau-Spiel. Ich bin jetzt leider erst bei Folge sechs, also kann ich noch nicht sagen, ob es noch etwas geben wird, was Shin das Leben schwer machen wird, aber ich schaue auf jeden Fall bis zum Ende.

Kaijuu 8-gou

Science Fiction. Japan wird angegriffen. Aber nicht von Godzilla, sondern von vielen, vielen Godzillas, genannt Kaijuu. Wahre Wellen von mal großen, mal kleinen Monstren fluten Japan wieder und wieder, greifen vor allem die Städte an, ohne dass man erkennen kann, was ihr eigentliches Motiv ist oder woher sie kommen. Nur eine kleine, elitäre Armee, bestehend aus den besten Kaijuu-Bekämpfern überhaupt, kann ihnen Paroli bieten.

Auch Kafka wollte einst dazu gehören, aber im Gegensatz zu seiner Schulfreundin Mina, die mittlerweile das stärkste der Anti-Kaijuu-Korps anführt, hat er es nie geschafft, aufgenommen zu werden. Nun ist er über dreißig und arbeitet als Verwerter; wann immer einer der Giganten vernichtet wurde, muss jemand die Überreste beseitigen. Haut, Knochen, Gedärme (sehr beliebt: Arbeiten am Darm), Blut, Muskeln, alles muss weg, alles wird verwertet. Nicht, dass Kafka damit glücklich ist. Als der neue Mitarbeiter Leno offenbart, dass er sich für die nächste Testrunde der Anti-Kaijuu-Truppen beworben hat, will auch Kafka es noch mal wissen, in der Hoffnung, doch zu seiner Freundin aufschließen zu können. Oder zumindest mit ihr zu dienen.

Doch dann wird er von einem kleineren Kaijuu angefallen, der sich in seinen Mundraum drückt und seinen Körper übernimmt – aber (noch) nicht seinen Verstand. Nun ist er in der Lage, selbst zu einem Kaijuu zu werden, einem von denen, deren Präsenz eine eigene Nummer wert ist, Kaijuu Nummer acht. Gedeckt von Leno beginnt er, diese Fähigkeit einzusetzen, als die Prüfungen wegen eines humanoiden Kaijuus den Bach runterzugehen drohen. Dabei ist nur eines gewiss: In einer

Einheit zu dienen, die Kaijuus bekämpft, ist kein guter Platz, um sich in einen Kaijuu zu verwandeln. Und überhaupt, wird Kafka seine Menschlichkeit bewahren?

Mein Fazit: Intelligenter Plot, tolle Sprecher, schön ausgearbeitete Charaktere, so macht Anime gucken Spaß. Man kann gar nicht anders als mit Kafka mitzufiebern. Und ihm die Daumen zu drücken, dass er wie versprochen an Minas Seite treten kann. Apropos Mina. Wenn sie ihre Anti-Kaijuu-Fähigkeiten auspackt, gibt es wunderschöne, opulente, epische Bilder sowohl der Kaijuu, als auch ihrer Fähigkeiten. Man fragt sich dann, warum Kaijuu-8 irgendetwas zu befürchten haben sollte – immerhin ist Mina Ashiro ohne jede Frage stärker als auch er. Ich fühle mich gut unterhalten und schaue mir jede Folge alsbald nach der Veröffentlichung an.

Dekisoko

Isekai. Wiedergeboren in einer Fantasy-Welt gilt Allen als „Geschenkloser“. Also er hat keine göttliche Gabe erhalten, die ihn für seine Familie, das Fürstenhaus von Westfeldt, wertvoll machen könnte. Zudem ist er faul, zieht nicht gerne in Konflikte und tut nichts, um seinen Wert auch nur ansatzweise zu erhöhen. Das zeigt Konsequenzen. Am Tag seiner Volljährigkeit wirft sein Vater, der Duke von Westfeldt, ihn aus dem Haus, sehr zur Freude seines jüngeren Bruders, der den „Schmarotzer gerne los ist“.

Doch wer denkt, hier endet die Geschichte, irrt sich. Auch wenn Allen keine „Gift“ erhalten hat, so hat er doch die Erfahrung aus seinem vorigen Leben und einige andere Talente, die selbst für eine magische Welt ungewöhnlich sind. Vor allem aber bedeutet der Rauswurf, dass er nicht mehr für die von Westfeldts verantwortlich ist und seine eigenen Wege gehen kann. Wovon er eifrig Gebrauch macht.

Bis er Zeuge eines Überfalls wird. Ausgerechnet auf Rietse Adoastella, Prinzessin des Reichs und seine ehemalige Verlobte, sowie ihre Leibwächterin Noel.

Ihre Leben zu retten ist dabei nur der Anfang, denn ab hier beschließt er, auf Rietse und Noel aufzupassen. Was auch dringend nötig ist, denn auf ihrer selbstgewählten Mission gerät die Prinzessin in ein Schlamassel nach dem anderen. Sie meint es ja nur gut, aber das sind oftmals letzte Worte.

Mein Fazit: Ich spoilere mal. Wer also nichts über den Plot wissen will, liest ab hier nicht mehr weiter. Das Adelshaus von Westfeldt, dem Allen eigentlich angehört, ist der Grund für Rietses Reise. Sie untersucht eine dunkle Bedrohung des Landes, und die geht von eben den von Westfeldts aus, die dafür mit bösen Nachbarn und Dämonen paktieren, um das Herrscherhaus zu vernichten und das Reich zu erobern. Fast meint man, Allen hat sich deshalb allen Ambitionen des Hauses entzogen, weil er nicht gegen seine ehemalige Verlobte handeln wollte. So aber wird jede seiner Aktionen zugunsten von Rietse eine zuungunsten seiner eigenen Familie.

Honorable Mentions:

Tensai Shitara Slime geht ebenfalls in eine neue Staffel. Fast schäme ich mich ein wenig, noch nicht reingeschaut zu haben.

Boku no Hero Academia muss man natürlich erwähnen, auch wenn ich seit der ersten Staffel nicht mehr zuschaue. Neue Staffel auch hier.

Konosuba hat auch gerade eine neue Season erhalten. Auch hier konnte ich mich noch nicht überwinden, reinzuschauen. Dabei gibt es dafür keinen Grund, und die Originalstaffel habe ich geliebt. Kommt WoC, kommt Zeit, kommt Gelegenheit.

Tsuki ga Michibikou Isekai Douchuu sehe ich auch sofort, kaum, dass eine neue Folge draußen ist. Neue Staffel. Da bin ich wirklich mal richtig dran.

Urusei Yatsura erhält ebenfalls eine neue Season. Also die neue, überarbeitete Version von 2023.

Last but not least wird **Bartender – Kami no Glass** neu aufgelegt. Auch hier, noch nicht getraut reinzuschauen. Aber wenn es irgendwie der Originalserie ähnlich ist, wird es unterhaltsam und lehrreich sein.

Mit Sherlock Holmes durch Zeit und Raum (1)

(OT: Sherlock Holmes through time and space (1))
von Isaac Asimov, Martin Harry Greenburg & Charles Waugh (Hg.)

Ullstein 31140

208 Seiten, TB (1987)

Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton, Ronald M. Hahn und Silvia Frehse

ISBN 3-548-31140-7

Man fühlt sich hier im falschen Film, wenn man das Cover des vorliegenden Buches betrachtet und muss unweigerlich an den so oft heruntergeleiteten Slogan „Sex sells“ denken, der im Zusammenhang mit Sherlock Holmes nun wirklich in nahezu überhaupt keinem Fall passt, sonst aber recht häufig zum Kauf animiert. Das Cover zeigt eine nackte Dame, die mit einer bizarren Art von Robotschlange „kuschelt“. Das soll wohl auf das SF-Element dieses Ullstein-Buches hinweisen. Niemand braucht die Dame oder die Schlange im Buch zu suchen, das ist völlig sinnfreie Anti-Werbung, die ein Sherlock Holmes nicht braucht.

Mit dem vorliegenden Band liegt das erste von zwei gleichnamigen Büchern vor, in denen sich Epigonen um den großen Detektiv aus der Baker Street kümmern und ihn weitere Abenteuer erleben ließen, die in gewisser Weise phantastische Aspekte beinhalten. Die Holmsianer wissen ja, dass Arthur Conan Doyle am Anfang seiner Schriftstellerkarriere für das Übersinnliche noch nicht viel übrig hatte, was sich später dann ins extreme Gegenteil durch seinen naiven Glauben an Feen und Seancen verkehrte. In den Sherlock Holmes-Geschichten ist das Übernatürliche in der Regel nur als irreführende Camouflage zu finden, zur Tarnung eines Verbrechens. Man denke da nur an den legendären Hund der Baskervilles – der übrigens auch in diesem Buch „unvermeidlich“ ist, ebenso wie Professor Moriarty.

Hier ist es zum Teil anders, denn da kommen schon sehr seltsame Dinge vor, die selbst ein Arthur Conan Doyle absonderlich gefunden hätte. Phantasten, die sich nicht als beinharte Holmsianer verstehen und die Abweichungen vom traditionellen Kanon hinzunehmen bereit sind, finden hier ein faszinierend breit gestreutes Feld von verblüffenden Werken.

Neben dem Vorwort von Isaac Asimov finden wir acht Geschichten vor, von denen Sharon N. Farbers „Das große Geheimnis des Studentenwohnheims“ und Barbara Williamsons „Was draußen wartet“ so kurz sind, dass ich sie hier kurzerhand übergehen möchte, um nicht unmäßig viel zu verraten.

Ich werde auch kaum etwas zu Conan DoYLES eigener Story „Der Teufelsfuß“ sagen, den jeder Holmsianer natürlich kennt. Sie wurde offensichtlich der Storysammlung vorangestellt, damit der weitgehend ahnungslose Leser eine Originalprobe von Holmes' Deduktionsmethode zu sehen bekommt, um sodann zu schauen, wie gut es den Epigonen gelungen ist, seine Darstellung zu erreichen.

Beginnen möchte ich die Vorstellung der vorliegenden Geschichten also mit Philip José Farmers Geschichte „Das Problem der verdrossenen Brücke – unter anderem“, für die der Autor in die Rolle des Harry Manders schlüpft, des legendären Weggefährten des Gentleman-Einbrechers Arthur J. Raffles. Da ich selbst die Raffles-Geschichten nur vom Hörensagen kenne, ist mir zweifellos einiges an Anspielungen entgangen, aber das hat den Reiz der Geschichte nicht geschmälert.

Schon der Titel der Geschichte ist geeignet, Stirnrunzeln auszulösen. Und das verstärkt sich noch, wenn man im Verlauf der Story über so bekannte Namen wie Mr. James Phillimore und Isadora Persano stolpert (ungeachtet des weibischen Vornamens ein Mann). In mir schrillten sofort einige

Alarmsirenen, da ich zumindest von Phillimore schon mal gehört hatte – und zwar vor dreizehn Jahren, als ich die wunderbar raffinierte Geschichte „Das Rätsel des Warwickshire-Wirbels“ von F. Gwynplaine McIntyre las.¹ Das Geheimnis eines Mannes, der noch mal kurz in sein Haus zurückgeht, um seinen Regenschirm zu holen, und der nie wieder gesehen wird. Als – in der vorliegenden Story – die Polizisten das Gebäude durchsuchen, finden sie nichts.

Kurz darauf steigen auch Raffles und sein Kompagnon Mander in das Haus ein und stoßen auf der Suche nach Juwelen nach etwas sehr viel Ungeheuerlicherem. Unvermittelt werden sie mit außerirdischem Leben konfrontiert und in eine Jagd auf Leben und Tod verwickelt.

Exzellente Geschichte!

Anne Lear schreibt eine andere literarische Tradition fort. In der Geschichte „Das Abenteuer des Weltreisenden“ geht es nur mittelbar um Holmes, aber wesentliche Elemente für eine Geschichte aus dem Holmes-Kanon sind einwandfrei gegeben. Sicherlich erinnern sich zahlreiche Leser an H. G. Wells' „Zeitmaschine“ und den dort im gesamten Buch namenlos bleibenden Erfinder. In der vorliegenden Geschichte wird er nun endlich mit Namen genannt. Aber warum das in einem Dokument aus dem 17. Jahrhundert geschieht und was das konkret mit Sherlock Holmes zu tun hat (und das hat es, vertraut mir!). Und da ich sowohl Holmes mag als auch Zeitreisegeschichten, fühlte ich mich hier doppelt heimisch. Vielleicht schmeichelt Anne Lear der Hauptperson etwas zu sehr und macht sie unangemessen genial – aber die daraus destillierte Geschichte ist schön gebaut und diente vielleicht später Michael Crichton als Anregung für seinen spannenden Zeitreise-Roman „Timeline“. Wundern täte es mich nicht.

Poul Anderson und Gordon R. Dicksons Kooperationsarbeit „Die Rückkehr des Hundes von Baskerville“² ist die bei weitem älteste, sie stammt aus dem Jahre 1953, war mir aber auch unbekannt – und es war einfach nur köstlich, sie zu lesen, auch wenn sie anfangs ... gewöhnungsbedürftig war. Immerhin spielt sie nicht mal auf der Erde, und die Hauptpersonen sind auch keine Menschen. Und das kommt so:

Wir befinden uns in einer fernen Zukunft. Die Menschheit hat sich über weite Teile der Galaxis ausgebreitet und leistet hier bei Fremdvölkern Entwicklungsarbeit. Dazu zählt die kleinwüchsige Spezies der Hokas auf dem Planeten Toka. Hier wird die irdische Kultur verehrt. Aus etwas rätselhaften Gründen hat es den pelzigen Hokas ausgerechnet das viktorianische England angetan. Sie sind noch dabei, das alte London nachzubauen und haben beispielsweise noch ganz andere Dinge nachgebaut – und wie fanatische Schauspieler sind sie unfassbar textsicher und gehen voll in der „nachgebauten“ Kultur auf. Heutzutage würden wir dies als frühe Vorläufer der modernen reenactment-Kultur bezeichnen, die besonders in den USA blüht.

Nun, Whitcomb Geoffrey und Alexander Jones von der Kosmischen Entitäten-Liga (KEL) sollen einen Alien-Schmuggler hochnehmen, der sich irgendwo auf Toka verbirgt. Aber wo anfangen? Jones schlägt vor, sie sollten sich an die Gepflogenheiten auf Toka halten und, da sich der Gesuchte offensichtlich im „viktorianischen England“ versteckt, bei Scotland Yard beginnen. Hier machen sie die schon etwas erschütternde Begegnung mit dem „Obersten Stümper“ (Türschild!), einem Hoka, der sich als Inspector Lestrade versteht. Und dieser wiederum möchte gern den weltbesten beratenden Detektiv mit in den Fall einbeziehen – Sherlock Holmes!

Die Hokas sind offenbar außerstande, zwischen realer Historie und Fiktion zu unterscheiden und behandeln Holmes ganz so wie eine physisch existente Person. Whitcomb Geoffrey wird von „Holmes“ kurzerhand in „Gregson“ umbenannt (eine Scotland Yard-Gestalt bei Conan Doyle!). Alexander Jones hat in die Rolle des Dr. John Watson hineinzuschlüpfen, und ehe sie sich versehen, jagen die Gefährten wider Willen im nachgebauten Moor von Devonshire einen großen, rotäugigen Höllenhund – den Hund der Baskervilles ... na, wem das nicht vertraut vorkommt!

Sterling Lanier berichtet in „Die Geschichte eines Vaters“ auch von etwas sehr Eigenartigem, das mir vertraut erschien. Warum? Weil es um die „Matilda Briggs“ geht, ein Segelschiff, das in dem Holmes-Kanon einmal erwähnt wird als ein Fall, in dem Holmes vermeintlich versagte. Er spielt Anfang der 1880er Jahre im indonesischen Archipel, und ich hatte davon bereits zwei Varianten gelesen.³

Nun also die dritte Variante. Der Vater des Erzählers berichtet von einer Reise in den indonesischen Archipel, damals als Offizier der britischen Armee, der einen zerlumpten Mann auf einem Schiffswrack findet und aufpäppelt. Und dieser Mann, der nur „Verner“ genannt werden möchte, führt den Offizier und seine Männer in ein grässliches Gemetzel gegen Wesen, die alles andere als menschlich sind. Man fühlt hier den Schatten von Dr. Viktor Frankenstein und Dr. Moreau überdeutlich.

Und schließlich ist da noch Mack Reynolds, ein dezidiertes Science Fiction-Autor, der sich hier ebenfalls in ein Holmes-Abenteuer verirrt und den Detektiv als wirklich steinalten Mann schildert, dessen Kompagnon Dr. John Watson ihm schon insgeheim zunehmende Senilität stillschweigend unterstellt. Und als er in „Das Abenteuer mit dem Außerirdischen“ für einen kaum weniger betagten Klienten Außerirdische in London ausfindig machen soll, hat Watson endgültig das Gefühl, dass es mit Holmes steil bergab geht. Aber er erlebt eine Überraschung ...

So unpassend das Titelbild auch immer sein mag – vergesst es einfach und kümmert euch um den zum Teil wirklich exquisiten Inhalt. Allein die Hokus-Geschichte ist den antiquarischen Kauf des Buches wert gewesen, aber auch die anderen Werke sind nicht ohne. Man sollte sich die Geschichten schön portionieren beim Lesen und gemächlich eine pro Tag im Höchstfall wegschmökern, sonst ist das Lesevergnügen einfach zu schnell vorbei.

Aber es gibt noch einen Lichtblick: wie schon der Titel sagt, gibt es noch einen weiteren Band gleichen Titels, den ich noch nicht in den Händen halte (aber bald) und bislang nicht lesen konnte. Zweifellos werde ich mir das Vergnügen nicht entgehen lassen, auch diese Anthologie zu rezensieren.

Demnächst in diesem Kino, versprochen.

Im Gegensatz zu seinem Schöpfer ist Sherlock Holmes der unsterbliche Detektiv geblieben, und es gibt erstaunlich viele Geschichten, die sich noch um ihn ranken können. Wir erleben das Jahr für Jahr von neuem in den Buchhandlungen. Und solange ich solche Funde mache, bin ich jederzeit bereit, sie euch vorzustellen.

© 2019 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 1. August 2019

Die Hüterin von Jericho

(OT: Sunrise on the Mediterranean)

von Suzanne Frank

Blanvalet 35190

608 Seiten, damals 11.00 Euro

Dezember 2000

Übersetzt von Christoph Göhler

ISBN 3-442-35190-1

Es ist schon nicht so einfach, für eine Göttin gehalten zu werden. Und lebensverlängernd schon überhaupt nicht.

Chloe Kingsley, ihres Zeichens mentale Zeitreisende aus dem 20. Jahrhundert, fand sich zunächst im Ägypten der Pharaonin Hatschepsut im Leib der Priesterin RaEmHetepet wieder und erlebte hier diverse Abenteuer. Beim nächsten Durchschreiten des Zeittores erwachte sie unvermittelt im Körper der aztlantischen Priesterin Sibylla und musste von neuem darum kämpfen, sich an ihre neue Rolle zu gewöhnen. Beim Untergang des aztlantischen Reiches durch den Ausbruch des Vulkans von Santorin wurde Chloe erneut von neuem durch die Zeiten geschleudert, und nun ändern sich einige Dinge grundlegend.

Bisher war es stets so, dass nur auf subtile Weise die Augenfarbe ihrer „Gastwirtin“ verändert wurde, nämlich in das intensive Grün, das der jungen rothaarigen Navy-Soldatin in ihrer Heimatzeit Ende des 20. Jahrhunderts eigen ist. Als Chloe diesmal aber von ihrem ägyptischen Geliebten Cheftu losgerissen wird und mitten vor einer fremden Küste im Meer wieder zu sich kommt, steckt sie in ihrem eigenen Körper – in jenem so fremd gewordenen blassen Leib einer reinblütigen rothaarigen Amerikanerin mit ihren meeresgrünen Augen. Und sie trägt Kleidung aus dem 20. Jahrhundert.

Chloe hat keine Zeit, zu begreifen, was passiert ist, denn fremde Männer fischen sie aus dem Wasser und bringen sie an Land, um sie hier in einem Tempel einzusperrern. Und dann gehen die Probleme erst richtig los: die Menschen, in deren Gefangenschaft sie sich befindet, sind Anbeter des Meeresherrn Dagon, nämlich das Volk der Philister von Tsor, dem heutigen Tyrus an der Küste von Kanaan. Und Chloe wird für eine Meeresherrin gehalten, eine Gefährtin des Dagon, die zunächst beinahe tödliche Prüfungen absolvieren muss und dann, als wenn das nicht schon übel genug wäre, als Kriegsgöttin in einem sehr blutigen Kampf instrumentalisiert wird.

Die gegnerische Partei ist nicht viel angenehmer – es ist ein nomadisierender Bergstamm von barbarischer Eleganz und schnörkelloser Brutalität. Das Dumme an der Sache ist nur, dass Chloe viele Namen dieser Leute kennt, unter anderem den des Anführers, eines Mannes namens Dadua. Spätere Zeiten kennen ihn als David, König der Juden. Und Chloe Kingsley gerät als „Göttin der Philister“ in seine Hand und wird versklavt ...

Auch Cheftu, Chloes Geliebtem, der eigentlich aus dem 19. Jahrhundert stammt und gleichfalls eine mentale Zeitreise ins Reich der Ägypter hinter sich hat, wird vom Schicksal hart angefasst. Er kann zwar den Körper der Priesterin Sibylla in dem Inferno des untergehenden aztlantischen Reiches retten, doch als diese die Augen aufschlägt, wohnt jemand ganz anderes in diesem Leib: Cheftus grausame einstige Geliebte, die ägyptische Priesterin RaEmHetepet, die zuvor Chloes im 20. Jahrhundert zurückgebliebenen Körper beseelte. Sie ist ähnlich überrascht, sich auf einmal in einem weiteren fremden Leib wiederzufinden wie Cheftu, sie überhaupt wieder zu erblicken. Die beiden bleiben unversöhnliche Gegner.

Beide gelangen, ein Zweckbündnis schmiedend, schließlich nach Ägypten zurück, doch während RaEmHetepet sich anschickt, in der ägyptischen Hierarchie, die inzwischen vom Ketzerkönig Echnaton beherrscht wird, aufzusteigen und den Untergang ihres Heimatlandes aufzuhalten, macht sich Cheftu auf die Suche nach seiner geliebten Chloe, die ja irgendwo geblieben sein muss. Die Orakelsteine Urim und Thummim leisten ihm dabei gute Dienste, auch wenn man die meisten ihrer Sprüche erst versteht, wenn es zu spät ist ... bis sie auch Cheftu in die Sklaverei führen. Chloes Weg geht nach Jebus, jener Stadt, die später Jerusalem heißen wird und zu diesem Zeitpunkt jeder Einnahme durch die Bergstämme widersteht. Die zeitreisende Amerikanerin, die zunehmend ungläubiger registriert, dass sie sich mitten in den Grundfesten der biblischen Geschichte bewegt und dort offenbar mehr Einfluss besitzt, als sie je für möglich gehalten hätte (das geht dem Leser ebenso), wird von Dadua auserwählt, diejenige Person zu sein, den Fall der Stadt vorbereitet – danach wäre sie frei. Aber die Aufgabe scheint unlösbar. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, gibt es da noch die rachsüchtige, inzwischen mächtige RaEmHetepet und einen undurchsichtigen Mann namens Hiram, den Chloe bei einer Begegnung schließlich schockiert wiedererkennt. Einen Mann, von dem sie gedacht hat, er sei seit tausend Jahren tot ...

Der dritte Roman des Zeitreise-Quartetts von Suzanne Frank verlangt dem nicht bibelfesten Leser einiges an Stehvermögen ab, muss man attestieren. Er hat offenbar auch die Verantwortlichen im deutschen Verlag deutlich überfordert:

Das Titelbild zeigt einwandfrei maurische Architektur, ist also erkennbar mindestens um tausend Jahre jenseits der Handlungszeit angesiedelt und damit vollkommen deplatziert. Der Titel offenbart, dass die Texter den Roman nicht gelesen haben: Chloe ist im ganzen Roman nicht in „Jericho“, sondern wenn überhaupt, dann in Jerusalem. Und wie jemand, der diese Stadt VERRÄT, als „Hüterin“ apostrophiert werden kann, entzieht sich dem gesunden Menschenverstand gänzlich. Der Klappentext ist nicht hilfreicher, werden doch hier Philister kurzerhand in „Pharisäer“ umgemünzt, was hinten und vorne nicht stimmt. Breiten wir also den Mantel des Schweigens über diese Peinlichkeiten und wenden uns dem Buch selbst zu.

Frank versteht es wieder einmal geschickt, die Szenerie und das Alltagsleben der levantinischen Zeit der alttestamentarischen Epoche zu neuem Leben zu erwecken, wie sie es auch schon mit Ägypten und dem aztlantischen Reich getan hat. Es ist das Bild einer sehr stark durch rituelle, religiöse Gesetze und Götterglauben gebundenen Gesellschaftsordnung, die den absoluten Kontrast zum vergangenen Buch darstellt. Sehr überzeugend gezeichnet.

Indes können zwei Schwächen nicht verschwiegen werden. Zum einen hat Frank mit dem später selbst eingestandenen „jüdisch-christlichen Hintergrund“ eine Art religiösen Filter eingeschaltet, den mehrheitlich jüdische Geschichtsereignisse passieren. Sie ist hierbei zwar durchaus kritisch, aber manchmal wird es doch recht abenteuerlich, was beinahe zwanghafte Verbiegungen des Handlungsstromes angeht (nur, damit man halbwegs im biblischen Kontext bleibt). Hier hätte sie sich auf relativ leichte Weise mehr Freiheiten herausnehmen können. So wird jemand, der die Bibel in- und auswendig kennt, viele Handlungswendungen mühelos vorhersehen können und dementsprechend gelangweilt reagieren.

Die bloße Vorstellung, die Bibel könne eben NICHT „das Wort Gottes“ sein, sondern eine einstmals zunächst mündliche, dann schriftlich fixierte Überlieferung, die durch Dutzende von Generationen Abschleife und Veränderungen erfahren hat, somit also ein synkretistisches Werk darstellt, das von den Verfassern auch zum Zwecke der Legitimierung der eigenen Macht „gefälscht“ und umgeschrieben wurde – was heutzutage allgemein anerkannter Konsens selbst unter Bibelforschern ist –, diese Vorstellung lässt Frank nicht gelten. Damit schnürt sie sich selbst in das

enge Korsett der jüdischen Überlieferung, was zwar mit der ideologischen Ausrichtung der geschilderten jüdischen Handlungspersonen im Roman korreliert, sonst aber absolut unhistorisch ist und zudem sie als Autorin dieses historischen Romans gängelt, dass es manchmal qualvoll zu lesen ist.

Zum zweiten hat sie einfach das Faible, „berühmte“ Personen aufeinandertreffen zu lassen. Da ist Bathseba, die spätere Mutter König Salomons, da ist König David selbst, da ist der riesenhafte Krieger Uri'a, der später der Musikgruppe „Uriah Heep“ den Namen leihen wird, wir stoßen auf Echnaton, auf den Nachfolgepharao Semenckare und auf Tutenchamun, und irgendwann stöhnt man als Leser und sagt: Aufhören! Bitte, aufhören! Genug der VIP-Ballungen! Aber sie hört nicht auf. Da ist die Bundeslade, da ist das Goldene Kalb, da ist der Tempel zu Jerusalem ...

Und dann entdecken wir überrascht Dion, einen uralten, aber jugendlich wirkenden Atlanter, der sich nach wie vor nach seinem Schwarm Cheftu verzehrt. Eine Person, von der man – wie Frank einmal schreibt – glauben könnte, dass sie tatsächlich der legendäre Satan der Bibel ist, der große Verführer, ein unwiderstehlich schönes Wesen. Und vielleicht legt sie Dion ja tatsächlich als diese Gestalt an. Wer weiß?

Immer noch unmotiviert ist indes auch weiterhin die Frage, wie die Zeitreisen zustande kommen und ob es eine Art von „Plan“ dahinter gibt – einen Plan des jüdisch-christlichen Gottes Jahwe, wohlverstanden. Chloe und Cheftu wissen die Lösung nicht und sind nach wie vor ratlos. Aber vielleicht erhalten die Leser ja Aufklärung im abschließenden vierten Band. Der soll uns – angeblich – nach Babylon bringen und somit wohl (wieder einmal) in die jüdische Geschichte.

Vielleicht ist das ein Grund, warum dieser Zyklus allmählich ein wenig unangenehm einseitig wird. Der erste Band fährt wie der dritte und wohl der vierte in diesem Fahrwasser. Der bislang mit Abstand beste war jedoch der, in dem sie eine größere Freiheit von der religiösen Einengung hatte, also der aztlantische Band 2. Momentan sieht alles danach aus, als mutiere dieser historische Romanzyklus zu einem neumodischen Stück religiöser Erbauungsliteratur, um „abgefallene ungläubige Schafe“ in den Schoß ihrer Mutterkirche zurückzuführen. Ich hoffe, dass ich mich hierbei gründlich täusche ...

© 2006 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 2. Dezember 2006

Kollaps

Warum Gesellschaften überleben oder untergehen

Basierend auf dem gleichnamigen Buch von Jared Diamond

National Geographic Society

Erscheinungsjahr: 2010

Länge: 90 Minuten

Erzähler: Jared Diamond

Man schreibt das Jahr 2210. Die Welt ist weitgehend entvölkert, nahezu alle Ländereien wüst und verfallen. Aber eine neue Kultur ist aufgeblüht, und Archäologen erforschen mit modernsten Methoden die Ruinen einer untergegangenen Zivilisation, deren rostige, verwitterte Ruinen überall zu Land und zu Wasser zu bestaunen sind.

Die Zivilisation, die untergegangen ist und deren Rätsel entschlüsselt werden sollen, ist ... die unsere der Gegenwart.

Irgendwann gegen Mitte des 21. christlichen Jahrhunderts, so berichten es die düsteren Überlieferungen aus katastrophalen Zeiten, kam es zu einem vollständigen Zivilisationskollaps, und Milliarden Menschen fanden den Tod. Datenträger wurden nutzlos, technische Systeme versagten, die Ökologie kollabierte, und die einstmalig so unzerstörbar wirkende Kultur der globalen Datensphäre stürzte auf atemberaubend schnelle Weise in sich zusammen.

Die Archäologen der Zukunft fragen sich: Was war der Auslöser? Oder vielleicht auch DIE Auslöser? Handelte es sich um einen globalen Krieg? Um einen ökologischen Zusammenbruch mit desaströsen Folgen? Falls dies der Fall war – warum konnten die Menschen des 21. Jahrhunderts, die doch nahezu alles in der Welt beherrschten, mit all ihren Kenntnissen diese Katastrophe nicht aufhalten?

Gewiss – es handelt sich um ein fiktives Szenario, aber eins, das nicht allein in dem Medium der Science Fiction wurzelt, sondern äußerst reale Wurzeln hat, Wurzeln im heutigen Hier und Jetzt. Jared Diamond, der Evolutionsbiologe, Physiologe und Geograph, der mit seinem kulturhistorischen Bestseller die Buchlisten lange anführte, nutzt diesen erzählerischen Trick, um uns dem Spiegel vorzuhalten und die Zuschauer aufzurütteln.

In seinem Buch betrachtete er verschiedene Kulturen der Vergangenheit – etwa die Anasazi im Süden der heutigen USA, die Maya-Hochkultur, die Wikinger auf Grönland und mehr –, um uns von dem kulturellen Dünkel zu ernüchtern, der sich sehr leicht für zivilisationsverwöhnte Menschen von heute einstellt. „Natürlich“ können sich traditionelle New Yorker vorstellen, dass arrogante Eliten in Guatemala ihre Umwelt so sehr ausbeuteten, dass das Staatswesen und das Volk letztlich kollabierten. Aber ihnen könne das natürlich nicht passieren – sie seien doch viel klüger als die Maya, nicht wahr?

Oder man betrachte das am Ende degenerierte, innerlich ausgehöhlte Weltreich der Römer, das ebenfalls zwar lange Bestand hatte, von dem aber heutzutage nur noch Ruinen übrig seien. Auch das ist natürlich ein Negativbeispiel, unken eingebildete gebildete Eliten von heute leicht. Sie hätten schlicht den Zenit ihrer Entwicklung überschritten, seien schlaff und schwach geworden, und dann gehe man eben unter ...

Aber Diamond beweist deutlich, dass es sich dabei um einen anmaßenden, verengten Blick allein auf die Niedergangphase dieser Kulturvölker handelt. Er signalisiert, dass diese Kulturen vorher jahrhundertlang ein glanzvolles, prächtiges Staatswesen schufen, mit weit verzweigten Straßensystemen. Mit fantastisch gut durchdachten Städten, funktionierenden Gemeinwesen, solider Bürokratie und besonders Wasserversorgung. Ein strahlendes Vorbild für den Rest der Menschheit, das nur zu gern nachgeahmt wird!

Und dann schaut er sich – mit dem Blick eines Archäologen zweihundert Jahre in der Zukunft – unsere Kultur an. Haben wir nicht auch ein phantastisches, leistungsfähiges Straßennetz entwickelt, exzellente Kommunikationsstrukturen, eine hochwertige Zivilisation erschaffen? Doch, haben wir. Und viele Menschen in Drittweltstaaten schauen bewundernd und neidisch zu den Leistungen der Hochkultur empor ... wie es einst einfache Bauern taten, die vom Land nach Chaco Canyon kamen oder nach Copán oder eben auch nach Rom.

Kulturen, macht Diamond mahnend klar, haben so etwas wie einen „breaking point“. Vielleicht haben sie aus inhärenter Hybris auch so etwas wie ein Verfallsdatum ... nämlich dann, wenn sie an hemmungsloser Selbstüberschätzung zu leiden beginnen und über ihre Verhältnisse leben. Sie halten sich für unzerstörbar, allem, was früher existierte, weit überlegen. Und aus genau dieser Überschätzung resultieren typisch menschliche Fehlverhaltensweisen, die das Positive oft ins Negative umkippen lassen.

Vielfach sind dies die Ursachen für den Niedergang früher Hochkulturen. Misswirtschaft, die Hungersnöte auslöst. Dürreperioden, die hypertroph gewachsene Städte unter Wasser- und Nahrungsmangel leiden lassen. Klimatische Schäden. Seuchen. Vertrauensverlust von Eliten. Nahrungsmittelpolitische oder auch militärische Fehlentscheidungen (das klingt irgendwie beunruhigend vertraut!).

Die Kultur der Altvorderen, werden die Archäologen des 23. Jahrhunderts ermitteln, waren so mächtig, weil sie auf fossilen Brennstoffen basierende Staatswesen errichteten, weil sie dank dieser scheinbar unerschöpfbaren Energiequellen Bauten errichteten und in Höhen (Raumfahrt, Flugverkehr) und Tiefen (Bergbau, Wasser- und Ölbohrungen) vordrangen, die zuvor unerreichbar waren. Statt in dem Moment, in dem die Vorräte allmählich kärglicher wurden, ihren exzessiven Lebenswandel zu überdenken und zu ändern, wurde er weiter auf die Spitze getrieben. Bodenfläche urbanisiert. Bodenkrume zerstört, überdüngt, zu Staub zerpulvert und in alle Winde verweht (was heutzutage vielfach schon geschieht, beispielsweise in China). Und die Entwicklung alternativer Energiequellen schritt nicht so schnell voran, wie der hemmungslose Energiehunger der Menschheit wuchs ... irgendwann wurde der Bogen überspannt, und trotz aller phantastischen Technologie stürzte der ganze Traum ein, mit atemberaubender Geschwindigkeit. Verstärkt durch soziale Zerrüttungstendenzen, Ressourcenkämpfe, ökologische Desaster und Artensterben.

Der Film ist dank dieser fiktiven Perspektive ein aufrüttelndes Drama geworden, wie ich finde, das dem historisch argumentierenden Sachbuch von Jared Diamond eine ergänzende, reine SF-Kulisse hinzufügt und sie als mahnendes Narrativ verwendet. Es entbehrt nicht gewisser ironischer Aspekte (etwa, wenn die zukünftigen Historiker Swimming-Pools in amerikanischen Siedlungen als „Wasserreservoir“ für die einzelnen Familien fehlinterpretieren), auf der anderen Seite zeigt Diamond aber durchaus auch Pfade auf, mit denen sich das drohende Verhängnis abmildern lässt. Für ihn ist leider ausgemacht – und das klingt heute realistischer als im Jahre 2010, als der Film gedreht wurde – , dass die globale Temperaturerhöhung die Latte von 2 Grad plus reißen wird. Er hofft freilich darauf, dass es nicht vielmehr fünf Grad oder sieben Grad sein werden. Die Folgen wären wohl in der Tat so geartet, dass sich der zivilisatorische Kollaps nicht mehr vermeiden ließe.

Und dann sähe unsere Welt in zweihundert Jahren womöglich wirklich so aus wie im Film, die nur so von Ruinenstädten und zerfallenen Straßensystemen wimmelt. Ja, und vermutlich würden sich, wenn die Überlebenden jemals wieder diese zivilisatorische Höhe erklimmen könnten, die Forscher der Nachgeborenen fragen: Wie konnte das alles nur geschehen?
Der Film ist eine eindrückliche Warnung – und eine Aufforderung zum Handeln im Hier und Jetzt, um genau das zu verhindern.

© 2023 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 18. Oktober 2023

Die Fliegen der Erinnerung

(OT: The Flies of Memory)

Heyne 4841, München 1991

304 Seiten, TB

Übersetzung von Walter Brumm

ISBN 3-453-05366-4

Irgendwann gegen Ende des 20. Jahrhunderts oder zu Beginn des 21. Jahrhunderts landet auf der Erde ein fremdartiges Raumfahrzeug, das einer riesenhaften Pyramide zum Verwechseln ähnlich sieht. Es landet zuerst im Mittelmeer nahe Alexandria, und die Insassen schwärmen aus – riesenhafte, metergroße Fliegen, die offenkundig so etwas wie kosmische Touristen sind. Sie fliegen nach und nach jeden relevanten Ort der Erde an und „erinnern“ ihn, was heißt, dass sie ihn intensiv betrachten und dann zum „Nest“, ihrem Fahrzeug, zurückkehren, wo sie die Erinnerung offensichtlich abgeben.

Von Beginn an ist dieses außerirdische Raumschiff Brennpunkt der Interessen verschiedenster Machtgruppierungen. Die Amerikaner mit ihrer CIA sind durch Lew Fisher vertreten, die Russen mit dem KGB durch Valerij Osipijan, der Vatikan, für den sich die Fliegen verblüffenderweise sehr interessieren, gleich durch mehrere Personen: den Kardinal Borromini (der für Glaubensfragen zuständig ist), die holländische Nonne Kathinka und einige andere, und auch ein Ausschuss der Abrüstungskommission der UNO (UNKO) ist anwesend. Die UNKO schaltet auch Charles Spark ein, einen Mann, der Körpersprache lesen kann – natürlich nicht nur zu dem Zweck, um die Körpersprache der Fliegen zu lesen, sondern auch, um die Absichten der anderen zu untersuchen. Alles geht solange relativ gut, bis die Amerikaner versuchen, das Nest zu besetzen und dies auch teilweise schaffen. Zu diesem Zeitpunkt hat die Pyramide schon ihren Standort verändert und liegt bei Castel Gandolfo, vor der Residenz der Päpste am Albaner See. Als die Amerikaner den Fliegen die Rückkehr verweigern, den Zutritt zum Nest versperren, stürzen einige in den See ab. Schon zuvor ist auf unheimliche Weise, nachdem eine Fliege auf mysteriöse Weise einem Attentat in Rom zum Opfer fiel, plötzlich die Kuppel des Petersdomes verschwunden, von einem Moment zum nächsten. Nun trifft es auch die Innenstädte von New Orleans, Prag und – München. Erst danach lassen die Amerikaner die Fliegen wieder ein, allerdings nicht, ohne zuvor aus den Tanks der Fliegen, in denen diese ihre Erinnerungen abzugeben pflegten, etwas von dem so genannten Drüsensekret mitzunehmen, mit dessen Hilfe sie das Geheimnis der Fliegen lösen wollen. Denn wer in die Erinnerungstanks der Fliegen eintaucht – wie Charles Spark und die Nonne Kathinka, denen dies von den Fliegen erlaubt wurde –, die stoßen auf eine perfekt nachgeformte Welt, die vollkommen plastisch, aber fast völlig leblos ist.

Als jedoch Martine Leveret, Charles' Ex-Frau, die als sensitiv gilt, in einen nachgebauten Tank steigt, hat sie eine bizarre Begegnung mit einer Wesenheit, die sich nicht zu erkennen gibt und einige mysteriöse Bemerkungen macht. Nach diesem Besuch des nachgebauten Tanks behauptet Martine, der ein wenig von dem Serum injiziert worden ist, sie hätte nichts erkannt. In Wahrheit hat sie nun unheimliche Fähigkeiten, denn sie kann Erinnerungen SEHEN, wenn sie sich auf bestimmte Personen konzentriert. Das allerdings hält sie geheim. Auch die Tatsache, dass sie, als sie in München weilt, den „Geist“ einer Fliege sieht, den außer ihr niemand wahrnehmen kann. Bald darauf wird der von den Menschen gehortete Geheimvorrat an Serum zerstört. Kurz zuvor wird, noch bevor die Fremden die Erde verlassen, die City von München auf dem Mars entdeckt. Und wichtiger noch: es hat Überlebende gegeben! Im Deutschen Museum haben sich in einem U-

Boot ein Lehrer und zwei Mädchen verborgen, die dieser Lehrer – Richard König (!) nun sofort zu seinen Geliebten macht.

Die Russen und Amerikaner und die UNO rüsten sofort eine mehrschiffige Expedition aus, die zum Mars gelangen und aus der City von München eine Kolonie machen soll. An Bord der einzelnen Schiffe befinden sich auch Martine, Kathinka, die Nonne, aber auch Fisher und Osipijan, ein fanatischer russischer Hitler-Verehrer und einige andere, und der psychische Druck während der Reise ist enorm und wird durch eine Havarie noch verstärkt.

Doch die Reise ist dann noch nicht zu Ende, als sie auf dem Mars ankommen, im Gegenteil hier beginnt eigentlich erst die richtige Prüfung für sie, das Für und Wider, als sie sich entscheiden müssen, wem sie folgen wollen: ihrer Vernunft, ihrem Menschsein oder den Pfaden der Erinnerung, die unter anderem auch ins Jahr 1923 zurückreichen und einen Adolf Hitler wieder auferstehen lassen. Und die nachher einige von ihnen in einen Bereich führen, der eine sehr fragwürdige Art von Existenz bedingt.

Denn was hat es auf sich mit dem „Erinnern“ der Fliegen? Was ist das für eine Wesenheit, die nicht nur Martin Leveret erscheint, sondern allen, denen das Serum injiziert wird? Was ist das „Erinnerungsnetz“? Wie ist das wirklich mit der Materieübertragung von München zum Mars? All das sind Fragen, die auftauchen und zum erheblichen Teil auch gelöst werden. Aber die Fragen in dem Buch berühren noch sensiblere und bedeutsamere Punkte der Menschheitsgeschichte und werden für die Protagonisten im Roman schließlich existenziell wichtig ...

Zu behaupten, das Buch lebe nur von seinen skurrilen Ideen, ist zu einseitig. Es lebt mindestens ebenso von der sehr deutlich akzentuierten Darstellungsweise der ausgefeilten Charaktere. Ob es sich dabei nun um die hellseherisch begabte Olivia Mendelssohn handelt, um den typisch russischen Valerij Osipijan, um den Körpersprache lesenden Charles Spark, um seine Ex-Ehefrau Martine Leveret, die als Mädchen von ihrem eigenen Bruder Larry geschwängert wurde und seither – bis zur Injektion des Drüsenserums – einen psychischen Knacks weg hat und nur Gnome und Phantasiegestalten zeichnen konnte, ob es sich um Erika Kreutzer handelt, eine der beiden Geliebten „König Richards“ auf dem Mars, oder jene Wesenheit im „Erinnerungsnetz“ handelt. Und auch die klare Schilderung der Details fällt auf – die unglaublich fremdartigen Beschreibungen der Erfahrungen im Tank der Fliegen der Erinnerung.

All das fügt sich zusammen mit feinen Seitenhieben britischen Humors, der zum Teil natürlich schwarz und bissig ist, und mit politischen, religiösen, philosophischen und humanistischen Gedankengängen zu einer feinen Struktur einer eigenen Kosmologie zusammen, in der man viele unausgesprochene und nur angetippte Gedanken finden kann. Das Buch ist auf seine Weise schlechterdings perfekt und eigentlich für jeden interessant, der sich für Erstkontakte interessiert, für die Frage, was KGB, CIA oder Vatikan (oder alle drei) bei einem realen Fremdkontakt machen würden, für die genauere Eingrenzung des Begriffs „geisteskrank“ und vieles andere mehr. Ich glaube, es wird kaum einen ernsthaft interessierten und aufgeschlossenen SF-Fan geben, der das Buch enttäuscht aus der Hand legen wird. Dafür ist es entschieden zu gut.

© 1994 by Uwe Lammers

Gifhorn, den 13. Januar 1994

Abschrift: Braunschweig, den 1. Mai 2024



Julius von Voß

„INI“ - Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert

erschienen im Original im Jahre 1810
Übertragen und Korrekturgelesen von Göttrik

Drittes Büchlein: Guido im Heere

Kapitel 16.

Man schlug nun den Weg nach Spanien ein. Hier fand Guido viele Monumente mit traurigen Bezeichnungen, und überschrieben: >>Denkmal beweinter Irrtümer.<<

Gelino gab ihm hierüber folgende Auskunft: „Spanien hatte vor mehr als einem halben Jahrtausend einen hohen Gipfel des Wohlstandes eingenommen. Freundlich durch die Natur begünstigt, sah man zahlreiche kunstfleißige, kluge Bewohner, seine üppigen, reizenden Gefilde pflegen, in den weiten blühenden Städten wohnten Tätigkeit und Überfluss. Doch ein System frevelhafter Kirchlichkeit, weiter von Religion entfernt als in irgend einem Lande und zu irgend einem Zeitraum der Verfinsternung, trat mit widrigen Maßregeln seiner Regenten in Bund, und entvölkerte nach und nach den gesegneten Erdstrich bis auf ein Drittel der alten Menschensumme. Der Zufall ließ Spanien die ersten Vorteile von Amerikas Entdeckung ziehen, weite reiche Landschaften eignete es sich dort an, Gold- und Silberminen, wie sie zuvor keinem Staate gehörten, wurden sein Eigentum. Doch dieser Umstand brachte, statt wieder erwachten Flor, nur tiefere Verarmung zuwege; denn Spanien ergab sich dem Müßiggang, das Gold wich in die Fremde, man versank in Schulden. Zuletzt schwelgten nur noch wenige Große und die Priester, die Geisteskraft lag in den Banden des wahnsinnigsten Aberglaubens, die Regierung, trotz der vom Meer umflossenen und durch die Mauer der Pyrenäenketten gesicherten Lage von Spanien, konnte sich nicht mehr verteidigen. Die späterhin geistesumwölkten Nachkommen, blickten nun so mit Wehmut in eine Vergangenheit zurück, die so viel Versäumnisse, das Gute zu erkennen, zu beklagen darbot. Sie meinten, wenn man der Kraft und Weisheit billig Denkmale stelle, gebühre solches auch wohl zerrüttenden Irrtümern, damit die schauernden Enkel laut gemahnt würden, auf edlem Pfad zu wandeln.“

Guido seufzte bei dieser Erzählung, freute sich aber desto inniger über das nun paradiesisch angebaute Land, die prangenden Reisgefilde, die duftenden Orangenhaine, die Weingärten, alles Übrige, welches er je gesehen hatte, an Schönheit hinter sich lassend.

„Madrid“, sagte Gelino: „Wird Dich entzücken. Ehedem soll es eine winklige, ohne Geschmack aufgeführte, und über alle Beschreibung unreinliche Stadt gewesen sein, späterhin ist sie jedoch von Grund auf neu erbaut worden, und das, dem an sich lieblichen, und noch viel veredelten Klima angemessen.“

Guido fand die Bestätigung dieser Worte. Hatten Polen und Teutonen, durch Kultur ihrem Boden Früchte erzogen, die man sonst nur in Spaniens Breite sah, so hatte dies Land, durch glückliches Streben und bei reichem Segen der Naturkräfte, manche Erzeugnisse von Afrika zu sich verpflanzt. Die Gärten um Madrid sahen die edelsten Feigengattungen reifen, der Pisang blühte lustig, die Dattelpalme, der Kokosbaum breitete sein dichtes Laubgewölbe in langen Blättern aus, die Brotfrucht gedieh auf kräftigen Stämmen und erhöhte den Reichtum an Lebensnahrung. Gewürzstauden mancher Art, sonst ein Eigentum indischer Eilande, wurden auch mit Erfolg gezogen und durchhauchten die Lüfte mit den angenehmsten Aromen. Madrid hatte sehr breite Straßen, in welche, zur erfrischenden Kühlung, Kanäle geleitet waren. Man wachte über ihre Sauberkeit mit fleißiger Sorge, spiegelhell wogten sie langsam zwischen den marmornen Verkleidungen hin. Zu beiden Seiten prangten Baumgänge, und die Straßen hatten ihre Benennung

davon, je nachdem es Pfirsich, Granatäpfel, die stattliche Benta von Senegal, der nützliche Kapok, die schattige Pflaumenpalme u. s. w. waren, welche dort in gleichförmigen Reihen standen. In Herbst- und Winternächten hüllte sie am Stamm eine Decke ein, und oben waren Frostableiter angebracht. Vor den Häusern sah man auch in Gartenabteilungen Blumenbeete, und von den platten, mit Geländern versehenen, Dächern, winkten allerhand liebliche Stauden in Vasen, wie sie auch, von guten Steinwölbungen unterstützt, eine Erdlage für Luftpflanzen trugen. Die Einwohner brachten schöne Morgen und Abende oben zu, verrichteten hier mancherlei Geschäfte. Oft klang die katalanische Gitarre, noch, wiewohl sehr veredelt, im Gebrauch, in süßen Melodien herab, begleitet vom Sopran Liebe atmender Mädchen, oder der alte Fandango drehte sich auf den Blumenmatten der Höhe.

Von den vielen Plätzen waren diejenigen, welche nicht zu Handelsmärkten dienten, entweder mit Lustwäldchen von Zedern oder üppigen südlichen Fruchtbäumen bepflanzt, oder in anmutige Wiesen umgestaltet, oder mit weiten klaren Wasserbecken geziert, auf denen bequeme Gondeln zu Freudenfahrten einluden.

So glich Madrid einem großen Garten, und die Wohnungen der Menschen darin, Pavillons, Nischen u. s. w. Kaum ließ sich ein reizenderer Aufenthalt erträumen. Es gab auch Tempel aus Baumgewölben von seltener Höhe, unten mit Meisterwerken der Bildhauerei geschmückt, und die Andacht darin hatte einen feierlichen Zauber. Der große Hang, die Lieblichkeit der schönen Natur zu genießen, hatte auch mancher Bühne, aus Hecken erbaut, das Dasein gegeben.

Bei guter Witterung sah man hier Schauspiele unter dem freien Himmelsbogen, oft noch ein Werk des Lope de Vega voll seltsamer Liebesabenteuer, die die romantisch empfindenden Einwohner nicht vergessen hatten.

Dem Fluss Manzanares war ein Bett von mehr Tiefe und Umfang als Ehedem geschaffen worden, er stand mit dem Minho, Guadiana, Guadalquivir u. s. w. in Verbindung, welche, jetzt auch geeignet Seeschiffe zu tragen, der Hauptstadt den Vorteil eines ausgebreiteten Handels verschafften.

Nur Buenretiro und Aranjuez entzückten Guido noch mehr, als das liebliche Madrid, und er hätte es beweinen mögen, nicht mit Ini in diesen Elisäen wandeln zu können. Denn Geschmack und Reichtum hatten wetteifernd sich verbunden, die Gärten dort, mit Allem, was Phantasie und Herz glühend füllen kann, verschwenderisch auszustatten. Obgleich der Winter nahte, ließ ihn die noch überall grünende Wonne nicht ahnen.

Der Lehrer sagte aber: „Fort von hier, mein Guido! Wenn diese Lust Dich, dem die üppigen Vergnügungen von London und Paris langweilten, im Streben nach Unterricht, mehr ankettet, weil die Natur höheren Teil daran hat, freut es mich, doch Deinem Zweck darf sie Dich auch nicht entführen. In tieferer Wissenschaft kannst Du hier nichts Beträchtliches erlernen, dies Volk hat noch manchen Schritt zu tun, die alten Versäumnisse einzuholen, um neben den Teutonen, Briten und Franken zu stehen. Wir wollen nach Lissabon, doch auch da nur kurze Frist weilen.

Guido folgte sogleich, er hatte Selbstbeherrschung genug, um zu wollen, was er sollte.



Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin

Eine Perry-Rhodan-Fortsetzungsstory von Senex

Ein Wiedersehen

Februar 2083

Reggys System

An Bord der STARDUST

Wider erwarten war in der Alphaschicht der STARDUST die Hölle losgebrochen, als die passive Energieortung so stark ausgeschlagen hatte, dass die Ortung von einigen Schiffen der STARDUST-Klasse ausgegangen war. Diese Anspannung war jedoch rasch in Jubel umgeschlagen, als sich Atlan

über Videoanruf meldete. Die sichtbar gewordenen Triebwerksenergien eines mit vollen Kräften verzögernden Körpers zielten auf einen Punkt neben der STARDUST.

„Mann! Was für ein riesiger Brocken kommt denn da?“, rief der Mann am Ortungsgerät, Fritz von Hochstuhl. Rhodan kam nach vorne und übernahm das Gespräch, die gesamte Besatzung der Brücke konnte mitsehen und -hören.

„Willkommen im Reggy-System“, sprach der Vorstandsvorsitzende Perry Rhodan in das unsichtbare Energiefeld-Mikrofon. „Mit welchem Schiff bist du gekommen, Atlan? Mein Orter meint, es wäre ein riesiges Ding.“

Atlan lächelte vom Bildschirm. „Es ist ein Riese, Perry. Genau genommen, ein griechischer Gott. Wird HEPHAISTOS genannt. Ich glaube, du kennst die Besitzerin.“ Rhodan und Bully stöhnten unisono auf, Thora verzog grimmig das Gesicht.

„Miss Starlight! Es freut mich, Sie wieder zu sehen!“ Perry fasste sich schnell wieder. Starlight war nach vorne getreten, nahm einen zentralen Platz auf dem Bildschirm ein. Das kollektive Ächzen der Männer und einiger Frauen auf der Brücke zerriss die sekundenlange Stille. Tana trug wieder die Frisur Kleopatras, welche ihr ausgezeichnet stand, eine weiße Seidenbluse, halb durchscheinend mit dreifachem Jabot, der die Sicht auf ihren Busen gerade so viel verdeckte, dass die Phantasie angeregt wurde, hautenge schwarze Hosen und hochhakige rote Sandalen.

„Mister Rhodan, ich wusste gar nicht, dass Sie ein charmanter Mann sein können! Jedenfalls freut es mich, Sie und ihre Gattin gesund wieder zu sehen. Ich bitte Sie und Thora, mit einem Ihrer kleinen Schiffe an Bord der HEPHAISTOS zu kommen, für eine Landung der STARDUST sind wir leider nicht eingerichtet. Schacht zwei wird für sie geöffnet, sie können den Landeplatz gar nicht verfehlen.“ Hüftschwingend drehte sie sich um und stöckelte davon, sah noch einmal lächelnd über ihre Schulter. „Sie und die Donna, Mister Rhodan. Sonst betritt bitte noch niemand anderer meine Kabine. Hera wird sie erwarten und zu mir bringen.“ Sie schwang sich in das Antigravfeld des Liftes und verschwand.

„Ihre Kabine, du und Thora mit ihr allein? Das kann sich die Lady doch gleich abschminken! Ihr zwei geht nicht ohne mich!“ Bully hatte die Fäuste geballt. „Was sagst denn du zu dieser Zumutung, Atlan?“

Der grinste schon wieder, als er antwortete, „Ach Bully! Es ist ihre Station und ihre Kabine. Willst du ohne Aufforderung die Räume einer Dame betreten?“

„Welcher Dame?“ Reginald Bull fuhr beinahe aus der Haut. „Willst du Perry tatsächlich dieser – dieser – dieser Frau zum Fraß vorwerfen?“

„Sie hat mich auch nicht gefressen, Bully“, lachte Atlan jetzt unverblümt. „Sie war sofort bereit, mit der HEPHAISTOS loszufliegen, um Euch zu retten! Ohne etwas dafür zu verlangen, möchte ich hinzufügen. Und Perry! Ich verspreche dir und Thora eine durchaus interessante und auch sehr positive Überraschung.“

Thora und Perry Rhodan waren mit Major Umpangas PEBBLES gestartet und flogen nun mit beinahe angepasster Geschwindigkeit über die HEPHAISTOS hinweg, sie mussten die technische Umsetzung eines kunstvollen Bauplanes einfach bewundern. Natürlich war die Form für eine Landung auf einem Planeten nicht besonders gut geeignet, und auch für ein Kriegsschiff war die Konstruktion nicht eben ideal, aber perfekt für eine luxuriöse, bewegliche Station. Der Park, der durch die Klarstahlscheiben von ‚oben‘ zu sehen war, die bunten Schirme der Lokale, der Strand mit dem Schwimmbad davor, das vom Ufer wie ein Ozean wirken musste. Purer Luxus! Die PEBBLES überquerte den Rand, steuerte die andere Seite an. Überall an den Seitenwänden waren kleine, durchsichtige Kuppeln in regelmäßigen Abständen, hinter denen Menschen flanierten und die Aussicht genossen. ‚Unter‘ der HEPHAISTOS angekommen, musste Umpanga sein Schiff drehen,

um in den offenen und gut ausgeleuchteten Landeschacht einzutauchen. Innerhalb der Station wurden sie durch Hologramme in leuchtenden Farben zu ihrem Landeplatz gewiesen, die PEBBLES setzte am angegebenen Ort sanft mit nachwippenden Teleskopbeinen auf. Rhodan erhob sich und rückte seine Uniform zurecht.

„Bitte warten Sie hier auf weitere Anweisungen, Major!“ Dann wandte er sich an seine Frau.

„Wollen wir gehen, Thora?“

Mit gemischten Gefühlen verließen Rhodan und Thora die Schleuse der PEBBLES, völlig im Ungewissen, warum Tana Starlight sie sehen wollte, und zwar allein. Wie versprochen wartete an der Schleuse eine Frau in der rauchblauen Uniform der Starlight Enterprises mit dem Namenschild Hera auf sie und sprach sie an.

„Ma'am, Sir, ich soll Sie nach Nummer 10, Downing Street führen. Bitte folgen Sie mir.“

Rhodan lachte launig. „Zumindest hat Starlight Humor. Die Adresse des britischen Premierministers als Kabinenummer für die Chefin, das hat doch etwas!“ Hera schritt mit schwingenden Hüften voran, durchaus ein lohnender Anblick, wie sogar Thora fand.

„Ma'am, Sir, ich darf Sie in diesen Lift bitten, er bringt Sie zum Deck ,D'. Bitte beachten Sie die rote Zone, ab hier schweben Sie aufwärts. Bitte hier entlang. Hier ist die Nummer 10, treten Sie nur ein, Sie werden erwartet.“ Die Gestalt der reifen Frau verblasste.

„Nanu?“ entfuhr es Rhodan.

„Ein sehr gut gemachtes Hologramm!“ kommentierte Thora trocken.

Auf alles waren Thora dalZoltral und Perry Rhodan gefasst gewesen, nicht aber auf die junge Frau, die sich lächelnd vom Sofa erhob. Verschwunden war das übertriebene Make-up, ohne jede Maske mit Ausnahme der Haarfarbe stand Victoria vor ihren Eltern. Thoras Augen verengten sich plötzlich zu engen Schlitzen, mit langen Schritten stand sie vor Starlight, packte das Gesicht und drehte es zur Seite, sah hinter das linke Ohr.

„Du hast dieses Mal nicht entfernen lassen?“

„Warum sollte ich denn, Mama?“ Thora riss ihre Tochter gleichzeitig jubelnd und schluchzend in die Arme. „Victoria. Ich wusste doch, das Gesicht ist mir bekannt vorgekommen!“ Lachend lagen sich Mutter und Tochter endlich wieder einmal in den Armen.

Victoria streckte die Hand nach Rhodan aus. „Papa?“

*

„Das ist eigentlich schon alles, wir haben uns die Leute gesucht, für welche die arkonidische Technik keinen sakrosankten Abschluss der Entwicklung darstellt, sondern eine Plattform, weiter zu gehen. Und wir haben Querdenker mit seltsamen Ideen an uns gezogen, als wir Starlight Enterprises gründeten. Wir haben Erfolg gehabt.“ Victoria trank einen Schluck Champagner und lehnte sich zurück. „Irgendwie habe ich einen Riecher für die brauchbaren Leute“, lächelte sie, Perry Rhodan drehte das zarte Glas in seinen großen Händen.

„Ich verstehe nicht, wie das geschehen konnte. Ich habe doch fähige und bereits erfahrene Leute ausgesucht und ihnen die Hypnos Schulung gegeben!“

Victoria lachte laut. „Nehmen wir nur so als Beispiel einmal meinen Professor, an den du mich mit meinen Entdeckungen verwiesen hast. Er war in erster Linie an seinem Posten interessiert, jede Neuerung war eine Gefahr für ihn und seine Stellung. Für seinen Ruf ganz zu schweigen. Außerdem waren viele der Meinung, wenn die Arkoniden einige Jahrtausende keine Verbesserungen er- und gefunden haben, wie sollen dann wir in wenigen Jahren die Sache schaffen?“

Thora goss sich lächelnd noch einen Schluck Champagner in ihr Glas. „Ich sehe, dass du Erfolg hast, mein Kind, möchte aber viel lieber wissen, ob du glücklich bist. Gab es nach Gunnar eigentlich noch einen Mann in deinem Leben?“

Victoria strahlte. „Einige, Mutter, und meistens hat es mir viel Vergnügen gemacht. Und seit 17 Jahren gibt es einen sehr jungen Mann fix in meinem Leben.“

Rhodan runzelte die Stirn. „Da warst du doch noch mit diesem Gunnar zusammen.“

„Oh, Gunnar kannte und vergötterte ihn. Außerdem sagte ich in meinem Leben, nicht in meinem Bett. Möchtest du Reginald Atlan Starlight vielleicht einmal kennenlernen?“

„Reg - Regin - Reginald...?“ stotterte Rhodan, Thora brach in Gelächter aus.

„Perry, du bist Großvater! Das macht mich zur Oma! Wo ist der junge Mann?“

„Ich bitte die Picotronik, ihn hierher zu rufen. Seit einem Jahr besteht er auf einem Zimmer im Studentenwohnheim.“ Victoria Rosheen grinste ihre Mutter an. „Von wem er nur diese Tendenz zur Abnabelung, Unabhängigkeit und Rebellion her hat?“ Beide brachen in lautes Gelächter aus, das vom Summen der internen Kommunikationsanlage unterbrochen wurde. „Oh, Atlan ruft. Bitte, noch etwas. Bewahrt doch noch mein Inkognito!“

Rhodan runzelte die Stirn, Thora stieß ihm den Zeigefinger in die Rippen. „Selbstverständlich wahren wir dein Geheimnis, Kind. Atlan weiß es schon, oder? Sonst noch – oh! Allan, der alte Fuchs! Irene Adler! Und ich habe es übersehen! Deine Vorliebe für Sherlock Holmes und das viktorianische England! Sonst noch jemand? Nein? Gut!“

„Vielleicht könnten wir Onkel Bully...“

Thora lachte. „Dann weiß es jeder Telepath im Umkreis von drei Lichtjahren. Bully denkt sehr laut!“

Atlan machte ein vergnügtes Gesicht. „Ich habe hier einen tobenden Vizepräsidenten in der Videoleitung, der denkt, dass Tana Starlight irgend etwas mit Thora und Perry angestellt hat.“

Victoria atmete tief ein, ließ die Luft langsam aus der Lunge entweichen, zwinkerte Thora zu und bat Atlan: „Bitte sag dem Vidcom, er soll den Anruf durchstellen.“ Das Bild des Arkoniden auf dem Bildschirm machte dem eines Reginald Bulls mit hochrotem Gesicht Platz

„...verlange ich sofort eine...“

„Mister Bull“, Victorias samtweiche Stimme unterbrach den Wütenden ‚sotto voce‘. „Warum stören Sie uns bei unserem privaten Treffen?“

„Seit anderthalb Stunden ist Perry schon bei Ihnen, und seit einer halben versuche ich ihn zu erreichen!“, tobte Bull. „Was ist los da drüben? Ich verlange eine Antwort!“

„Aber Mister Bull, gönnen Sie Ihren Chef denn gar kein Privatleben?“ Ein sinnliches Lächeln spielte um Victorias Lippen. „Kein bisschen Vergnügen?“

„Genug!“ Rhodan schob sich neben seine Tochter, die bereitwillig Platz vor der Kamera machte. „Es ist alles in Ordnung Bully.“ Er atmete tief durch. „Wir hatten nur einiges zu besprechen.“ Perry Rhodan hob die Hand, erstickte einen Einwand Bullys im Keim. „Die PEBBLES soll bitte noch die Staboffiziere und Mutanten zur HEPHAISTOS bringen. Wir brauchen eine Lagebesprechung. Wohin...?“

„Hera! Hera wird die Damen und Herren im Hangardeck abholen und zum ‚Rats and Pi-rats‘ bringen. Ich habe den großen Saal schon reserviert!“ Victoria schaltete ab und leckte sich die Lippen. „Manchmal bekomme ich richtig Heißhunger auf Fish and Chips, dazu ein Pint irisches Smithwicks red Ale.“

„In einem Lokal?“ Rhodan war nicht begeistert. „Kein Konferenzraum?“

„Ach Papa“, Victoria zog ihre Nase kraus und winkte ab. „Den habe ich vor Jahren in ein Billardzimmer umbauen lassen. Irgendwann habe ich festgestellt, dass die besten Ideen

entstanden sind, wenn wir NACH einer Besprechung noch das eine oder andere Glas getrunken und eine Kleinigkeit gegessen haben. Logische Konsequenz? Gleich ins Pub!“

An der Tür summte es, dann glitt sie auf, ein weißhaariger Teenager mit dem typischen Gesichtsausdruck eines Pubertierenden trat ein.

„Mama! Was ist denn so wichtig, dass ich gleich kommen muss! Oh, und du hast Besuch!“ Man sah Reginald Starlight an, dass er am liebsten gleich wieder gegangen wäre.

„Reginald, dass ist Donna Thora dalZoltral, und das ist Mister Rhodan. Nun gib ihnen schon die Hand.“ Reginald quälte dich ein „Ma'am, Sir!“ ab und wollte sofort wieder gehen, Victoria schob in wieder zurück. „Du darfst ruhig lächeln“, flüsterte sie grinsend. „Und Du musst nicht Ma'am und Sir sagen, Opa und Oma reicht völlig!“

Entsetzen zeigte sich in Reginalds Mine, er schlug die Hände vors Gesicht. „Oh nein!“ jammerte er, „das Leben ist als Starlight schon schwer genug, und dann auch noch als Rhodan! Können wir das nicht geheim halten? Bitte!“ Perry Rhodans Gesicht war eine klassische Studie in Ratlosigkeit, während Thora schallend zu lachen begann!

„Auch wenn es Dir nicht gefällt, Reginald, aber DER Satz könnte von Deiner Mutter sein! Schon gut, es bleibt unser Geheimnis. Wenn Du mich umarmst! Küssen musst Du mich nicht, wenn Du nicht willst.“ Reginald drückte seine Großmutter fest und innig, mit ihrem Verständnis hatte Thora einen neuen Fan gefunden.

*

Captain Smokebeard Murphy, oder wie er mit bürgerlichem Namen hieß, James Berry, war seit einigen Jahren der Besitzer des ‚Rats and Pi-rats‘. In seiner Jugend hatte er studiert und zuerst einen Doktor in Medizin, kurz darauf einen in Mikrobiologie gemacht. Mit 28 Jahren hatte er eine vieldiskutierte Publikation über geriatrische Prävention verfasst, in der er sich mit Zellen und deren Gesundheit und Regeneration befasste. Die Menschen könnten, seiner Theorie nach, länger und vor allem gesünder leben. Dann stockte der Fortschritt in dieser Forschung. Mit 31 Jahren kündigte er seinen Vertrag mit der Firma, für die er bisher gearbeitet hatte und verließ noch am selben Abend unter Zurücklassung aller Papiere und halbfertiger Forschungsergebnisse sein Labor. Für immer. Seitdem hatte er auf der HEPHAISTOS für Starlights gearbeitet und einige gute Mittel gegen vorzeitige Alterung und Zellerhaltung entwickelt, die vom Markt durchaus positiv aufgenommen wurden. Mit 60 hatte er vor fünf Jahren seinen Beruf an den Nagel gehängt und das irisch-schottisch-englische Pub eröffnet. Damit erfüllte er sich einen lange gehegten Traum, denn schon seit seiner Jugend wollte er ein solches Lokal besitzen. Seine letzte Arbeit hatte der Analyse des irischen Bieres Smithwicks aus Kilkenny gegolten, er liebte dieses ‚Red Ale‘ und wollte auf der HEPHAISTOS ein Bier mit diesem Geschmack brauen. Es funktionierte, und James Berry schloss einen Vertrag mit der Brauerei, um den Namen benützen zu dürfen. Seither konsultierten die mikrobiologische Abteilung der Starlight Enterprises James nur noch ab und zu, wenn die Mitarbeiter nicht mehr weiter wussten und einen neuen Impuls benötigen.

Das ‚Rats and Pi-rats‘ war eingerichtet wie ein richtiges Pub. Kleine Tische mit wenigen Stühlen, dafür eine endlose Bar. Viele verschiedene Bier- und Whiskeysorten wurden ausgeschenkt, die Speisekarte war dafür eher bescheiden. Außer Fish and Chips gab es noch Steak vom Grill, ebenfalls mit Chips und natürlich einige Sandwiches. Trotzdem war das Pub immer gut besucht, denn das Angebotene hatte gute Qualität. Dafür nahmen seine Gäste die stetige Berieselung mit irischer und schottischer Musik gerne in Kauf, auch die ‚Warpipes‘, also die Dudelsäcke. Der Wirt

selber, wegen seines grauen Bartes ‚Smokebeard‘ genannt, trug gerne ein Piratenkostüm, eine Augenklappe über dem linken Auge und hatte sich zudem einen entsprechenden Wortschatz zugelegt. Hinter dem Schankraum war noch ein großer Saal für Festivitäten oder, wenn nötig, für die Konferenzen der Chefin, wobei ausschließlich der Wirt selbst bediente. Immerhin war er lange genug selbst Mitglied dieses Kreises gewesen, und Tana Starlight vertraute Smokebeard immer noch.

„Beim Klabautermann!“ Murphy brüllte, als stände er auf einem Achterdeck und kommandierte eine raue Mannschaft von Seebären. „Da kommt die große Chefin persönlich und bringt eine zweite genau so schöne Frau mit!“ Er lehnte sich über die Bar und hielt Thora die gigantische Pranke entgegen. Es war kaum zu glauben, dass er mit diesen Händen winzigste Einstellungen an den Instrumenten getroffen hatte. Thora lächelte und ergriff die Hand, auf das Schlimmste gefasst. Doch es wurde ein fester, aber nicht schmerzhafter Griff. Dann hielt der Riese auch Perry die Hand hin. „Sir!“

„Mister Rhodan, Donna Thora, wenn ich Ihnen vorstellen darf. Smokebeard Murphy.“

„DER Perry Rhodan? Eine große Ehre, Sir. Eine verdammt große Ehre. Und die Donna! Eine fast noch größere Ehre, und ein verdammt großes Vergnügen. Darf ich Sie zur Messe bringen? Bitte hier entlang.“

Der Saal war gut erleuchtet, eine lange Tafel mit vielen bequemen Stühlen. „Darf es in der Zwischenzeit ein Pint irisches sein?“ Victoria nickte begeistert, ihre Eltern schlossen sich nach einigem Zögern an, ebenso bei dem Fisch. Auch Atlan traf bald ein und begrüßte seinen Freund und dessen Frau, er blickte fragend zu Victoria, die ihm zunickte.

„Ich habe es ihnen gesagt, Atlan. Wir haben uns ausgesprochen, und wir haben beschlossen, dass ich weiterhin Tana Starlight bleiben darf.“ Sie lächelte schelmisch. „Auch, dass wir die Herkunft besagter Dame geheim halten werden. Wir und Allan, nicht mehr. Angeblich denkt Bully zu laut. Sollte er nicht eigentlich wie Mama, Papa und du einen Monoblock haben, damit er seine Gedanken schützen kann?“

Thora lachte. „Er ist oft zu emotional, besonders, wenn Gucky im Spiel ist. Und schon fällt der Schirm.“

„Ladys und Gentleman“, eröffnete Perry Rhodan wenig später die Sitzung, als jeder sein Getränk vor sich stehen hatte. „Wir haben nach wie vor die Situation, dass der ÜL-Antrieb der STARDUST mit Bordmitteln nicht zu reparieren ist. Miss Starlight, könnten Sie mit der HEPHAISTOS unser Schiff in das Solssystem bringen? Wir hoffen, dass Sie die Möglichkeiten dazu haben.“

Victoria breitete bedauernd die Hände aus. „Leider ist die STARDUST etwas zu groß, und wir haben auch keine Ersatzteile für ihren Antrieb.“

Rhodan seufzte. „Na schön. Könnten Sie einen Werkstattkreuzer verständigen?“

„Das könnte ich natürlich...“

Bully unterbrach sie. „Keine Sorge, wir bezahlen schon dafür.“

Das berühmte Lächeln erstrahlte auf ihren Lippen. „Mister Bull, was wäre, wenn ich keine finanzielle Entschädigung verlange?“ Ihre Stimme klang sanft und sinnlich. „Was ich sagen wollte, ehe ich von Ihnen so rüde unterbrochen wurde, wir könnten statt einer Reparatur einen neuen Antrieb einbauen. Mit Schock- und Schwingungsabsorber. Atlan wird Ihnen bestätigen, dass unsere Sprünge kaum zu spüren sind, und Sie werden bereits festgestellt haben, dass Sie unsere Singularitäts-Transfers nicht verfolgen können. Eine Kommunikationsanlage und Ortungsgeräte

können wir auch schneller neu einbauen, als ein Wartungskreuzer die Arbeit erledigen könnte. Wenn Sie wollen, Mister Rhodan, modernisieren wir die STARDUST.“

„Und bauen Spionagegeräte mit ein?“ Bull war misstrauisch, Victoria winkte lässig ab.

„Welche Geheimnisse könnte ich schon erfahren wollen, Mister Bull. Ich mache ein Angebot, es liegt an Ihnen, es anzunehmen oder abzulehnen.“

„Wieviel soll es kosten?“, fragte Bully sofort, ein lautes Gelächter Victorias war die Antwort. Dann ging Sie zu Bully, beugte sich vor und flüsterte heiser in sein Ohr:

„Sie dürfen mich zum Abendessen begleiten, Mister Bull. Nur wir zwei, heute Abend. Machen Sie sich hübsch, es gibt auch ein Tanzparkett.“ Dann schwebte sie zu ihrem Platz zurück, im Vorbeigehen flüsterte sie Thora zu: „Ich riskiere es!“ Ihre Mutter nickte verstehend.

Bullys Gesicht war zuerst verblüfft, dann ratlos, schließlich grimmig geworden. Thora, die das Minenspiel verfolgte, beugte sich vor.

„Nun, Bully, bringst du uns das Opfer, mit einer schönen Frau tanzen zu gehen? Oder müssen wir weiter verhandeln?“

Collin Campbell grinste. „Wenn die junge Dame mich als Ersatz erwägen könnte..?“

Doch die schüttelte lächelnd den Kopf. „Mister Bull?“

„Na schön“, gab er resigniert auf. „Aber nur Essen!“

„Hervorragend. Hera wird Sie heute Abend zu Maurice bringen. Mister Rhodan, wenn Sie grünes Licht geben, werden wir sofort mit der Arbeit beginnen. Unsere Kommunikationsanlage steht Ihnen nach Belieben zur Verfügung, ebenso die HYDRA, sobald sie hier eintrifft. Falls Sie es eilig haben, Terra zu erreichen.“

Die Techniker der HEPHAISTOS schwärmten durch die Maschinenräume der STARDUST und vermaßen die Örtlichkeiten, während die Technikcrew des terranischen Schiffes die alten Sprungaggregate ausbaute und zur südlichen Polschleuse transportierte. Dort wollte die HEPHAISTOS den Schrott mit ihren Traktorstrahlen aufsammeln, um sie danach wieder einzuschmelzen. Der LI Gert Hauser raufte seine spärlichen Haare, als er erfuhr, wieviel Platz nach dem Umbau noch übrig bleiben sollte.

„Verdammt, da bringen doch beinahe noch einen Reaktor unter!“

„Sollen wir?“ fragte der Leiter der Umbaucrew. Carlos Kamsata aus Havanna betrachtete die Pläne der STARDUST. „Wenn wir die Wand dort herausnehmen, können wir die Energieleistung des Schiffes um etwa 23 Prozent steigern.“

Gert Hauser lächelte gequält. „Wer soll das bezahlen, da muss ich erst fragen!“

Carlos winkte großspurig ab. „Alles im Preis inbegriffen, die Chefin hat Carte Blanche ausgegeben. Das Beste ist für die STARDUST gerade gut genug.“

Hauser musste sich setzen. „Warum?“, fragte er fassungslos.

„Die einzige Frage bei diesem Umbau, auf die ich keine Antwort weiß.“ Carlos zuckte mit den Schultern. „Mir ist es egal, also, wollen wir?“

Hauser lächelte ihn an. „Gott segne dich und deine Crew. Wir wollen!“

„Chef!“, aufgeregt meldete sich der Waffenoffizier der STARDUST bei Perry Rhodan. „Ich habe da jemanden, der die Thermo- und Impulsstrahler austauschen soll. Er sagt, seine hätten bei gleicher Größe etwa 18 Prozent mehr Leistung durch bessere Bündelung und mehr Reichweite durch bessere Zielverfolgung! Das kann doch nicht sein, wir haben das Beste eingebaut, das wir zur Verfügung hatten!“

Rhodan lächelte gequält zu Thora. „Ich bin neugierig, welche Überraschung hier noch auf uns wartet.“

Sie umarmte den großen Terraner. „Sei doch stolz auf Victoria! Und sei glücklich über ihr großzügiges Geschenk.“

„Bin ich, aber wenn ich daran denke, was...!“

„Dusty an Rhodan!“

„Ja, Dusty!“ Wenn die Neuronik sich meldete, schrillten in Rhodan die Alarmglocken.

„Sir, die Techniker der HEPHAISTOS bieten mir an, meine Persönlichkeit in eine neue Hardware zu transportieren. Ein Quantensprung in der Leistung auf weniger Platz! Darf ich?“

Perry Rhodan verbarg sein Gesicht in den Händen, sah dann wieder auf. „Dusty, Natürlich darfst du! Verdammt, wenn ich damals nur zugehört hätte!“

*

Maurice war Franzose, und er war Koch, der sich mit großer Liebe der Zubereitung der Speisen widmete, die in seinem Lokal Chez Catherine serviert wurden. Doch noch niemand hatte das Geheimnis lüften können, wer sich hinter dem Namen verbarg. Maurice kam aus der Gascogne, weshalb man nicht immer alles glauben durfte, was er sagte, außer natürlich, es ging um Essen und den dazu passenden Wein. Man vertraute ihm in kulinarischen Belangen blind, und noch nie wurde ein Gast enttäuscht. Sein Lokal war so aufgebaut, dass sich viele kleine und einige wenige große Nischen um eine große Tanzfläche gruppierten. Die Gäste konnten so ungestört essen, trinken und danach auf die Tanzfläche gehen. Die Lautstärke der Musik war in jeder Nische individuell regelbar, daher konnte man ebenso gut miteinander plaudern wie die richtige Musik zu einem Tanz abwarten. Oder einfach nur genießen, Maurice spielte klassische Musik für Standard- und lateinamerikanische Tänze auf gehobenem Niveau.

Reginald Bull erschien zuerst, er trug zu schwarzen Hosen ein schwarzes Hemd, darüber einen weinroten Blazer mit zwei Knopfreiern. Bully schickte in seinen Gedanken ein Dankgebet an die Götter des Modehimmels, weil sie endlich, nach so vielen Jahren, die Krawatte abgeschafft hatten, und die ‚Fliege‘ gleich mit. Eigentlich hatte er in der einfachen Borduniform gehen wollen, doch Thora hatte ihn zu etwas Eleganterem überreden können.

„Bully“, hatte sie gefragt, „Du gehst doch sonst auch gerne mit schönen Frauen aus. Was ist heute anders?“

Er hatte nur geknurr. „Sie ist so verdammt offensiv! Da fühlt man sich glatt überfahren!“

Thora hatte laut gelacht. „Ja, sie kein graues Mäuschen. Tu einfach dein Bestes, Bully! Sei nett!“ Und da stand er nun an der Bar bei einem Cocktail, einem Whisky Manhattan, und wartete auf seine Verabredung.

Tana Starlight kam in einem ärmellosen ‚kleinen Schwarzen‘, das nach Coco Chanel im Kleiderschrank keiner Frau fehlen durfte. Stehkragen, bis zum Hals zugeknöpft, etwa bis zum Knie reichend. Elegante, aber nicht zu hohe Schuhe, eine dezente Kette und leichtes Make-up. Bull war überrascht, das hatte er nach all den Erfahrungen, die er bisher mit dieser Frau machen musste, nicht erwartet. Lächelnd näherte sie sich Bully und reichte ihm die Hand, er nahm und küsste dieselbe.

„Danke für Ihr kommen, Mister Bull.“

„Ma'am! Darf ich Ihnen etwas zu trinken bestellen?“ Es war ein Ritual, das mit nur wenigen Änderungen seit Jahrhunderten üblich war.

Bald begleitete ein Oberkellner Tana und Reginald zu ihrem Tisch.

„Mister Bull, man serviert hier ein köstliches Chateaubriand, wenn Sie mir ausnahmsweise vertrauen wollen? Und Maurice soll uns einen passenden Wein aussuchen. Eine kleine Vorspeise?“ Bully zeigte sich einverstanden, und bald funkelte der dunkelrote Wein in den dünnen Gläsern. Sie genossen angeregt plaudernd das vorzügliche Essen, später standen noch zwei Calvados auf dem Tisch, Victoria spielte nachdenklich mit ihrem Glas.

„Sie können ja durchaus normal sein, Tana“, brach es aus Bull heraus, Tana hob die Augenbrauen. „Natürlich kann ich das“, lachte sie und stellte ihr Glas ab. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Reginald.“ Sie begann die Kragenknöpfe zu öffnen. „Bitte warten Sie ab, ich verspreche, es wird kein Versuch einer Verführung.“ Dann holte sie aus ihrem Ausschnitt ein dünnes Goldkettchen mit einer kleinen Plakette, die in Gold und rotem Emaille das Logo der ersten Marsmission, des berühmten Fluges der ersten STARDUST zeigte und reichte es Reginald Bull. Der betrachtete es genau.

„Wo haben Sie das her?“, platzte es aus ihm heraus. Nun trank Victoria doch ein winziges Schlückchen, ehe sie etwas gequält lächelnd antwortete.

„Der beste Freund meines Vaters hat es mir geschenkt. Er hat damals gesagt, es soll mir Glück bringen, und bisher hat es das, Onkel Reginald Bully Bull.“

„Dann – nein, dann bist du Vicky? Wirklich? Mann, bist du groß geworden. Weiß Perry davon? Selbstverständlich weiß er es, und Thora auch. Mädchen, was hast du dir denn nur gedacht?“ Victoria schloss wieder die Knöpfe ihres Kleides.

„Oh, ich habe es schon drei mal erzählt. Als erster ist Allan Mercant hinter mein kleines Geheimnis gekommen.“

Bully lachte laut auf. „Seine geheimnisvolle Verabredung? Oh, warte, dann stammen auch die Informationen über Liquvital von dir?“

„Korrekt. Aber, Onkel Reginald, bitte, lassen wir das für heute. Probleme können wir noch morgen wälzen, heute möchte ich mich vergnügen. Tanzt du mit mir?“

„Es ist mir eine Ehre, Miss Victoria dalRhodan!“ Bully stand auf und reichte ihr die Hand.

„Tana Starlight, Onkel Reginald, bitte, bewahre mein Inkognito. Mama und Paps sind auch einverstanden. Bitte!“

Es war recht spät geworden, bis Victoria ihn ihre Suite zurück kehrte. Ganz leicht, aber doch beschwipst vom guten Wein, den Maurice serviert hatte, und der dritte Calvados war vielleicht auch ein klein wenig zu – egal. Sie öffnete ihr Kleid, nahm den Schmuck ab und verstaute diesen in ihrer Schatulle. Der Türsummer erklang, lächelnd eilte sie zum Öffner, zog den davor stehenden Mann ins Innere und legte ihre Arme um seinen Hals.

„Wie war Dein Auftritt, Chris?“

Christian Hawlacek aus Wien war ein großer, hagerer Mann von etwa 35 Jahren, eine unbekannte Laune der Natur hatte ihm von Geburt an schneeweiße Haare und Bart beschert, er trug beides kurz. Der ein wenig zu große Mund schien ständig zu lächeln, die blauen Augen blickten immer ein wenig verträumt in die Welt. Hawlacek hatte einen Doktor in Quantenphysik, doch seine unersättliche Neugier hatte dazu geführt, dass er weiter und immer weiter gelernt hatte, sodass man ihn ohne weiteres als Universalgelehrten bezeichnen konnte. Nebenbei spielte er Klavier. Heißen Jazz, bittersüßen Blues und wilden Rock'n'Roll. Er spielte manchmal mit einem Tempo, dass man sich fragte, wie er seine langen Finger von einer Taste zur nächsten bekam. Zudem hatte er bereits einige Zeit mit Tana Starlight ein Verhältnis, das allmählich mehr zu werden schien. Es

bahnte sich scheinbar etwas Ernstes an, immerhin war er der erste Mann seit Gunnar Gunnarson, der über Nacht bleiben und in ihrem Bett auch schlafen durfte.

Sie küsste ihn zärtlich, während seine Hände ihren Weg unter das Kleid fanden und Tanas Körper liebkosten.

„Du wirkst anders als sonst“, flüsterte er gegen ihre Lippen. „Entspannter! Und Du riechst anders, besser!“

„Tatsächlich?“, flüsterte sie zurück. „Du fühlst Dich auch gut an! Komm mit!“ Sie zog ihn ins Schlafzimmer und schloss die Tür. Ihre Hände rissen sein Hemd auf, er zog ihr das Kleid über die Schultern, seine Lippen fanden ihren Hals, wanderten tiefer ...

*

Tana hatte Chris nach einem seiner Auftritte im sogenannten ‚Jazzkeller‘ kennen gelernt, einem relativ kleinen Raum, der vielleicht 200, wenn sie ein wenig zusammen rückten 220 Gästen Platz bot. Die Speisekarte war kurz, die Getränkekarte lang, die Musik immer live und meistens hervorragend, wenn auch alle Künstler Amateure waren. Die Bedienung eine auffallend kurvige und hübsche Ekhnidid mit eidetischem Gedächtnis und einem freundlichen Wort für jeden Gast, die Wände waren mit echten Backsteinen verkleidet und gut isoliert.

Die junge, schwarze Sängerin, zu deren Begleitung Chris damals aufgetreten war, hatte als letztes Lied grandios ‚Love for sale‘ gesungen, mit einer Stimme, die jener der jungen Ella Fitzgerald mehr als nur nahe kam. Tana hatte sich Leslie Myers gegenüber geäußert, dass dieses Lied, in dem eine junge Frau ihren Körper zur Prostitution anbieten muss, als Abschluss keine so gute Idee gewesen wäre, ein fröhliches Lied als Ende wäre angenehmer gewesen. Chris hatte sich von hinten in ihr Gespräch gemischt.

„Ich hab's ihr gesagt, aber heute war sie nun einmal der Boss! Hi, Leslie!“ Diese hatte sie dann einander vorgestellt, später hatte Tana Chris zu sich eingeladen und er mit seinen Fingern auf ihrem Körper ebenso virtuos gespielt wie vorher auf seinem Flügel. Sie hatte noch nie zuvor einen derartigen Höhenflug, eine solche Ekstase erlebt. Dazu war Chris auch noch humorvoll, zärtlich und ein intelligenter Gesprächspartner. Fasziniert hatte Tana sich selbst dabei zugesehen, wie sie begonnen hatte, sich wieder zu verlieben. Und jeden Moment davon genossen.

*

Tana Starlight war in ihrer schlichten rauchblauen Uniform kaum zu erkennen, als sie die Brücke der STARDUST betrat. Nichtsdestotrotz folgten ihr alle Blicke, als mit zu Perry Rhodan ging und neben ihm stehen blieb.

„Sind sie zufrieden mit den Arbeiten, Sir?“ lächelte sie ihn an, und Perry nickte.

„Sehr!“

„Gut“, bestätigte Tana. „Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?“ Rhodan begleitete seine Tochter zu einem Konferenzraum in Brückennähe. „Dad, zuerst, die HYDRA ist eingetroffen. Zum zweiten, hast du Pläne für Reggys System? Ich könnte mir vorstellen, dass Du Mystery und die Abkömmlinge der Arkoniden weiter erforschen willst, und dass PamKim als Siedlerwelt gut geeignet wäre.“

Rhodan nickte. „Ich würde gerne auf oder im Orbit um Mystery eine ständige Forschungseinrichtung etablieren. PamKim wäre perfekt als Urlaubsort für GCC-Personal oder für Rentner der GCC. Außerdem bliebe noch genug Platz, um einigen indigenen oder afrikanischen Völkern, denen ihre Lebensqualität immer mehr genommen wird, einen Zufluchtsort anzubieten. WENN sie das wollen, ich werde natürlich niemand zwangsumsiedeln. Wir haben Savannen und Urwälder an einem riesigen Fluss gefunden, Vicky, hier könnten Menschen im Einklang mit der Natur leben.“

Victoria nickte, sie hatte nicht viel anderes erwartet. „Wie steht es mit Reggy II. Unbewohnbar, aber meine Leute haben eine Menge Metallvorkommen entdeckt, die Nähe zur Sonne und die Rotationsebene machen die Energieversorgung durch Solarzellen für den Abbau profitabel. Wenn Du mir für einen Teil des Planeten Schürfrechte einräumen könntest?“ Victoria reichte Rhodan ein Pad mit den Informationen, die sie von ihren Erkundungsbooten erhalten hatte.

Rhodan runzelte die Stirn und las. „Da haben wir uns ausschließlich auf die Sauerstoffwelten konzentriert und den Rest glatt vergessen. Ich bin wohl kein guter Geschäftsmann!“ Er blätterte durch die Dateien. „Das sieht alles sehr interessant aus. Du meinst, wir könnten dort gemeinsam schürfen?“

„Warum nicht?“, fragte Victoria. „Da unten liegen genügend Rohstoffe, um sowohl der GCC als auch Starlights satte Gewinne zu bringen.“ Sie klopfte das Pad. „Ich lasse dir die Unterlagen da, überlege es dir.“ Endlich einmal lächelnd zog Rhodan seine ID-Card aus der Tasche und unterschrieb den Entwurf für die Schürfrechte.

„Da gibt es nichts mehr zu überlegen. Es ist ein großzügiger Vorschlag.“ Er reichte ihr das Pad zurück, das sie dankend nahm. Als sie gehen wollte, hielt Rhodan seine Tochter zurück. „Victoria, ich muss dir noch etwas sagen. Ich bin stolz auf dich, mehr als ich es in Worte fassen kann. Und ich werde mein Mädchen immer lieben, vergiss das nicht.“

„Papa! Jetzt hast du es geschafft, dass ich weinen muss! Verdammt!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Dabei hatte ich mir so vorgenommen, es nicht mehr zu tun! Ich liebe dich auch, Papa!“ Sie schloss ihn in ihre Arme, und endlich schaffte es auch Perry Rhodan, diese Umarmung vorbehaltlos zu akzeptieren und zu erwidern.

„Danke, mein kleiner Schatz. Entschuldige bitte, aber ich muss auf dein Angebot mit der HYDRA zurück kommen und mich auf der Erde sehen lassen. Bully wird mich begleiten, die Mutanten ebenso, aber deine Mutter wird bleiben. Ich habe aber auch eine Bitte. Besser gesagt, einen Auftrag für Starlight Enterprises. Ein überlichtschneller Fernaufklärer, nicht übermäßig bewaffnet, aber schnell, wendig, große Reichweite, etwas kleines für vielleicht vier, fünf Mann Besatzung. Vielleicht 30 Meter? Etwa wie der arkonidische Diskus, aber mehr Reichweite.“

„Ich setze meine Leute darauf an, Mister Rhodan!“ Perry stutzte kurz, dann nickte er verstehend. „Danke, Miss Starlight!“

März 2083

Reggys System

„Komm herein, Leslie. Schau Dir bitte einmal die Konstruktion an, was sagst Du dazu?“ Leslie Myers, die Intuitionistin der HEPHAISTOS studierte die Pläne auf dem Bildschirm.

„Sieht gut aus“, nickte sie und blätterte weiter. „Arbeitest Du endlich wieder selbst kreativ, statt andere zu überzeugen, dass sie es können?“

„Es ist mein Entwurf“, gab Victoria zu. „Basierend auf dem Diskusschiff der Arkoniden!“

„Ich sehe es. Vier Mann, Kabinen für zwei Gäste, etwa 900 Lichtjahre Reichweite, Absorber, Dämpfer, ein verbessertes Masse-Schub-Verhältnis, etwas geradere Formen. Durchmesser 30 Meter, Höhe aber nur 9 plus Brückenzanzel, pro Deck 3 Meter? Da passt nicht allzu viel Ladung außer der Verpflegung hinein! Die 8 Zwillingsgeschütze im Wulst zwischen den Triebwerksöffnungen? Ja, klar, da können sie sowohl nach ‚oben‘ wie nach ‚unten‘ feuern. Gefällt mir sehr gut, Tana. Guter Entwurf, daraus kann man etwas machen, auch wenn es wirkt wie zwei klassische Frisbeescheiben mit einem Triebwerkswulst dazwischen und einer Beule obenauf. Nicht unbedingt schön, aber praktisch. Für Perry Rhodan?“
Victoria nickte. „Eine Auftragsarbeit, ich würde es als Patrouillenboot bezeichnen!“
„Meiner Meinung nach ist es gut, probieren wir es aus!“

Lesly Myers war 40 und sah ein wenig jünger aus. Sie war ein klein wenig mollig, ohne dick zu wirken, ihre blonde Mähne reichte bis über die Schultern. Obwohl sie keine Schönheit war, hatte sie das gewisse Etwas, das Männer anziehend fanden. Leslie war Intuitionistin, was bedeutete, dass sie sich einen Plan ansehen konnte und intuitiv den Finger auf die schwachen Punkte legen konnte. Techniker liebten und hassten sie. Liebten sie, weil sie ihnen viel Arbeit ersparen konnte, von Zeit und Material ganz zu schweigen, hassten sie, weil es unmöglich war, das warum von Leslie zu erfahren. Sie wusste es selber nicht, nur ‚da stimmt etwas nicht‘. Ein Grund für Tana Starlight, ihr ein gutes Gehalt und satte Provisionen zukommen zu lassen. Außerdem war Leslie die beste Freundin, die sich Victoria vorstellen konnte.

„Ich habe noch einen Entwurf, Leslie!“ Victoria rief einen neuen Ordner auf, Myers vertiefte sich in die Pläne.

„Das ist extrem, Vicky!“, rief sie. „Das ist ein Hochleistungstriebwerk mit Sprungaggregat und Schutzschild. Drei Pilotensessel, zwei Schlafkojen. Die Leute sollen wohl unsere Anzüge tragen, keine sanitären Anlagen, kein eigenes Bett, einer hat sowieso immer Wache! Dafür Ortungsgeräte bis zum Abwinken. Lass mich raten, schnell rein, Ortung auf Maximum, alles speichern und ab die Post, möglichst bevor das Boot überhaupt bemerkt wird. 500 Lichtjahre Reichweite, in fünf Sprüngen zu absolvieren. Arme Besatzung, aber machbar! Wie willst Du das Ding nennen?“

„Wenn, ich meine, falls es funktioniert, 71 Starbird! Eine Anspielung auf...“

„... die SR 71 Blackbird. Ich sehe!“

Reggy II, in der Zwischenzeit auch einfach ‚der Pott‘ genannt, war einer jener seltenen Planeten, deren einer Pol stets der Sonne zugewandt war, ähnlich wie der solare Merkur. Da somit eine Seite stets im Tageslicht lag und der Planet von seinem Zentralgestirn der Spektralklasse ‚F‘ sehr viel Energie erhielt, lohnte sich die Energieversorgung durch Solarzellen durchaus. Die HEPHAISTOS hatte eine Horde Roboter losgeschickt, ein Teil machte sich sofort an den Abbau der für die Sonnenpaneele nötigen Stoffe, während ein anderer aus dem vorhandenen Material neue Spezialroboter zur Erzgewinnung herstellte. Natürlich war die Sache erst einmal langsam angelaufen, aber nach und nach breitete sich das Solarkraftwerk aus und produzierte reichlich Energie.

„Allan hat mir gesagt, dass du eigentlich gar keine Kohlefrachter kommandieren willst.“ Perry Rhodan war wieder im System und beobachtete vom Arbeitszimmer seiner Tochter den Fortschritt der Arbeiten. „Du wolltest doch im Luxussegment bleiben?“

Victoria wandte sich zu ihrem Vater. „Ich habe nicht vor, das Erz zu verkaufen und zu transportieren, Dad. Ich habe vor, gleich hier das Metall zu verarbeiten und die fertigen Schiffe und sonstigen

Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Könnte ich dich für eine Luxusyacht begeistern? Träume doch mal, wie stellst Du Dir Dein perfektes Schiff vor?“

Rhodan seufzte. „Klein, nur für deine Mutter und mich, vielleicht noch vier, fünf Gäste ab und zu. Damit Reginald Atlan und Du einmal zu Besuch kommen könntet. Unbegrenzte Reichweite, damit wir das Universum erkunden könnten, nur Thora und ich. Aber für dieses Schiff bräuchte es ein friedliches Universum, in dem wir überall landen und das Leben genießen könnten.“ Victoria stellte sich neben ihren Vater legte ihren Arm um Perrys Hüfte und den Kopf auf seine Schulter.

„Ein schöner Traum, Papa.“ Seite an Seite beobachteten sie die Arbeiten auf dem Pott.

Nach sieben Wochen war die Reparatur der STARDUST abgeschlossen und für einen Testflug bereit. Collin Campbell hatte schon seinen ersten Rundgang erledigt und zeigte sich von den Umbauten durchaus begeistert. Sein Hauptquartier hatte er die letzten Wochen zwar im ‚Rats and Pi'rats‘ aufgeschlagen gehabt, mit dessen Besitzer er sich auf Anhieb verstanden hatte, trotzdem war er natürlich über jeden Fortschritt unterrichtet worden. Er musterte seine neue Brücke, sie wirkte lockerer, nicht mehr so vollgestellt. An allen Stationen wurde bereits eifrig gearbeitet, die Brückenoffiziere testeten ihre neuen Pulte, Diagnoseprogramme wurden geladen, Kalibrierungen zum x-ten mal überprüft. Das geschäftige Summen der Beta-Schicht erfüllte die Brücke, und Collin Campbell machte sich mit den neuen Anzeigen zum wiederholten mal vertraut. Die Unterschiede an den wenigen Skalen waren nicht gravierend, aber kleine Abweichungen gab es doch, besonders, was die grünen Bereiche betraf, ehe der virtuelle Zeiger den gelben und danach den roten Sektor erreichte. Besonders die Energiereserven zogen immer wieder den Blick des Oberst auf sich, die Schutzschilder sollten bei einer Belastung noch nicht einmal in den gelben Zahlen sein, wenn die alten bereits überladen und am Zusammenbrechen gewesen wären.

Dusty pfiff und brüllte in bester maritimer Tradition die Ankunft Rhodans und Thoras aus den Lautsprechern. Die Anwesenheit von Victoria wurde von der Neuronik natürlich nicht gemeldet, immerhin gehörte sie nicht zum Kommandostab. Die Brückenbesatzung war jedoch nicht so standhaft, den Besuch völlig zu ignorieren. Mehr oder weniger verstohlene Blicke suchten die Frau, der sie nicht nur die Befreiung aus dem Exil, sondern ein stärkeres, besseres Schiff verdankten. Und sie wurden nicht enttäuscht, Tana wusste, was sie ihrem Publikum schuldig war. Sie trug zu hohen Stiefeln mit Bleistiftabsätzen hautenge schwarze Lederhosen mit breitem Gürtel und eine nietenbesetzte Lederjacke mit hochgeschlagenem Kragen über einem knallroten T-Shirt mit der Aufschrift ‚I want to break free'. Eine in die Stirn geschobene Designersonnenbrille machte das Ensemble ebenso komplett wie die kunstvoll toupierte blondierte Mähne und die große Gürtelschnalle in Form eines Wolfskopfes. Sekundenlang schien die Zentrale den Atem anzuhalten, dann setzte das leise Murmeln wieder ein, erfüllte die Brücke mit Leben.

„Sir! Ma'am!“, salutierte Oberst Campbell vor seinen Vorgesetzten, ehe er sich an Tana Starlight wandte. „Ma'am, sie haben mich alten Soldaten sprachlos gemacht. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank und meinen Respekt ausdrücken soll!“

Tana streckte ihm einfach die rechte Hand hin. „Es reicht ein Händedruck, Collin, und nennen Sie mich nicht Ma'am. Tana reicht mir.“ Collin Campbell schüttelte die angebotene Hand und schluckte einen kleinen Kloß in seiner Kehle. Dann drehte er sich um und polterte los.

„Also los, Lassies, keine Müdigkeit vorschützen! Es geht los, wo bleiben die Klarmeldungen? Pounder, lümmeln Sie nicht so herum, Sie sind nicht in der Alpha-Schicht!“ Francis L. Pounder verknipte sich ein Grinsen, jeder wusste, dass der Skipper eine Schwäche für Frauen hatte und bei

ihnen leicht sentimental wurde. Diese Regung aber um keinen Preis zugegeben hätte und mit lautem Gepolter überspielte. Es regte niemand mehr auf, denn man wusste, dass Collin Campbell auf einen Ernstfall nie mit Toben, sondern eiskalt zu reagieren pflegte. Auf der Statustafel leuchtete ein Licht nach dem anderen grün auf, die Stationen meldeten offiziell ihre Startbereitschaft. Nach alter Tradition meldete der XO diesen Umstand dem Kommandanten und der wiederum Perry Rhodan

„Alle Systeme bereit!“

„Dann los, Skipper!“ Rhodan wies mit der Hand auf den Schirm. „Bringen Sie uns mit einem Kurzsprung ins System des Planeten ‚First‘!“ Für den ersten Probesprung hatte man jenes System gewählt, das Atlan bei der Suche nach der STARDUST als Alpha bezeichnete. Auch für Rhodan war es die erste Station seines Ausfluges gewesen, und hier hatte er einen Planeten gefunden, der für Menschen hervorragend bewohnbar war, vielleicht eine Spur mehr an Ozean als die Erde. In der ersten Begeisterung hatten sie den Planeten ‚First‘ genannt, er sollte die erste menschliche Kolonie werden.

Die Triebwerke der STARDUST leuchteten in grellem Feuer auf, die riesige Stahlkugel beschleunigte mit hohen Werten und raste dem Sprungpunkt entgegen. In dessen Nähe wartete bereits die PEBBLES, um Messungen des Sprunges vorzunehmen, knapp hinter der STARDUST raste die ORION auf dem gleichen Kurs, sie sollte der STARDUST mit Atlan und Bully nach ‚First‘ folgen.

„Sprungpunkt wird erreicht in 80 Sekunden“, meldete die Neuronik der STARDUST einige Stunden später, und Campell nickte.

„Ausführung nach Erreichen des Punktes!“ Begleitet von dem Gefühl eines Mückenstiches im Nacken wechselte jählings die Szenerie auf dem Panoramaschirm. Anstelle von Reggys Stern im Hecksektor leuchtete im Bugsektor eine gelbe Sonne.

„Empfange Funkbake ‚First‘!“ rief der Kommunikationsoffizier.

„Zielpunkt erreicht, keine Abweichungen!“ meldete die Astrogation, und die Ortung meldete

„Schiff zeichnet, identifiziert als ORION!“

Tana wandte sich zu Perry Rhodan „Man könnte annehmen, der erste Sprung hätte funktioniert. Sind Sie zufrieden, Sir?“

April 2083

Dhuma System,

„Du willst es Dir nicht noch einmal überlegen?“ Palkon raupte seinen roten Bart. „Ich könnte noch einmal 1000 Gramm 999 fein mehr bieten!“

„Ich bin immer noch nicht daran interessiert!“ Ghoma schaltete die Videokommunikation aus.

„Kreditrisiko“ fluchte sie ungeniert. „Pleitier!“ Ghoma war etwas über zwei Meter groß,

breitschultrig und verfügte, auch wenn man es ihr nicht auf den ersten Blick ansah, über eine

Körperkraft, die der eines männlichen Springers gleicher Größe nicht nachstand. Zum Leidwesen

ihres Vaters verfügte sie dazu auch über einen rasiermesserscharfen Verstand, einen Willen,

dessen Stärke noch die ihres Körpers übertraf und ein unfehlbares Gedächtnis. Wäre sie ein Mann

gewesen, der Patriarch Hemghat hätte sie auf der Stelle adoptiert, zu seiner rechten Hand und

designiertem Nachfolger ernannt, zum Wohl der Sippe. Als Frau war das natürlich undenkbar. Das

Schicksal begnügte sich mit all diesen Vorzügen noch nicht, und schenkte Ghoma auch noch

außergewöhnliche Schönheit, eine Lockenmähne, für die viele Mädchen gemordet hätten, und

eine Figur, die Männer zu den größten Dummheiten verlocken konnte. Das Gesamtpaket machte

sie zu einer sehr einsamen Frau.

„Ein Mann, den ich heirate, muss mir geistig zumindest halbwegs ebenbürtig sein“, hatte sie ihrem Vater anvertraut, und bisher war ihr dieses Glück erfolgreich ausgewichen.

Ghoma handelte im Auftrag ihrer Sippe als Spezialkurier. Ihr Schnellboot mit der typischen Walzenform hatte bei einer Länge von etwa 45 irdischen Metern einen Durchmesser von 12, war also nicht nach den üblichen Relationen gebaut. Die vier Männer und drei Frauen versahen ihren Dienst unter ihr nicht ungerne, denn sie holte immer satte Provisionen an Land, die sie mit ihrer Mannschaft teilte. Die HEM XXVI war extrem schnell mit großer Reichweite und transportierte kleine, aber wertvolle Fracht, in erster Linie Personen, die schnell irgendwo hin mussten.

„Welche Hikma ist dir denn über den Magen getrampelt?“ Ihr erster Offizier sah nicht einmal von seinen Pulten auf. „Der Preis war doch ganz in Ordnung?“

„Ich kenne diese Schleimkreatur!“ Ghoma hatte sich noch nicht beruhigt. „Die nächsten fünf Tage hätte ich die schmierigen Greifer dieses alten Drecksackes andauernd in der Nähe meines Arsches gehabt, und irgendwann hätte ich ihm etwas brechen müssen! Entweder die Finger oder das Genick! Schlechte Werbung! Wir finden einen besseren Auftrag.“

Die HEM XXVI raste auf den Planeten Dhuma zu, wo die Springer eine sippenübergreifende Niederlassung unterhielten. Unter anderem war hier eine Filiale der Springerbank auf Archetz und der zweitgrößte Heiratsmarkt des Volkes. Hier konnten sich Männer und Frauen nach Ehepartnern umsehen, damit Inzucht innerhalb einer Sippe unterbunden wurde. ‚Sie wechselt das Schiff‘ war ein Synonym für eine Hochzeit in einen neuen Familienverband. Ein Wechsel, der durchaus auch politisch motiviert sein konnte, und immer von einer entsprechenden Entschädigung begleitet wurde. Immerhin verlor die Sippe der Braut eine ausgebildete Arbeitskraft, doch oft bestand diese Entschädigung auch einfach aus einem Mädchen, das die Stelle der Braut einnahm. In ganz seltenen Fällen wechselte der Bräutigam Schiff und Sippe, obwohl auch das schon vorkommen konnte.

„HEM XXVI, hier Dhuma Kontrolle!“ Ghoma schaltete die Verbindung wieder ein.

„HEM XXVI hört“, meldete sie sich.

„Kursänderung. Landen Sie auf Feld 41, kleiner Hafen. Der ehemalige Schmugglerplatz. Es sind acht Patriarchen mit ihren Flaggschiffen im Anflug, wir brauchen daher den Platz auf dem Hauptfeld! Es ist Hochzeitsmarkt.“

„HEM XXVI bestätigt!“ Ein Klick, die Verbindung war unterbrochen. „Also, Leute“, Ghoma atmete tief durch, ehe sie weitersprach. „Das war es dann, sagt ‚auf Wiedersehen‘ zu den Fleischtöpfen von Port Dhuma. Was bleibt, sind die uralten Spelunken von Schmugglers Paradies. Schmutzige Bars, billige Puffs und schmierige Striplokale!“

„Versprochen?“ Henbo blickte nun doch auf. „Ich meine, dass es noch Bars gibt!“

„Zumindest schickt die Verwaltung ein Shuttle, damit wir nicht zu Fuß gehen müssen!“ Patteck war misstrauisch, es nieselte und war feucht. „Ich hätte gute Lust, im Schiff zu bleiben. Verdammte Planeten mit ihrem Wetter.“

Matthra lachte. „Also, ich möchte endlich mal wieder andere Gesichter als die Eurigen sehen! Versteh mich nicht falsch, aber ein wenig Abwechslung...“

„Die Chefin färbt schon auf dich ab!“ beschwerte sich Hucko, grinste dabei aber. „Was kommt als nächstes? Gleiche Rechte? Strippende Männer? Frauen, die uns Männern an den Hintern fassen?“ Fragho lachte ebenfalls. „Matthra darf jederzeit an meinen Arsch fassen, aber nur wenn ich dann auch mal darf!“

Matthra stieß ihm den Ellenbogen in die Seite. „Warum sollte ich etwas dagegen haben, wenn du dein Heck anfasst. Es ist ja eh deins!“ Unter Gelächter bestiegen sie den Shuttlebus zu den sündigen Lokalen des alten Schmugglerhafens.

Diese hatten tatsächlich schon bessere Zeiten gesehen. Früher waren hier die berüchtigtsten Händler mit illegaler Ware aller Art gelandet, vom Rauschgift bis zu Sklaven war alles angeboten worden. Selbst Arkoniden. Sie hatten ungestört ihre Geschäfte machen können und kleine Vermögen verdient. Heute war das vorbei, die Patriarchen hatten diese Einnahmequelle der Parias endgültig lahm gelegt. Genau wusste niemand mehr, wie viele Schiffe wirklich in den Belag des Raumhafens eingeschmolzen wurden, als die Flotten der führenden Patriarchen das Wirkungsfeuer eröffneten. Aber immerhin, es gab noch, oder besser wieder Lokale, in denen durstige Raumfahrer einen heben konnten, das ehemalige Schmugglerparadies war heute der Reservehafen von Dhuma, welcher den häufig überlasteten Haupthafen entlasten sollte.

Die Mannschaft der HEM XXVI hatte sich zerstreut, und Ghoma steuerte eine der schummrig beleuchteten Bars am Rand des Flugfeldes an. Eine Gruppe junger Männer stand davor, sie unterhielten sich und lachten, manche rauchten auch irgendwelche Stimulantien. Als Ghoma vorbeiging, hörte sie, wie einen von ihnen sprechen. Über sie.

„Verdammt, habt ihr je eine so steile Figur gesehen? Diese Schönheit würde ich gerne einmal kennenlernen, aber wie denn nur?“ Sie verhielt ihren Schritt und betrachtete den Sprecher genau. Dieser war ziemlich klein und schlank gebaut, überhaupt nicht die Statur des typischen Springers. Den Bart hatte er geteilt und im Nacken zusammen gebunden, die Haare trug er mit einer Spange gebändigt, seine Augen blickten wach und schalkhaft funkelnd, sein Mund zeigte ein sympathisches Lächeln.

„Wenn Dein Kopf ein wenig höher als meine Brüste läge, könnte ich sogar darüber nachdenken!“ Ein sanftes Lächeln nahm ihren Worten die grausame Spitze, der Mann lachte laut auf, angelte mit seinem Fuß eine Kiste heran, stieg darauf und sah Ghoma nach einem kurzen, aber intensiven Blick in den Ausschnitt in die Augen.

„Reicht die das?“

Ghoma stimmte in das Lachen ein. „Deine Schlagfertigkeit ist zumindest einen Krug Bier wert, also komm schon mit hinein!“

Von den anerkennenden Lauten seiner Kameraden begleitet, betraten sie den Schankraum, der einigermaßen sauber zu sein schien, und suchten sich einen Tisch, um einander mit Blicken und Worten abzutasten. Naturgemäß war es für Angehörige verschiedener Clans und Sippen nicht einfach, einander kennen zu lernen, man musste ganz genau auf seine Worte achten. Eine Sippenfehde konnte bei unbedachten Äußerungen ganz schnell ausbrechen. Glücklicherweise gab es allgemein gültige Tabus und unverfängliche Themen, und bald entwickelte sich daraus ein persönliches Gespräch. Zu ihrer eigenen Überraschung genoss Ghoma durchaus diesen Flirt mit dem kleingewachsenen Mann, der voller Humor und Ironie steckte und einen hervorragenden Intellekt bewies.

Hannor war aus der Sippe der Korpok, eine unbedeutende Familie mit nur einem Schiff, der KOR I, der Rest war vor einiger Zeit einer Katastrophe zum Opfer gefallen. Erst in der Generation von Hannors Großvater hatte es die Sippe mit viel Arbeit wieder zu einem anerkannten Patriarchen geschafft, war aus den Reihen der Parias wieder zu angesehenen Händlern aufgestiegen. Seine

geringe Körpergröße war allen ein Rätsel, alle seine Geschwister waren von normaler Statur. Doch trotz seines Handicaps hatte Hannor seinen Weg gemacht. Seine Rechenkünste waren in der Familie legendär, sowohl in der Galaktonautik als auch im kaufmännischen Bereich, seine Sippe hatte sich an den ‚Zwerg‘ irgendwann gewöhnt.

Es geschah in dieser Bar genau das, was überall geschehen kann, wenn Frauen und Männer zusammen kommen und sich anziehend finden, und irgendwann verließen die Beiden eng umschlungen das Lokal auf der Suche nach einer Unterkunft für die Nacht. Springer sahen in einer solchen Angelegenheit kein Problem, schon gar nicht, wenn es sich um unverheiratete Personen handelte. Und Empfängnisverhütung war ebenfalls kein Geheimnis bei diesem Volk. Als sie gingen, schnappte Ghoma einige Satzketten auf.

„...Terra zerstört...“

„...Wasserwelt...“

„...Atzgol...“ Fragmente eines Koordinatensatzes. Ihr Gehirn speicherte die Informationen, um sie ihrem Sippenältesten mitzuteilen. Später, denn im Moment hatte sie anderes im Sinn. Ganz anderes.

Gegen Mittag des nächsten Tages hatte Ghoma ein lohnendes Angebot für eine Eilfracht Medikamente erhalten, die Fracht übernommen und um Startfreigabe gebeten, die sie nach kurzer Wartezeit auf einen freien Korridor ohne Probleme erhielt. Die HEM XXVI raste mit flammenden Triebwerken ins All und nahm Kurs auf ihren Sprungpunkt. Ein wenig wehmütig dachte Ghoma an letzte Nacht, Hannor war ein zärtlicher und phantasievoller Liebhaber gewesen, seine geringe Körpergröße hatte sich glücklicherweise nicht überall gezeigt. Sie hoffte sehr, diesen außergewöhnlichen Mann irgendwann noch einmal zu treffen.

Während des Fluges zum Sprungpunkt verfasste Ghoma ihren Bericht für den Sippenältesten, berichtete von der neuen Fracht und erwähnte auch die gehörten Informationen aus der Bar. Verschlüsselt jagte der Hyperkommsspruch aus der Antenne und erreichte ohne Zeitverzögerung die HEM I. Dort überflog der Diensthabende den entschlüsselten Text und wollte ihn schon für das Archiv speichern, doch die Worte ‚Terra‘ und ‚Atzgol‘ ließen den Mann zögern. Er stellte eine Verbindung zu Hemghat her und las dem Patriarchen die Meldung vor.

Wenige Stunden später erreichte sie die HEPHAISTOS und Victoria Rosheen dalRhodan, die sie unverzüglich an Allan D. Mercant weiterleitete. Beide hofften, eine erste Spur zu dem Liquivital-Lieferanten gefunden zu haben.

Spuren

Mai 2083

Galacto City, Terra,

Mairi Cameron saß auf einer klimatisierten Terrasse eines Cafés im Galacto Tower und trank genussvoll einen Cappuccino, während sie auf ihren Freund wartete. Sie hatte sich hier mit ihm verabredet, um die Mittagspause gemeinsam mit ihm zu verbringen und ein Häppchen zu essen. Sie war zwar kein schönes Mädchen, die Nase eine Spur zu lang, der Mund, dessen Lippen so sinnlich lächeln konnten, ein wenig zu breit, aber sie war hübsch. Eine Haarmähne umrahmte dieses Gesicht wie eine Wolke aus gesponnenem Kupfer. Viele Männer waren der Meinung, ihr

Busen wäre schon ein paar Jahre im Fegefeuer wert, andere sagten das gleiche von ihrem Gesäß, beides stimmte - irgendwie. Ihr Bauch hätte die alten persischen Liebeslyriker zu mehr als nur einigen Versen inspiriert und ihre Beine waren lang und wohlgeformt.

Doch Mairi Cameron hatte in ihrer Brust ein Geheimnis, statt Rippen hatte die Natur sie mit knöchernen Platten ausgestattet. Mairi stammte von den Arkoniden ab und war eine Springerfrau aus der Sippe Atzgons, eine Agentin des Patriarchen, wovon ihr Freund allerdings keine Ahnung hatte.

*

Vor einigen Jahren hatte die Agentin über Umwege Ferrol erreicht, eine hervorragende Maske und falsche Ausweise erhalten und war mit einem GCC – Schiff nach Terra geflogen. Nachdem die Ferronin pflichtschuldigst die großen Wasserfälle in Afrika und Amerika bestaunt hatte, buchte sie einen Flug durch den Grand Canyon. Dutzende Zeugen sahen, wie eine blauhäutige Frau mit den typischen Augenhöckern und den violetten Haaren der Bewohner des Wegasystems die Kapsel 35 bestieg, die aus völlig ungeklärten Gründen plötzlich mitten im Canyon in einem riesigen Feuerball explodierte, sowohl die Kapsel als auch die Frau in ihr wurden buchstäblich atomisiert. Mit großem Bedauern mussten die Behörden den Tod einer ferronischen Touristin zur Kenntnis nehmen und weitermelden, selbst der Telepath aus Galacto City konnte keine Beeinflussung der Zeugen feststellen. Ihre Aussagen stimmten soweit mit den Tatsachen überein, also wurde der Fall als Unfall mit ungeklärter Ursache zu den Akten genommen.

Die Agentin, die ihren Tod erfolgreich vortäuschen konnte, tauchte ohne Augenhöcker und mit normaler Hautfarbe in Las Vegas, Nevada unter. Nachdem sie die blaue Farbe, die durch Injektionen mit Methylenblau erreicht wurde, mit einer anderen Lösung aus ihrem Blut gewaschen hatte, rasierte sie sich den Kopf bis auf einen kurzen, violetten Kamm und besorgte sich gebrauchte Schnürstiefel, Jeans und eine Lederjacke. Die Leiche der Person, von der sie diese Kleidungsstücke hatte, wurde erst sehr viel später unbekleidet in der Wüste Nevadas gefunden, das Police Department ging verständlicher Weise von einem Sexualverbrechen aus, das nie geklärt wurde.

Niemand gönnte dem vorgeblichen Punk einen zweiten Blick. Wenn auch die große Zeit dieser Bewegung hundert Jahre zurücklag, ganz waren sie nie aus dem Stadtbild verschwunden. Die Punkerin konnte zuerst gar nicht glauben, wie einfach es war, in diesem Land falsche Papiere und Zeugnisse mit ihrem echten Foto, das vor ihrer Verwandlung zur Ferronin aufgenommen wurde, zu besorgen. Es war sicher auch nur so ein Zufall, dass in der Nacht, nachdem sie einen amerikanischen Pass und andere Urkunden in den Händen hielt, die Werkstatt des Fälschers mitsamt dem Besitzer verbrannte. Das Fire Department konnte nur noch wenig Material sicherstellen, ging jedoch von unvorsichtigem Umgang mit feuergefährlichen Chemikalien aus, von denen in diesem Keller eine große Menge gelagert worden war. Irgendwelche Fremdeinwirkungen wurden von den Brand- und Tatortermittlern ausgeschlossen. Die junge Punkerin verkaufte auch einige ungeschliffene Edelsteine, zwar weit unter ihrem Wert, jedoch ohne mit Fragen belästigt zu werden. Die Käufer, allesamt stadtbekanntes Hehler, gingen ohnehin nicht von einem legalen Besitz der Steine aus. So bekam sie einen ganzen Packen herrlich anonymen Bargeldes, mit einem Teil kaufte sie eine Karte für den Greyhound nach Denver, Colorado.

Dort bewarb sich ein Mädchen in gefütterter Jeansjacke und dickem Pullover in einem Diner um eine Stelle, die sie auch erhielt. Sie mietete sich in einem billigen Motel ein, briet tagsüber Hamburger und French Fries, abends saß sie oft stundenlang vor dem Fernseher. Ab und zu ging sie

auf ein Bier in ein nahe Lokal, wo sie Anfangs noch durch ihren Akzent auffiel, den einige Besucher aus dem Osten als Bostoner Dialekt betrachteten. Außerdem trug sie, wenn sie ihr Zimmer verließ, stets eine Mütze, die ihr Haar bedeckte. Nach einem Jahr kündigte sie ihre Stellung und das Zimmer mit der Bemerkung, es wäre an der Zeit, weiter zu ziehen. Nichts Ungewöhnliches, niemand dachte sich etwas dabei.

Einige Wochen später tauchte in Savannah, South Carolina, eine junge Dame in geblühtem Sommerkleid in einer Bank auf und bat um die Eröffnung eines Kontos. Sie habe zu Hause alle Zelte abgebrochen, ihre Ersparnisse genommen und sei an die südliche Küste gezogen, in Boston wäre ihr das Klima zu kühl, besonders im Winter. Der Clerk, ganz Gentleman der Südstaatschule, hatte selbstverständlich um den Ausweis der Dame gebeten, die mit einer kupferfarbenen Kurzhaarfrisur vor ihm stand. Mit einem höflichen Lächeln hatte sie einen Pass aus der Tasche gezogen und dem Schalterbeamten gereicht. So wurde Mairi Cameron zur Besitzerin eines legalen Kontos und, nachdem sie eine Zeitlang Geld als Mathematikerin bei einer Versicherung verdient hatte, einer Kreditkarte.

Bald packte Mairi jedoch wieder die Wanderlust, nach etwa zwei Jahren bewarb sie sich bei einer kleinen Sterbeversicherung in Galacto City, einer Firma, die keine Geheimnisse besaß und auch nie mit geheimen Informationen in Kontakt kommen würde. So war die Sicherheitsüberprüfung nicht allzu streng. Mit ihren hervorragend gefälschten Zeugnissen, die ihr die beste Ausbildung bescheinigten, und ihren Fähigkeiten erhielt sie zunächst eine Stelle auf Probe. Doch nachdem sie scheinbar vorhatte, nun endlich sesshaft zu werden, winkten ihr nach kurzer Zeit höhere Aufgaben. Dank ihres Aussehens waren viele Männer hinter ihr her gewesen, doch sie wählte einen schüchternen, farblosen Arbeitskollegen von der Unfallabteilung und wollte sich von ihm verführen lassen. Hier erlebte sie das erste Problem auf dieser Mission, der Mann war zu schüchtern und zurückhaltend. Mairi musste daher in die Offensive gehen, verführte den Mann und war positiv überrascht, welchen Vulkan sie geweckt hatte. Zu ihrem eigenen Erstaunen bereitete ihr dieser Teil ihrer Tarnung durchaus Vergnügen. Ihr Erwählter wurde von seinen Kollegen glühend beneidet, sie zogen bald zusammen und wurden ein festes Paar, Mairi wirkte sich positiv auf das Selbstbewusstsein des jungen Mannes aus. Ab da verhielt sich Mairi so unauffällig, wie es einer Frau mit ihrer Figur möglich war. Sie wurde Mitglied eines örtlichen kleinen Fitnessstudios und eines TaekWonDo-Clubs, wo sie sich rasch, aber nicht auffällig schnell, durch die unteren Ränge kämpfte. Auf ihrem Phone installierte sie eine Social-Media-App, programmierte eine unauffällige Erweiterung und trat einer geschlossenen Gruppe namens ‚Fans der Rockoper‘ bei. Dort benutzte sie den Namen ‚Frank N Furter 83‘ und tauschte sich mit Leuten aus der ganzen Welt über neue Aufführungen alter Musicals oder neu komponierter Opern sowie entsprechender Verfilmungen aus. Die Schläferin betrachtete den ersten Teil ihres Auftrages als zufrieden stellend erfüllt und wartete auf weitere Befehle.

An Bord der Cypress

Der Fracht- und Passagierraum CYPRESS war ein modernes Kugelschiff von 250 Meter Durchmesser, das unter der Flagge der Starlight Enterprises von der HEPHAISTOS nach Zalit flog. Verschiedene Vorkommnisse hatten die Gesellschaft dazu gebracht, ihre Schiffe für Flüge in den arkonidischen Sektor schwerer als zuvor zu bewaffnen, diese durften dann aber nicht mehr in das Sol-System einfliegen. Daher der unvermeidliche Zwischenhalt an der Basis der Gesellschaft zum Wechseln der Schiffe.

Natürlich konnte man nicht von einem Kriegszustand zwischen den Springern, Arkon, Terra und der Starlight Enterprises sprechen. Aber wenn gute Beute im Vorbeiflug zu machen war, konnte ein Springerkapitän schon einmal vergessen, den Transponder einzuschalten und eine lohnende Prise zu erobern. Auch Piraten trieben ab und zu ihr Unwesen. Weder die Arkonflotte noch die Springer konnten solche Renegaten auf Dauer verhindern, immer wieder versuchte einer sein Glück. Sogar kleinere Staaten, die gegen Arkon rebellierten, rüsteten ab und zu Freibeuter aus. Zweimal schon hatten nur die überstarken Schutzschirme der Starlight-Schiffe das Schlimmste verhindert und dem Raumer die Flucht ermöglicht. Die Geschäftsführung wollte das Risiko eines Verlustes minimieren und verpasste ihren Raumern einige Zähne mehr. So auch der CYPRESS, die eben aus dem Dock kam.

Siobhan O'Monay war Irin durch und durch. Das tizianrote Haar trug sie nackenlang, mit Spitzen entlang der feinen Kinnlinie. Die grünen Augen erforschten die Welt mit wachen Blicken, die kleine Stupsnase zeigte winzige Krausfältchen, wenn Siobhan lächelte, und das tat sie gerne und oft. Sommersprossen zeichneten ein interessantes Muster auf ihrer blassen Haut, bildeten eine hübsche Ergänzung zu den fein geschwungenen Lippen. Sie war nicht groß und eher zierlich gebaut, ihre Rundungen nicht sehr ausgeprägt, aber vorhanden. Ihre Mannschaft und sie bildeten ein eingeschworenes Team, nur Lester Peabody war eine unbekannte Größe. Peabody hatte den alten Jones an der Feuerleitzentrale abgelöst, als dieser vor diesem Flug seinen Ruhestand antrat.

Bisher war es ein ruhiger Routineflug gewesen, doch während eines Zwischenstopps im System Ghuknutor, in dem es keinen bewohnten Planeten gab und der nur der Orientierung dienen sollte, geschah doch etwas, das kein Skipper erleben möchte, aber mit dem er immer rechnen musste.

„Ortung! Energieemission backbord voraus, tief!“

„Schirme!“, rief Siobhan. „Alarm, DefCon 3!“ In rascher Folge kamen ihre Fragen und wurden ebenso schnell beantwortet. „Ruder?“

„Bereit für Kursänderung!“

„Kommunikation?“

„Nichts, Skipper!“

„Ortung?“

„Kein Transpondersignal! Emission nähert sich rasant. Muster annähernd vereinbar mit Springertechnik. Achtung, kein Springerschiff. Wiederhole, kein Springer. Das Ding sieht aus, als hätte man ein zweihundert Meter Springerschiff durch einen 100 Meter Arkonkreuzer gesteckt! Eindeutig kein Standardmodell. Energieausstoß rasch steigend!“

„DefCon 5! Ich möchte die gesamte Besatzung auf ihren Posten. ASAP! Passagiere bitte in ihre Kabinen, Brücke versiegeln.“ Ein Chor von ‚Aye, aye, Ma'am's war die Antwort.

„Mister Peabody, wie sieht es aus?“ Zeit für den Neuen, sich seine Heuer zu verdienen.

„Ziel zeichnet. Eindeutig unbekanntes Signatur, nur eine Ähnlichkeit mit der eines Springerschiffes. Bestätige 200 zu 110 Meter. Kombinierte Walzen-Kugelkonstruktion, keine Markierung, kein Transponder! Nada!“

„Kommunikation, geben sie auf allen Frequenzen durch. ‚Unbekanntes Schiff, hier TSS CYPRESS! Drehen Sie ab, oder wir eröffnen das Feuer!‘“ Eine Salve aus den Bugkanonen des Fremden schlug in die Schirme der CYPRESS, kurz verriet eine Leuchterscheinung den Treffer, die Belastung blieb weit im grünen Bereich. Dann passierte der Gegner und schoss eine volle Breitseite von acht Impulsgeschützen auf das Kugelschiff, dessen Schirme nun doch erheblich mehr, aber noch nicht gefährlich belastet wurden.

„Wenn das alles ist?“ Siobhan starrte das gegnerische Schiff an. „Mister Peabody, geben Sie uns die Ehre, das Feuer nach Belieben zu erwidern.“

Leutnant Lester Peabody spreizte seine Finger wie ein Klavierspieler, ehe er ein Konzert begann, dann flogen seine Finger über die Tastatur. Nachdem nur ein Objekt als Ziel in Frage kam, hatte die Zielpicotronik alle Geschütze der dem Gegner zugewandten Halbkugel auf dieses eingestellt. Lester löste einen Feuerschlag aller sechs Thermostrahler aus, der die gegnerischen Schilde beinahe zusammenbrechen ließ, dann jagte er eine Salve Desintegratorstrahlen hinterher – für den Bruchteil einer Sekunde zu spät, die Schirme des Gegenübers hatten sich wieder regeneriert, die Schäden blieben minimal.

„Na schön, dann auf ein Neues!“ Drüben begannen die Geschütze im Salventakt zu feuern.

„Belastung fast achtzig Prozent, nähern uns gelbem Bereich“, meldete der XO.

„Geht ja noch!“ knurrte Siobhan. „XO, Reserveenergie in Bereitschaft. Mister Peabody?“

„Sofort, Skipper!“ Auch die Geschütze der CYPRESS begannen den Salventakt, und nun merkte man, dass Tana Starlight ihren Schiffen sehr scharfe Zähne verpasst hatte. So sehr der Gegner auch versuchte, die Schirme mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verstärken, immer mehr Wirkungsfeuer drang durch und riss große Lecks in die Bordwand der Walze.

„Was gäbe ich jetzt für einen Zug Marines!“ knurrte die Irin. „Komm, auf allen Frequenzen: ‚Geben Sie auf und folgen Sie uns‘.“ Die Stoßwelle eines Nottransits zerriss das Raum-Zeitgefüge, das Walzen-Kugelschiff verschwand in der kurzfristig sichtbaren, irisierenden Kugellinse eines Wurmloches, ehe die Aufforderung zur Kapitulation aus die Antennen der CYPRESS komplett verlassen hatte.

„Schadensmeldungen?“

„Keine, Skipper! Die Schirme haben gehalten!“

„Na schön. Ladys, Gentlemen, es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, Sie alle während des Abendessens zu einem oder mehreren Gläsern Sekt einzuladen. Gute Arbeit! Ruder, Nav, wir haben eine Verabredung. Kurs wieder aufnehmen. Com, Meldung an HEPHAISTOS, schildern sie die Situation. Los geht's!“

Die Herkunft des Angreifers konnte nie geklärt werden, kein Patriarch der Springer meldete eines seiner Schiffe als vermisst. Offiziell wurde die Vermutung ausgesprochen, es müsse sich um einen Paria gehandelt haben, auch wenn das Schiff gepflegt gewirkt hatte und offensichtlich eine Spezialkonstruktion gewesen war. Keine Werft hatte jedoch ein Schiff mit diesen Maßen und Merkmalen in ihren Aufzeichnungen, die Herkunft blieb ein Geheimnis. Die Überschweren beteuerten laut, nicht an dem Überfall beteiligt gewesen zu sein. Es klang mehr als glaubhaft, denn wenn auch die Konstruktion über bei weitem mehr Kampfkraft als die typischen Standardschiffe der Springer verfügt hatte, wäre sie den Schiffen der Kampfkaste weit unterlegen gewesen.

Nun, wer auch immer der Angreifer war, jedenfalls hatte Siobhan O'Monay Fracht und Passagiere heil und gesund nach Zalit gebracht und die Mannschaft einen Bonus ausbezahlt bekommen. Starlight Enterprises hatte dieses Mal bewiesen, dass ihre Schiffe nicht mehr wehrlos waren.

Juni 2083

An Bord der ATZ I,

Atzgol lachte bellend, ein Geräusch, welches wohl niemand mit Freude in Verbindung bringen konnte. Der Patriarch war auch alles andere als amüsiert, wieder einmal hatte er einen terranischen Frachter aus den Ortungsgeräten verloren. Bei der Herrin der Unterwelt und all ihren Dämonen, die Koordinaten der Erde mussten doch zu finden sein! Natürlich war der Sektor um die Wega ziemlich groß, wenn man überhaupt keine Richtung wusste, aber auch nicht unendlich. Doch noch hatte seine Suche keinen Erfolg gehabt. Er hatte versucht, jene Frachter zu verfolgen, die mit Liquivital nach Terra flogen, die typischen Signaturen der Hyperaggregate topsidischer Machart, die in den Schiffen dieser terranischen Handelsgesellschaft zum Einsatz kamen, konnten doch unmöglich zu übersehen sein. Außer, der Kapitän flog zuerst in den Raumbereich der intelligenten Echsen, wo die Spur der Frachter in den ähnlichen Emissionen untergingen und unsichtbar wurden. Atzgol konzentrierte daher seine Suche auf den Bereich zwischen Topsisid und Wega.

Die ATZ III flog jeden Stern an, den sie finden konnte, während der Patriarch selbst mit der ATZ I wieder nach Atzgols Stern zurückkehrte. Wenn er nur wüsste, wie sich das Liquivital auf die Erde auswirkte. Aber leider hatte er seinen Agenten kein Hyperkomm mitgeben können, selbst das kleinste wäre zu sehr aufgefallen. Genau so ärgerlich fand er es, nur ein Schiff für die Suche nach der Erde abstellen zu können, aber seine Obsession hatte der Sippe schon genug Geld gekostet, es wurde Zeit für neue Einnahmen.

Zu seinem Glück waren die Aras an der Seetangart ‚AH 23 Breitblatt‘, die auf dem Wasserplaneten von Atzgols Stern vorkam, mehr als interessiert gewesen. 2074 entwickelten Sie daraus eine Partydroge, mit der jede Feier zum absoluten Erfolg werden sollte, wenn man den Verkäufern glaubte, die ihre Ware natürlich nicht offen von den ‚Galaktischen Medizinern‘ geliefert bekamen. Diese Droge wirkte enthemmend, doch nur für kurze Zeit und nur in seltenen Ausnahmen wurde der Konsument aggressiv. Nach der Einnahme weniger Tabletten zeigte sich jedoch das hohe Suchtpotential, die betroffenen Personen konnten den Rausch gar nicht schnell genug wieder erleben. Selbstverständlich brachten die Aras kurze Zeit später ein Medikament auf den Markt, das einen Entzug garantierte. Da aber zwar die körperlichen Symptome damit bekämpft wurden, die Erinnerung an den Höhenrausch jedoch blieb, wurden die meisten Betroffenen wieder rückfällig. Die Kassen Atzgols und der Aras füllten sich, aus den Kassen Atzgols allerdings flossen die Mittel genauso schnell wieder ab. Die Suche nach der Erde verschlang große Summen, ebenso die Rekrutierung von Rhodans Sohn und die Entwicklung des Liquivital, das ebenfalls aus ‚AH 23‘ gewonnen wurde, und vor allem die Methode, es nach Terra zu bringen, ohne dass jemand die Gefahr vorzeitig erkannte.

Als die Süchtigen auf den arkonidischen Kolonialplaneten immer mehr wurden, konnte man die gesundheitlichen Schäden erkennen, die diese Partydroge, bekannt einfach als ‚AH‘, ‚Feuer‘ oder ‚WOW‘, hervorrief. Die Suchtkranken litten aus zwei Gründen an Mangelerscheinungen, zum einen fehlte den Meisten das Geld, um gesund und ausreichend zu essen, zum zweiten war es den Süchtigen schlichtweg egal. Sie verspürten keinen Hunger mehr, nur quälenden Durst. Durch das Fallen jeglicher Schranken wurden körperliche Grenzen ignoriert, es übernahmen sich die Betroffenen viel zu oft und brachen auf Grund von Überanstrengung zusammen, nicht selten mit tödlichem Ausgang. Und natürlich stieg die Ansteckungsrate sogenannter ‚venerischer Erkrankungen‘ stark an. Ein Problem, das leicht zu bewältigen gewesen wäre, hätten sich die Infizierten nur gemeldet. All diese Krankheiten wären schon seit längerer Zeit heilbar gewesen. Doch auch hier zeigte sich ein erschreckendes Desinteresse selbst am eigenen Wohlergehen, die

Gedanken kreisten nur noch um die nächste Party im AH-Rausch. Die Behörden versuchten, als die neue Droge bekannt wurde, selbstverständlich sofort, den Vertrieb zu unterbinden. Leider schafften sie es zumeist nur, den Preis noch weiter in die Höhe zu treiben. Das pure ‚AH‘ war einfach zu schmuggeln, da es wenig Platz brauchte.

Auf Zalit gelang es nun im Juni 2083 terranischer Zeitrechnung einem jungen Forscher, den Grundstoff der Droge zu isolieren und eine genetische Sequenzierung der pflanzlichen DNS. Somit wurde immerhin bekannt, dass dieser Stoff aus einer Tangart gewonnen wurde, die in Salzwasser unter einem Stern der Spektralklasse ‚F‘, ähnlich der Sonne Arkons, gedieh. Mehr war aber auch hier nicht herauszufinden, die Forschung verlief im Sande. Die Nachricht erreichte jedoch Hoppro, einen Zaliter, der die Zweigstelle von Starlight Enterprises auf Zalit führte und jedes wissenschaftliche Journal abonniert hatte, das auf seinem Heimatplaneten aufzutreiben war. Besonders Chemie und Gesundheit hatten es ihm angetan, aber er interessierte sich auch für Psychologie und Soziologie.

Über diesen Umweg landete die Formel auf dem Schreibtisch von Allan D. Mercant in Galacto City, der sie sofort an die mikrobiologischen Labore weitergab. Auf der HEPHAISTOS wurde eine Dose Liquivital und die betreffende Formel an Smokebeard Murphy übergeben. Die Abteilung gestand ein, nicht weiterzukommen, der ‚Alte Pirat‘ sollte doch bitte einmal nachsehen, ob er eine Lösung fände.

Juni 2083

An Bord der CYCLOPS,

Arkol daVuuh war äußerlich ein typischer Sohn der Kristallwelt Arkons. Hochgewachsen und schlank, die Haut von der gleichen Farbe wie die der irdischen Polynesier, das weiße Haar trug er kurz geschnitten. Tarkol daVuuh hatte das parasitäre Leben eines arkonidischen Adligen satt gehabt, er wollte nicht fremde Abenteuer in einer fiktiven Welt erleben, sondern eigene, echte in der Realität. Seine Familie hatte ihm eine Flugkarte nach Zalit gekauft und ihm eine Kreditkarte ausgehändigt, in der festen Überzeugung, dass der Herr Sohn schon bald wieder zu Hause vor der Tür stehen würde. Spätestens nach dem ersten Schweißausbruch, wenn er sich anstrengen musste. Doch zur Überraschung aller war der junge Mann mit jeder Anstrengung nur noch mehr davon überzeugt, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Statt seine Zeit in Spiele zu investieren, bildete er sich beharrlich weiter, obwohl seine Hypnoschulung eine der Besten war, die sein Vater kaufen konnte. Dann begann er, für Starlight Enterprises in einer Niederlassung zu arbeiten, die Kreditkarte hatte er vor einiger Zeit nach Hause geschickt. Er wollte selbst seinen Unterhalt verdienen und für sein Wohlergehen Verantwortung übernehmen. Sein Vorgesetzter, Hoppro, erkannte sein Potenzial und schickte ihn bald auf die HEPHAISTOS, wo sowohl praktische als auch psychologische und Charaktertests auf ihn warteten. Er verließ die Station wieder als vierter Offizier der CYGNUS und arbeitete sich zum Ersten hoch. Nun führte er das Kommando auf der CYCLOPS, einem funkelnagelneuen Kugelraumer von 500 Metern Durchmesser, ohne den typischen Ringwulst gerechnet. Tarkol daVuuh war Tana Starlight für diesen Vertrauensbeweis mehr als dankbar.

Die CYCLOPS befuhr eine neue Route durch das Arkonimperium, ihr Kurs sollte auch auf den Grenzplaneten Bhawa'dar'Arkon führen, ehe er zur HEPHAISTOS zurück führte. Wie jeder gute

Kapitän legte auch Tarkol regelmäßige Orientierungspausen ein, die letzte vor der Landung auf BdA, wie die Welt kurz genannt wurde, sollte im System ASC 4657/56 stattfinden.

„Nav..“

„Ortung!“ unterbrach der zuständige Offizier die Meldung seines Kollegen. „Transit 34 Nord, 112 West! Richtung 445 auf 724! Signatur Springerwalze, wahrscheinlich eine Sechshunderter.“

„Alarmbereitschaft! Ortung aufzeichnen.“ Der junge Arkonide war vorsichtig, wenn Springer im Spiel waren. Normalerweise wäre ein etwa sechshundert Meter langes Handelschiff kein Gegner für die CYCLOPS, aber wenn ein Überfall überraschend genug ausgeführt wurde und die Energieschilde nicht aufgebaut waren, konnte Wirkungsfeuer den normalen Prallschirm leicht durchdringen. Und wo ein Springerschiff wegsprang, konnte durchaus noch ein anderes sein. DaVuuh hielt es nicht für feige, lieber mit allem zu rechnen. Immerhin hatte er die Verantwortung für eine Menge Fracht und mehr als 200 Passagiere.

„Nav, bitte jetzt ihre Meldung!“

„Bestätige System ASC 4657/56. Abweichungen minimal.“

„Danke. Kurs nach BdA berechnen.“ Dann sah er sinnend auf die Schirme. „Seltsam, da draußen ist doch überhaupt kein lohnendes Ziel mehr! Mister Hunt, könnten sie bitte nachsehen, ob in dieser Richtung noch irgendetwas eingetragen ist? Dann müsste unser Zielplanet aber seinen Namen ändern.“ Viktor Hunt legte die Suchergebnisse auf das ComPad des Skippers, die Liste enthielt keinen Eintrag. „Dachte ich es mir doch! Bhawa'dar'Arkon darf seinen Namen behalten.“

Hunt drehte sich um. „Wieso, was bedeutet denn der Name.“

Tarkol lachte auf: „Übersetzt in etwa ‚der Arsch der Welt‘, Mister Hunt, also des arkonidischen Imperiums. Damals hatten wir Arkoniden noch oft einen schwarzen Humor!“ Hunt schmunzelte. Einen derartigen Namen hätte er den alten Arkoniden nicht zugetraut. Tarkol daVuuh kratzte nachdenklich seinen Hinterkopf, dann entschloss er sich. „Hyperkomm an HEPHAISTOS! Senden Sie die aufgezeichneten Sprungdaten per Rafferimpuls!“ Auch dieser Spruch erreichte Allan D. Mercant mit nur geringer Verzögerung.

Galacto City

John Schwarzer Elch schob seine Brille in die Stirn und lehnte sich in seinem Sessel zurück, schloss die Augen atmete einige Male tief durch. Dann drückte er einen Knopf auf seinem Pad, um seinem Vorgesetzten Meldung zu erstatten. Der große Mann mit den indianischen Vorfahren war mathematischer Analytiker, und er war ziemlich gut in seinem Gebiet. Nicht umsonst hatte Allan D. Mercant ihn vom Hörsaal weg für seine Abwehr angeworben und ihn in Galacto City eingesetzt. John Schwarzer Elch hatte die Idee des Schriftstellers Issak Asimov der in den Romanen ‚Psychohistorik‘ genannten Mathematik fasziniert, er war entschlossen, die Möglichkeiten zu erforschen und auszuloten. Das hatten vor ihm schon andere versucht, John war es gelungen. Nun hatte die Neuronik ein erstes Ergebnis geliefert, und der Dakota wollte es dem Abwehrchef sofort mitteilen.

Auf dem Bildschirm seines Kommunikators erschien Mercant mit fragendem Gesicht, und John sagte nur.

„Sir, es müssen Agenten der Springer, weniger wahrscheinlich auch der Arkoniden auf Terra sein. Wahrscheinlichkeit für Springer über 99 Prozent, für Arkoniden 52,6743. Mit über 90 Prozent gibt es mehrere Agenten hier in Galacto City, die Möglichkeiten einer Kommunikation der Agenten mit ihrem Auftraggeber ist gering einzuschätzen. Wir haben Schläfer im Nest, Chef!“

„Danke, Schwarzer Elch, gute Arbeit. Suchen Sie weiter, finden Sie die Agenten.“ Das Bild verpixelte, und John hob die Augen zum Himmel.

„Finden Sie die Agenten!“, brummte er. „Nächstes Leben werden ich Chef, dann ich mir das Leben leicht machen und meine Probleme delegieren!“ Während er halblaut räsionierte, flogen seine Finger bereits wieder über den Touchscreen, gaben Daten ein, verschoben und zeichneten Kurven. Dann überlegte er kurz, sein Blick und sein Geist gingen über die Silhouette von Galacto City zum Horizont und darüber hinaus bis zu den heiligen Hügeln seiner Ahnen. „Ich kriege Euch, wer auch immer Ihr seid!“ versprach er seinen unbekanntem Gegnern. Dann wählte er sich in verschiedene Zeitungsarchive und gab Suchanfragen ein. „Ich brauche ein richtiges Touchboard!“ murmelte er, verließ den Balkon seines Büros und rief bei der Verwaltung an. „Zwei mal fünf Meter sollten für den Anfang reichen.“ Am nächsten Morgen erwartete die neue Einrichtung bereits den Analysten, als er sein Büro betrat.

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

„Ma, hast Du Zeit für uns?“ Reginald Starlight lugte in das Büro seiner Mutter, welches sie wieder einmal in Ettore's Ristorante aufgeschlagen hatte. Giovanna servierte ungefragt einen neuen Aperol Spritz für Tana, einen dunklen Rotwein für Leslie und eine Diät-Cola für Reginald.

„Äh, könnte ich heute ausnahmsweise ein Bier bekommen?“ fragte Tanas Sohn, und die konnte ein Grinsen kaum verbergen.

„Certo, perché no?“ Der fragende Blick Giovannas und das Zwinkern Tanas blieben dem jungen Mann verborgen, die Serviererin nahm das Coke wieder mit und brachte statt dessen ein großes Glas Bier, auf dem Glas stand ‚Heineken‘. Reginald nahm einen tiefen Schluck, dann kam er auf den Grund seiner Anwesenheit zu sprechen.

„Hier, Ma!“ Er reichte einen Anhänger mit einer Goldkette über den Tisch.

„Reginald!“ rief Tana bewundernd. „Der ist wunderschön!“ Der Anhänger zeigte auf einer glatten Scheibe aus Smaragd im Halbrelied aus Gold, Diamant und Rubin eine Bogenschützin gerade beim Ausziehen der Sehne, ihr zu Füßen saß sprunghbereit ein Hund, das ganze Schmuckstück hatte einen Durchmesser von etwa zweieinhalb Zentimetern.

„Der Reintegrator?“ fragte sie, Leslie lachte laut und hielt Reginald die offene Hand hin, der holte seufzend eine Kupfermünze aus der Tasche und legte sie hinein.

„Unser erster Versuch. Wir konnten nicht entscheiden, wer ihn bekommt, da haben wir gewettet. Hier Reginald!“ Sie wollte ihm die Münze zurück geben. „Unterschätze niemals Deine Mutter!“ Doch Reginald schob sie wieder von sich.

„Gewonnen ist gewonnen, Leslie!“

„Können wir ganz kurz auf dieses wunderbare Stück zurückkommen?“ Tana Starlight drehte den Schmuck an seiner Kette, die Facetten glitzerten und warfen bunte Reflexe zurück. „Dein Entwurf, Reginald?“

„Äh, ja! Es gab da ein Bild einer ‚Diana auf der Jagd‘, ich habe dann noch einen Hund dazu eingescannt und Dein Gesicht eingefügt. Von dem ist wohl nicht viel zu erkennen, dazu ist es viel zu klein.“ Victoria fing den Stein mit der zweiten Hand auf.

„Möchtest Du mir die Ehre erweisen, mir die Kette selbst anzulegen?“ Reginald verbarg seine Gefühle mit einem großen Schluck seines Bieres, ehe er sich erhob, die Kette um den Hals seiner Mutter legte und verschloss.

„Danke, Reginald.“ Leslie hatte die Szene lächelnd betrachtet, der Junge war auf dem besten Weg, ein netter Mann zu werden, ob ihm das gefiel oder nicht. Im Moment wahrscheinlich eher nicht - aber alles ist eine Frage der Zeit.

„Theoretisch ist es das teuerste Schmuckstück im bekannten Universum“, bemerkte Leslie Myers. „Obwohl es klein ist, und die Steine nicht echt. Aber es ist uns gelungen, die verschiedenen Kristalle aufeinander Molekül für Molekül abzulagern, das Ding ist sowohl aus einem Stück als auch aus verschiedenen Steinen. Wir haben dafür nur eine halbe Stunde die Energie des Kraftwerks auf Reggy II gebraucht. Die gesamte Energie.“

Tana lachte. „Dann verdoppeln wir eben die Seitenlängen und vervierfachen den Energieausstoß. Da unten ist viel Platz und ewiger Sonnenschein!“

„Oh nein“, schüttelte Leslie den Kopf und Reginald prustete los.

„Wenn wir ordentlich Arbeiten wollen, müssen wir etwa das zehnfache an Energie produzieren. Das war nur ein kleines Ding, für relativ kleine Gegenstände. Oder für Innenausbau, wenn die Schotten nicht viel mehr als drei Zentimeter dick sein müssen. Nichts tragendes. Für ein Raumschiff bräuchten wir schon ein größeres Teil, am besten mehrere. Sonst arbeiten wir ja ewig an einer neuen HEPHAISTOS!“

„Ich wusste ja gar nicht, dass ein Neubau geplant ist!“ Tanas Gesicht wurde ausdruckslos, Leslie holte ihr Pad hervor.

„Wir haben darüber gesprochen, und Reginalds Plan ist gar nicht übel. Schau ihn Dir einmal in Ruhe an.“

Tana blätterte durch die Dateien. „Na ja, ich habe auch schon überlegt, dass ein wenig mehr Platz ganz schön... Reginald!“ Sie wurde blass, als sie die Datei mit den Ausmaßen fand. „Ein Durchmesser von fünf Kilometern? Eine Höhe von 1400 Metern? Das heißt, die Götter versuchen!“

„Gibt es eigentlich nicht, Ma.“ Reginald lehnte sich zurück. „Also, Götter meine ich. Es ist alles berechnet, und wir haben auch noch Platz für ein paar Geschütztürme. Ewig werden wir uns nicht verstecken können, das weißt Du. Achtzehn von den Triebwerkstürmen, 1600 Meter und ein Durchmesser von 500 Metern am Rand wie bisher, auf dem halben Radius noch einmal im Sechseck die gleichen Einheiten, und wir können das nächste Mal die STARDUST ganz locker transportieren. Sogar unsere Sechshundert-Meter-Schiffe könnten dann im Inneren landen.“

Victoria trank ihren Aperol aus und drückte auf den Rufknopf für Giovanna.

„Was ist, Ma?“ fragte Reginald, als Tana nichts weiter sagte, die junge Bedienung steckte den Kopf ins Separee.

„Drei Grappa, Giovanna, bitte.“

„Mama, ich trinke das Zeug nicht!“

„Ich weiß!“

„Oh!“

Noch einmal blätterte Victoria durch die Dateien. „Na schön, ich habe scheinbar den gleichen Fehler gemacht wie alle anderen, und mich mehr oder weniger auf meinen Lorbeeren ausgeruht und das bereits Erreichte als Genug empfunden. Danke für die Erinnerung, wofür Starlight Enterprises steht.“ Sie kippte den ersten Grappa, schob Leslie den zweiten hin. „Nachdem Reginald keinen Grappa trinkt, wird er mit Bier anstoßen müssen. Ihr sagt, es geht?“

„Der Park und der Strand werden größer und schöner als zuvor, trotz der sechs Röhren zu den oberen Geschütz- und Triebwerkstürmen“, erklärte Reginald seinen Plan. „Da können auch ein paar hübsche Aussichtsterrassen angebaut werden.“

„Die Statik steht, Tana. In 25 Monaten können wir ziemlich fertig sein. Berechnung vier!“

„Also dann, auf Reginald, einen würdigen Nachfolger!“

„Mama! Du wirst doch nicht...“

„Noch nicht, Reginald.“ Tana zauste die Haare ihres Sohnes, was diesem ein gequältes Stöhnen entlockte. „Aber ich habe nicht vor zu arbeiten, bis ich hundertfünfzig bin!“

„Gott der Gerechte!“ Leslie verdrehte die Augen und hob die Handfläche zur Decke und winkte damit einem höheren Wesen. „Orbeit hot gesogt de Schickse! Wann ich hör nur des! Wos vastejn de Goj vom orbeiten?“

Nachdem sich das Lachen gelegt hatte, nahm Reginald noch einen tiefen Schluck von seinem Bier.

„Dann, Ma, solltest Du Dich beizeiten nach einem anderen Nachfolger umsehen. Ich habe schon ein großes Forschungsschiff in Planung, mit dem ich den bekannten Teil des Universums verlassen kann, um mich anderswo umzusehen.“

„Hast Du wieder ‚Lucky Jack Aubry‘ oder ‚Baron von Arling‘ gelesen?“ fragte Tana. „Na ja, ich kann Dich ja verstehen. Mir war die Erde auch zu klein!“

„Eher die Beagle und Darwin, Ma. Ich möchte nicht unbedingt kämpfen und Prisen nehmen schon gar nicht. Nur einfach etwas Neues entdecken!“

„Na schön, dann muss ich eben für ein Geschwisterchen sorgen!“ zwinkerte Tana ihm zu. „Ich meine, ich bin ja wohl noch nicht zu alt für Kinder!“

„MAMA!“ Reginald hielt sich die Ohren zu. „Ich will so etwas gar nicht hören!“

*

„HEM XXVI ruft CYRANO!“ Ghomas Stimme klang glasklar aus den Lautsprechern. „Erbitte Landeanweisung!“ Ghoma war von ihrem Patriarchen gebeten worden, eine Zeitlang auf der HEPHAISTOS zu leben und Tana Starlight ihre komplette Unterstützung zuteil werden zu lassen. Diese Bitte hätte Ghoma nicht unbedingt erfüllen müssen, aber es reizte sie, diese Station kennen zu lernen. Also hatte sie zugestimmt und die Koordinaten für ein Rendezvous mit dem Starlight-Schiff erhalten. Pablo Cobanjo begrüßte sie persönlich an der Schleuse, der junge Indio aus Mexico City hatte sein Schiff erst vor einem Monat übernommen und bemühte sich sehr, alles richtig zu machen. Man hatte ihm Ghoma als einen Ehrengast avisiert. Als die riesige Frau vor ihm stand, musste er seinen Kopf in den Nacken legen, um ihr ins Gesicht blicken zu können. Pablo war nur einen Meter und sechzig groß, bisher hatte es niemand aus der Besatzung gestört. Auch Ghoma fand nichts dabei.

Während die HEM XXVI davon raste, um bei der HEM I einen neuen Kommandanten zu erhalten, führte Kapitän Cobanjo seinen Gast in eine luxuriöse Kabine.

„Wenn Sie sich frisch machen möchten, Ma'am. Falls Sie einverstanden sind, würde ich Sie gerne an meinem Tisch willkommen heißen und Sie auf ein Getränk einladen.“ Ghoma machte ein erstauntes Gesicht, bis ihr die Gepflogenheiten an Bord eines terranischen Passagierschiffes wieder einfielen.

„Es ist mir eine Ehre, Kapitän. Ich habe allerdings außer meiner Uniform keine Kleidung, ich bitte daher um Nachsicht!“

„Ma'am, mit Verlaub, kommen Sie in Uniform!“ Pablo lächelte. „Sie würden mir eine große Freude machen.“

Einige Stunden später verstand Ghoma den Kapitän. Eine Frau in einer offensichtlich teuren Abendgarderobe mit viel zu viel Schmuck, der die faltige Haut ihres Halses nicht verdecken konnte, hatte sich blasiert mit ihrem Mann, ihrer Freundin, die ihr sehr ähnlich war, und deren Partner unterhalten und dabei den Kapitän nicht nur völlig ignoriert, sondern auch nonverbal zum Ausdruck gebracht, dass der Kontakt zu einem solchen Individuum völlig unter ihrer Würde war.

Die Blicke der Männer jedoch konnten kaum ihre Blicke von dem exotischen Gast lösen, was die Frauen, für die der Kontakt zu Ghoma selbstverständlich ebenfalls unter ihrer Würde war, doch sehr erboste. Nun, morgen war der Kapitän diese Paare los, dann musste sich ein anderer Kapitän mit ihnen ärgern, bis sie ihre Rundreise beendeten. Immerhin hatte sie mit Pablo einen Gesprächspartner gehabt, mit dem sie einige Interessen teilte.

Als kleinen Dank für die angeregten Gespräche bei Tisch hatte Pablo Cobanjo Ghoma nach dem letzten Sprung auf die Brücke gebeten, damit sie die Station, auf der sie nun eine Zeitlang leben sollte, von außen sehen konnte. Natürlich hätte sie das auch vom Aussichtsdeck, der Messe oder sogar ihrer Kabine tun können, aber es war eine nett gemeinte Geste, und genau so wurde sie auch aufgenommen. Wie immer näherte sich die CYRANO der HEPHAISTOS von ‚oben‘, der Anflug war als spezielle Attraktion angekündigt gewesen. Dann flog sie eine Schleife, tauchte in den Landungsschacht und setzte sanft wie eine Feder auf.

„Ma'am! Es war mir eine Freude!“ Pablo reichte Ghoma die Hand, die sie lächelnd nahm.
„Ganz meinerseits, Kapitän. Danke!“

*

„Miss Ghoma?“ Ihr Kopf fuhr herum, sie hatte sich derart auf den Betrieb des Raumhafens konzentriert, dass sie nicht gesehen hatte, woher die Frau gekommen war. „Ich bin Hera und möchte Sie zu ihrem Quartier bringen. Da Sie länger unser Gast sein werden, möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich Ihnen rund um die Uhr zur Verfügung stehe. Wenn Sie irgendwo hin gehen wollen, brauchen Sie es nur zu sagen, es wird entweder dieses oder ein nach ihren Wünschen geformtes Hologramm zu ihrer Verfügung stehen. Auch sonst wenden Sie sich bitte an mich. Sie müssen nur ‚Hera‘ sagen, ich höre Sie überall!“

„Auch unter der Dusche und im Bett?“ fragte Ghoma misstrauisch.

„Ich bin die für die Versorgung der Bevölkerung dieser Station zuständige Teil der Picotronik! Ohne Ihren ausdrücklichen Wunsch wird niemand außer mir Sie in den von Ihnen genannten Räumlichkeiten hören oder sehen können!“

„Na schön“ ergab sich Ghoma in ihr Schicksal. „Dann zeig mir den Weg zu meiner Kabine!“

Dort erwartete Ghoma eine Überraschung. Ihre Kabine war eine Suite mit eigenem Schlafrum und einer Büroecke im großen Wohnraum, ein großzügiges Badezimmer mit Wanne und Dusche.

„Das ist eine Wohnstatt für den Kapitän eines großen Schiffes!“ entfuhr es Ghoma. „Oder einen Patriarchen! Das ist ja riesig!“

„Es handelt sich um ein Standardquartier des Decks ‚D‘. Hier wohnen unverheiratete Wissenschaftler und Führungskräfte. Verheiratete Paare erhalten selbstverständlich je nach Anzahl der Kinder mehr Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Dieser Bildschirm bietet eine Anzahl von Aussichten auf verschiedenen Planeten oder Sternsimulationen. Ebenso ist er an die Kommunikationsanlage angeschlossen.“ Hera rief einen Katalog mit winzigen Vorschau Bildern auf. „Schmutzige Wäsche bitte hier einwerfen, Ma'am. Sie erhalten umgehend Ersatz! Falls es sich um besondere private Bekleidungsstücke handelt, benützen Sie bitte diesen markierten Beutel, sie erhalten sie am nächsten Tag sauber zurück.“

Ein flauschiger Bademantel hing an der Tür, weiche Handtücher lagen bereit. „Wir haben eine Auswahl gängiger Kosmetika vorbereitet, sollte eine Farbe nicht ihrem Geschmack entsprechen, bitte melden Sie sich.“

„Wozu?“ fragte Ghoma. „Ich bin Offizier, warum sollte ich mein Gesicht bemalen?“

„Es ist bei menschlichen Frauen nicht unüblich“, antwortete Hera „Auch bei solchen im Offiziersrang, und auch, wenn sie sich im Dienst befinden.“ In einem Kleiderschrank hatte sie einige der rauchblauen Uniformen gefunden, in der richtigen Größe und mit dem Symbol eines Captains, drei goldene Streifen mit einem Stern darüber, auf der Schulter. Dazu Unterwäsche in verschiedenen Schnitten.

„Das tragen Frauen auf dieser Station im Dienst?“ Ghoma wurde beinahe rot, als sie einen winzigen Tanga hervorholte.

„Das ist eine private Angelegenheit, über die ich nicht befugt bin zu sprechen. Es gibt jedoch keine Vorschrift, welche das Tragen von Unterwäsche im Dienst regelt!

*

„Ich soll mich hier mit Miss Tana Starlight treffen!“ Ghoma war von Hera zu Mikis Taverne geführt worden und sah sich jetzt ratlos um. Eleni Papadakis lächelte die große Frau breit an.

„Bitte“, sagte sie und ging voran zu einem schimmernden Energiefeld zwischen zwei Statuen, die einen nackten Mann mit dreizinkigem Speer und eine nackte Frau mit Helm, Schild und Speer zeigten. Sie berührte einen Punkt an der Hüfte der Frau und sprach in ein verstecktes Mikrofon.

„Tana, Dein Besuch ist gekommen!“

„Danke, Eleni!“ Tana kam durch das Energiefeld und streckte Ghoma die Hand entgegen.

„Willkommen an Bord! Bitte kommen Sie herein, es ist eine rein akustisch-optische Abschirmung.“ Von Innen war die Abschirmung nicht mehr zu sehen, durch einen Torbogen sah man direkt auf einen Strand und Wasser, dahinter war ein Teil von Reggy II zu sehen, vor einem grandiosen Sternenhimmel.

Ghoma musterte die zarte Frau, die jetzt ihre Chefin sein sollte, und wurde von Tana ebenso taxiert.

„Hier bekommt man einen sehr guten geharzten Wein, der dem, den mir Ihr Patriarch letzthin kredenzte, ziemlich ähnlich sein dürfte. Bitte nehmen Sie doch Platz.“ Tana Starlight wies auf einen der Stühle.

„Ich bin nicht wählerisch! Mit welchem Titel darf ich Sie ansprechen?“ Ghoma setzte sich auf den angewiesenen Platz.

„Sprechen Sie mich mit Tana an, wir sind hier nicht sehr förmlich. Sind Sie hungrig? Nein? Na gut.“ Tana Starlight nahm einen Schluck Wein und sah hinaus in die Unendlichkeit. „Irgendwie macht es mich immer noch ein wenig demütig, wenn ich diese Vielzahl von Sternen sehe“, sagte sie, Ghoma wunderte sich etwas, dass etwas Alltägliches wie der Anblick der Sterne ein solches Gefühl hervorrufen konnte.

„Ich habe das noch nie so empfunden“, meinte sie. „Immerhin bin ich mitten unter ihnen aufgewachsen, für mich ist Wasser, das ohne Duschkopf von oben fällt, etwas Ungewöhnliches und bedeutet etwas Unangenehmes, zumeist ein Leck in einer Leitung. Und Wind ist für mich etwas Fürchterliches im Wortsinn, denn wenn man im All einen Windzug spürt, deutet das auf ein Leck im Rumpf hin – und dann empfindet man schon Furcht.“

„Ihr Patriarch hält sehr viel von Ihnen, Ghoma“, kam Tana jetzt zur Sache, auf dem ComPad Tanas erschien eine Dienstakte. „Sie haben schon in relativ jungen Jahren ein eigenes, wenn auch kleines Schiff erhalten. Ein Kurierboot, um genau zu sein. Hat es Ihnen gefallen?“

„Durchaus, Tana. Das Boot war ein wirklich fettes Konto!“

Tana runzelte die Stirn. „Ich nehme jetzt einmal an, das war eine Redensart, die etwas positives Ausdrücken soll? Na schön.“ Tana faltete ihre Hände auf dem Tisch. „Sie werden sich fragen, was

Sie hier machen. Die Wahrheit ist, dass ich Ihren Patriarchen Hemghat gebeten habe, mir jemand zu schicken. Ich brauche eine Person, die wie ein Springer denkt. Er wiederum hat mir gesagt, er hätte eine Frau, die in der Sippe auf dem Gipfel ihrer Karriere angelangt ist, weil sie sich keinen Bart wachsen lassen kann. Seine Worte. Er meinte, sie wäre zu mehr fähig, als ein Kurierboot zu befehligen, aber es fehle ihr ein Penis und Hoden. Nicht seine Worte, die waren um einiges deftiger.“

Ein kurzes Lächeln huschte über Ghomas ansonsten ziemlich beherrschtes Gesicht. Oh ja, selbst wenn Hemghat ein neutrales Wort kennen sollte, er würde immer das Provozierende wählen. Auch – nein besonders, wenn es um Sexualität und die damit verbundenen Körperteile ging.

„Ghoma, sehen Sie sich einmal hier um, sprechen Sie mit den Leuten, überlegen Sie sich, ob Sie für mich arbeiten wollen. Wenn nicht, hält Hemghat die XXVI für Sie weiter bereit. Wenn ja, sehen wir weiter!“

„Was wären denn meine Aufgabenbereiche?“ So ganz war Ghoma nicht begeistert, ihre doch recht große Freiheit aufzugeben.

„Fürs Erste eher eine beratende Funktion, in ein paar Wochen brauche ich dann einen Verhandler für einen sehr speziellen Kunden, der sich eine Yacht kaufen möchte. Machen Sie sich mit seinen Wünschen vertraut, sprechen Sie mit den Technikern und kommen Sie mit Ihren Vorstellungen zu mir.“

Ghoma entfaltete ihre lange Gestalt. „Technik ist nicht so ganz mein Gebiet, Tana.“

Sie bekam ein Lachen zur Antwort. „Techniker habe ich genug! Ich möchte eine Kalkulation, wieviel wir verlangen können. Danke! Und Ghoma!“ rief Tana dem Rotschopf nach, als dieser gehen wollte. „Morgen um 09.00 haben Sie einen Termin bei meinem Chefstrategen, der Ihnen auch den Termin für Ihren Test im Simulator gibt. Mit einem kleinen Schiff haben Sie ja Erfahrung, ich möchte aber wissen, wie Sie sich in einem Großen machen!“ Sie wischte jeden Einwand schon vorher beiseite. „Und in einem Raumjäger!“ Jetzt lachte auch Ghoma, das entsprach schon eher ihren Vorstellungen. Natürlich musste sie zuerst getestet werden, niemand verließ sich nur auf die Zeugnisse.

„Ich werde pünktlich sein!“ Tana nickte.

„Und überlegen Sie sich auch, wie Ihre Zukunft aussehen sollte, Ihre Wünsche und Träume! Denken Sie nach und lassen Sie es mich wissen.“ Auch Tana stand jetzt auf und hielt Ghoma die Hand hin.

„Noch einmal Willkommen an Bord und machen Sie sich einen schönen Tag. Besorgen Sie sich etwas Hübsches zum Anziehen oder trinken Sie eine Kleinigkeit am Strip. Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich an Hera, und wenn Sie mit mir sprechen wollen, kann sie Ihnen sagen, wo ich mich aufhalte. Viel Spaß!“

Ghoma stand überlegend vor Mikis Taverne. „Hera?“

Das Hologramm erschien sofort. „Bitte, Miss Ghoma?“

„Gibt es hier eine Möglichkeit zu trainieren?“, fragte die junge Springerfrau.

„Natürlich, bitte nennen Sie mir ihre bevorzugte Sportart!“

„Kampfsport“, legte sich Ghoma fest.

„Auf der HEPHAISTOS existieren derzeit vierundzwanzig Vereine für terranische oder arkonidische Kampfsportarten.“

„Ach“, Ghoma zuckte die Schultern. „Irgendetwas, wo ich mit den Fäusten auf etwas einschlagen kann.“

„Ich bringe Sie zum Boxclub, Miss Ghoma!“

Hinter einem Tresen saß ein junger Mann und las in einem Magazin, als Ghoma den Boxclub betrat.

„Herzlich Willkommen!“ Er schaltete das Pad um. „Sind sie Mitglied, wollen Sie eines werden oder nur einmal schnuppern, Captain?“

„Ich denke, ich möchte mich einmal umsehen. Und vielleicht ein wenig auf etwas einschlagen. Ins Schwitzen kommen und das alles.“

Der Mann nickte. „In Ordnung, Sandsacktraining. Viele kommen nur, um sich an einem solchen Teil abzureagieren und auszupowern. Sie haben keine Tasche, also schätze ich, sie werden ein Leihdress brauchen. Einfach Shorts und T-Shirt fürchte ich. Damentops in Ihrer Größe muss ich leider passen, wir haben nicht so viele große Damen.“ Der junge Mann füllte rasch ein Formular auf seinem Pad. „Ihr Name ist Ghoma? Sandsack, Leihdress, Handschuhe. Bitte ihre Hand hierher, für die Handschuhgröße. Hierhin bitte Ihren Daumenabdruck. Danke! Hier geradeaus, zweite Tür, steht ‚Damen‘ darauf. Kabine 49. Dann ist alles angeschrieben. Viel Vergnügen!“

Als Ghoma in weißem Shirt und schwarzer Short die entsprechende Trainingshalle betrat, erregte sie kaum Aufmerksamkeit. Überall standen Männer und Frauen vor Sandsäcken verschiedener Größe und schlugen konzentriert darauf ein, manche mit ausgeklügelten Schlagkombinationen, die meisten aber ziemlich ungestüm. Sie suchte nach einem freien Platz, ein Mann in dunklem Shirt und langer Trainingshose kam ihr entgegen.

„Das erste Mal hier? Brauchen Sie Hilfe?“

„Das erste Mal“, bestätigte Ghoma. „Wenn es keine besonderen Regeln gibt, benötige ich niemanden, danke!“

Der Mann lachte. „Kein treten, kratzen und spucken. Sonst, prügeln Sie den Sack, wie Sie wollen!“ Er deutete mit dem Daumen weiter in den Raum. „Nummer 13 dürfte perfekt für Ihre Größe sein, Miss.“ Ghoma bedankte sich, stellte sich in Positur und drosch auf den Sandsack ein, dumpfes Klatschen ertönte in schneller Folge, wenn die Handschuhe den festen Stoff trafen.

Während sie drauf los schlug, dachte Ghoma nach. Was wollte sie eigentlich wirklich? So einfach, wie die Frage war, so schwierig war die Antwort. Patriarchin, oder besser gesagt, Matriarchin konnte sie nicht werden, dazu war die Gesellschaft der Springer viel zu patriarchalisch eingestellt. Wollte sie ihr Leben ewig in dem winzigen Kurierboot verbringen? Immerhin war sie die Kommandantin und ziemlich frei! Je größer die Schiffe, desto weiter nach unten würde sie die Rangleiter geschoben. In den wirklich großen Räumen käme sie wahrscheinlich nicht einmal mehr in die Nähe einer Brücke. Hatte Tana Starlight angedeutet, dass ein größeres Schiff durchaus in Reichweite liegen könnte? Sie würde im Auftrag eines Vorgesetzten unterwegs sein, trotzdem ein ähnliches Maß an Freiheit haben, das sie bis jetzt hatte. Ein großes Schiff bedeutete mehr Verantwortung, eine durchaus reizvolle Aussicht. Aber wollte sie wirklich eine feste Route befliegen? Langsam brach Ghoma der Schweiß aus den Poren, ihr Atem wurde schwerer.

„Wow!“ klang es neben ihr respektvoll auf, Ghoma unterbrach ihren Schlagwirbel und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich habe noch niemanden gesehen, der so lange mit derart viel Kraft und Tempo zugeschlagen hat. Meine Hochachtung, Miss!“ Neben ihr stand ein Mann, beinahe so groß wie sie und sehr schlank. „Entschuldigen Sie, ich wollte nicht stören!“

Ghoma schüttelte den Kopf. „Schon gut! Mein Name ist Ghoma.“

„Josh Cohn. Freut mich, sie kennen zu lernen.“ Sie stießen ihre Handschuhe aneinander, dann begann Josh sein Training. „Vielleicht sieht man sich mal wieder!“

„Du musst mit der Linken antäuschen und dann mit der Rechten ordentlich zuschlagen!“ Während das warme Wasser auf ihren Körper prasselte und die Muskeln wieder entspannte, hörte Ghoma

aus den anderen Duschen die Unterhaltungen anderer Frauen, die ebenfalls Mitglied in diesem Club waren.

„George hat mich gestern gefragt, ob wir nicht einmal ausgehen wollen!“

„Und dann haben wir's gleich auf dem Schreibtisch...“ Sie lächelte. Frauen unter sich landeten irgendwann bei diesem Thema, ebenso, wie die Männer oft mir Eroberungen prahlten. Erfrischt trocknete sie sich ab und ging zum Umkleideraum.

„Hast Du den Hintern gesehen? Neidisch könnte man werden!“ hörte sie noch eine flüsternde Stimme hinter sich.

*

„Bitte, treten Sie ein, Miss. Sie sind angekündigt!“ Heras Hologramm, das Ghoma in seiner Grundeinstellung beibehalten hatte, verblasste. Die unter Springern aufgewachsene Frau hatte nicht viel Sinn darin gesehen, ein anderes Erscheinungsbild zu wählen, ihr war schon die Vorstellung, einer Rechnerfunktion menschliches Aussehen zu geben, unnötig erschienen. Die reine Stimme und, falls eine Leitfunktion nötig wäre, ein Lichtpunkt, hätten Ghoma völlig gereicht. Aber egal, es war nicht ihre Station, und wenn sich Menschen mit einem Bild wohler fühlten, dann war das nicht ihre, sondern deren Sache. Sie straffte ihre Schultern und trat ein.

Ihr erster Blick wurde von einem riesigen Schreibtisch gefangen genommen, auf dem sich über und über Akten stapelten. Hinter einem Stapel tauchte eine kleine Frau auf und winkte Ghoma weiter.

„Kommen Sie nur herein! Tee, Kaffee, Saft? Wir werden länger miteinander zu tun haben, also bitte, keine falsche Bescheidenheit.“

„Wenn Sie haben, heiße bittere Schokolade! Mit einer Prise Chili!“

„Oh!“ Zwei Augenbrauen rutschten nach oben. „Da war jemand gestern im ‚Quetzal‘! Setzen Sie sich bitte, ich bin Francesca López. Spielen Sie Schach?“ Sie deutete auf einen Tisch, dessen Oberfläche in Intarsien 32 Felder in hellem und 32 in dunklem Holz aufwies, dazu aufwändig geschnitzte Figuren.

„Ich muss gestehen, nie davon gehört zu haben!“

„Dann werden Sie es lernen, Ghoma.“ Rasch erklärte Francesca die Zugmöglichkeiten und erläuterte verschiedene Stellungen.

Im Laufe der nächsten Spiele plauderten die Frauen angeregt, doch plötzlich stockte die Hand Ghomas, als sie eben ziehen wollte.

„Das ist eine Falle, in die Sie mich führen wollen!“

Francesca lachte. „Natürlich! Das ist der Sinn der Sache. Sie lernen schnell, sie haben ein Gespür für Taktik, nur sind Sie etwas zu ungeduldig, wenn es um langfristige Strategien geht. Das ist ausbaufähig, Sie werden es schon lernen.“

Ghoma überlegte länger. „Wenn ich den Turm..? Nein, auch nicht. Hier..? Na gut, ich habe es zu spät bemerkt. Noch einmal!“ Sie griff nach den Figuren, Francesca lachte.

„Heute nicht mehr, Seniorita! Kommen Sie, es wird Zeit für den Simulator. Kugelraumer, 200 Meter. Erster Versuch!“

WHAMMM! Eine Salve Thermostrahler donnerte in die Schirme von Ghomas Schiff, sie hatte das Ruder selbst übernommen und leitete ein Ausweichmanöver ein.

„Feuer auf Ziel drei, volle Salve, bereithalten für eins im Vorbeiflug. Drei, Feuer!“ Auf dem Bildschirm erschien ein Feuerball, sie drehte den Rumpf,

„Schirmbelastung 80%, steigend“, rief ihr XO.

„Eins Feuer!“ Ghoma zwang den Raumer in eine möglichst enge Kurve. „Nochmal auf Ziel eins – uuund FEUER! Vorbereiten auf Salventakt auf zwei!“ Ghoma konzentrierte sich auf den letzten Gegner, raste auf ihn zu, Feuer schlug ihr entgegen, die Automatik simulierte eine starke Erschütterung. „SALVENTAKT! JETZT!“ Eine grelle Leuchterscheinung erhellte die Brücke.

„Schadensmeldung!“

„Schwere Schäden auf den Decks Alpha, Delta, Echo und Foxtrott. Geringe auf Bravo und Charly!“

„Verluste 20 % Mannschaft, 2 % Passagiere und 70 % Frachtraum!“

„Picotronik wieder einsatzbereit in drei Stunden!“

„Bedingt Sprungfähig!“

„Lebenserhaltung läuft wieder, grün!“

„Energie grün!“ In rascher Folge kamen die Meldungen, Ghoma trommelte mit ihren Fingern auf der Lehne ihres Sessels.

„Leckkommandos los!“

„Simulation aus!“ Von der Brücke eines Transportschiffes der Starlight Gesellschaft verschwanden die Offiziere, Francesca López erschien. „Also, Ghoma, was haben Sie falsch gemacht?“ Der Raumkampf wurde, von außen betrachtet, als Hologramm simuliert.

„Hier habe ich eine Fehleinschätzung getroffen, und danach ist die Kaskade losgebrochen.“

„Sie haben die Situation ganz gut gemeistert, Ghoma. Aber Sie haben vergessen, dass Sie kein Boot mehr unter sich haben. Sie sind hier Kommandant über ein ausgewachsenes Schiff! Überlassen sie das Ruder ihrem entsprechenden Offizier, dafür haben Sie ihn. Übernehmen Sie es nur in Ausnahmefällen. Halten Sie Ihren Kopf frei für die Entscheidungen und verzetteln Sie sich nicht. Handeln Sie als Kapitän. Los, gleich nochmal. Simulation an!“ Das Hologramm einer Brückencrew erschien wieder, der Panoramaschirm erwachte zum Leben. Ghoma setzte sich und übernahm das Kommando.

„Ruder, Kurs auf Sprungpunkt!“

Die Jagd beginnt

Juli 2083

Galacto City

Leutnant Rick Kenda von der Metropolitan Police von Galacto City rannte durch die Straßen ihrer Stadt. Einige elektromagnetisch beschleunigte Flechettes aus einer Magnetpistole prasselten neben ihr in die Wand, ein sechster Sinn musste sie gewarnt haben, sodass sie sich rechtzeitig zu Seite geworfen hatte. Richarda riss ihre Dienstwaffe hoch, ein greller Blitz zerriss die Dämmerung, traf einen ihrer Angreifer in die Brust. Muskeln verkrampften sich unter dem Anprall der Schockenergie, bewegungsunfähig brach der Mann zusammen. Kenda sprang wieder auf die Beine und rannte schwer atmend weiter. Drei-, vier-, fünfmal bellte eine Projektilwaffe auf, die Kugeln piffen haarschaff an der Polizistin vorbei, eine traf ihre unteren Rippen, warf sie beinahe von den Beinen. Instinktiv schoss sie zurück, verfehlte ihr Ziel, feuerte erneut.

„Runter, Rick!“ Sam Bold lief hinter Kenda, die sich sofort fallen ließ, seine Flinte, die mit einem elektromagnetischen Feld gummiummantelte Stahlkugeln verschoss, sang ein kreischendes Lied, in einer Sekunde erfüllten dutzende Geschosse die Luft, warfen den Flüchtigen von den Beinen, löschten vorübergehend sein Bewusstsein aus. Beide Cops zogen Handschellen aus dem Hosenbund und legten sie den Bewusstlosen an.

„Gute Arbeit, Danke!“ Kenda reichte ihrem Partner die Hand, ihr Gesicht war immer noch schmerzverzerrt, sie zerrte den Verschluss der kugelsicheren Weste auf. „Autsch! Na, diesmal hat mir die Tittenquetsche wohl das Leben gerettet. Ob wir irgendwann noch in unserer Dienstzeit die versprochenen Körperschirme ausfassen?“

Bold zog pfeifend die Luft ein. „Verdammt, ich werde zu alt für den Job! Lass die Sentimentalitäten, Mädchen, nächstes Mal rettetest Du mir wieder den Arsch! Hier Bold, einen Wagen in die 1327te West, West Nr. 197!“

Mit einem Blick auf die Gefesselten meinte Kenda „Ihre Rechte werden sie wohl in der Krankenstation im Revier erfahren. Reicht auch noch.“

*

„Bold, Kenda! In mein Büro!“ Captain Giulia Zucci winkte beide Kriminalbeamte zu sich, schloss die Tür hinter ihnen. „Gute Arbeit. Leutnants!“ Die dunkelhaarige Italienerin ging um ihren Schreibtisch und setzte sich. „Sie sind jeder für sich und im Team hervorragend.“ Die Cops sahen sich an.

„Warum habe ich das Gefühl, dass gleich ein dickes Ende kommt?“, fragte Rick, und Sam antwortete.

„Weil Du ein verdammt guter Detective bist!“ Beide schlugen ihre rechten Fäuste aneinander und grinnten sich an.

„Also“, auch Giulia grinste. „Wenn Pat und Patricia nun zuhören könnten? Ich bitte Sie um Ihre Marken, Leutnants!“

„Sir?“ Beide glaubten, sich verhört zu haben. „Dieser Mann dort hat andere für Sie. Ich gratuliere, Captains, das TBI hat starkes Interesse an ihnen bekundet.“

Richarda und Sam waren ein ungleiches Paar. Sie war 29, groß, elegant, endlose Beine, ihre Haut hatte die Farbe dunkler Schokolade, ein Erbe ihres Vaters aus dem Volk der Zulu. Ihre Mutter war aus den Niederlanden, ihre Züge spiegelten sich im Gesicht des frischgebackenen Captains wieder, die krausen Haare trug Richarda ziemlich kurz. Er, 56, untersetzt, bullig und mittelgroß, sah beinahe so aus, wie der typische Cop aus den Anfängen der TV-Krimis, als Farbe noch Zukunftsmusik war. Das lange Blondhaar trug er offen, es sei denn natürlich, er befand sich an einem Tatort. Dort bändigte er seine Haarflut mit prächtigen Spangen aus geschnitztem Holz oder geprägtem Leder, sein einziges Zugeständnis an Schmuck oder ähnliches. Sam kaufte Anzüge von der Stange aus billigen Materialien und sah immer ein wenig wie ein ungemachtes Bett aus, wozu auch der ständige Dreitagesbart beitrug. Richarda ihrerseits besaß wenige, dafür erlesene Kleidungsstücke und war stets gepflegt und gestylt. Die GC-Times hatte sie während eines Einsatzes gefilmt, dem EnVogue-Redakteur fiel die Polizistin auf und er kürte sie kurzerhand zu einer der top ten der elegantesten Frauen von Galacto City. Seither hatte sich ihr Kleiderschrank gefüllt, mit Einverständnis des Reviers hatte es Shootings für das Modemagazin gegeben. Die Maskenbildner hatten hervorragende Arbeit geleistet, auf der Straße hätte man ihr Gesicht nicht wiedererkannt. Nicht, dass man bei einigen der Bildern sehr auf das Gesicht geachtet hätte. EL hatte Fotos und Story übernommen und international verbreitet, die Polizistin aus Galacto City zierte weltweit die Titelbilder. Die Werbung war auch für die Polizei nicht zu verachten, ihre Einstufung stieg von ‚notwendiges Übel‘ zu ‚ein Glück, dass wir sie haben‘, eine Einstellung, die ansonsten nur nach einigen aufgeklärten brutalen Serienmorden zu erreichen war. Selbst ein bekanntes Männermagazin mit dem Namen ‚Mens P‘ hatte bereits Interesse bekundet, Richarda schwankte

noch. Auch wenn ihr Freunde versicherten, dass ‚Mens P‘ wegen der hervorragenden Artikel gekauft wurde, nicht der Fotos wegen.

Doch so verschieden die beiden Cops auch sein mochten, der Ausdruck in ihrem Gesicht war in diesem Fall derselbe.

„Das TBI, Sir?“ Es war nicht verwunderlich, dass die Cops erstaunt waren. Das ‚Terra Bureau of Investigaton‘ unterstand direkt dem Generalsekretär der UN. Allan D. Mercant, der mit viel Mühe eine wirklich internationale Polizeieinheit bei den Vereinten Nationen durchsetzen konnte, mischte sich nicht mehr in die operative Handlung ein. Viele der Nationalstaaten waren nicht unbedingt begeistert gewesen, dass Beamte ‚von Außerhalb‘ nicht nur gegen Jedermann ermitteln durften, sondern auch die Befugnis hatten, diese Personen, ungeachtet ihrer Herkunft, Religion, Hautfarbe, Geschlecht, sozialen Status und ganz besonders des politischen Amtes bei schweren Verstößen gegen das internationale Recht zu verhaften. Diese Gesetze wurden von der UN ratifiziert und ständig erweitert, der internationale Gerichtshof in Den Haag wurde mit mehr Macht und Mitteln ausgestattet, der erfahrene Geheimdienstchef Mercant bekam den Auftrag, diese Polizeieinheit aufzubauen und sich danach zurück zu ziehen. Erfreut über den Beschluss der VN gehorchte Mercant gerne und konzentrierte sich wieder auf den Geheimdienst der GCC. Jeder wusste, dass dieser existierte, doch offiziell war noch nicht einmal der Name bekannt. Manche munkelten, der alte Fuchs hätte mehrere gegründet, die sich gegenseitig überwachten. Mittlerweile haftete dem TBI der Ruf an, absolut unbestechlich und unparteiisch zu sein, Verstöße gegen Kodex der Einheit wurden vom TBI nicht nur schwer bestraft, die wenigen Vorkommnisse wurden auch nicht unter den Teppich gekehrt, sondern der Öffentlichkeit bekannt gemacht.

August 2083

New York, UN – Gebäude

Der riesige glasverkleidete Quader in New York, der immer noch als Hauptsitz der Vereinten Nationen fungierte, löste bei Richarda und Sam durchaus Respekt aus. Im Laufe der Zeit hatten natürlich neue Materialien und technische Neuerungen die alte innere Baustruktur ersetzt, die äußere Fassade wurde jedoch beibehalten. Alle waren der Meinung, dass eben dieser schmucklose Stil das richtige Aushängeschild für die internationale Gemeinschaft wäre. Bereits im Vorfeld hatte man die Cops aus Galacto City informiert, wann sie welchen Eingang sie zu nehmen hatten und wie das weitere Procedere aussehen sollte.

Vor den Detektoren hatten sie ihre Jacken ausgezogen und in Boxen gelegt, Richardas Schuhe wurden genauestens inspiziert, besonders die hohen Bleistiftabsätze erregten Aufmerksamkeit, ehe sie durch den Metallscanner und den Durchleuchtungsapparat gingen.

„Ob wir wohl schneller durchkommen, wenn ich meine Bluse auch noch ausziehe?“ flachste Rick, und Sam hob obszön eine Augenbraue.

„Dann brauchen wir doch noch länger! Die Typen würden die Hosen ausziehen und ein Autogramm auf den – äh, na Du weißt schon - wollen!“ Hinter Sam gluckste eine Asiatin.

„Das Bild muss man sich einmal vorstellen! Ein Rudel Männer ohne Hosen steht stramm und erwartet ein Autogramm. Entschuldigung, ich finde es erheiternd.“

Auch Richarda lachte auf. „Ist das so? Hätten Sie gerne ein Autogramm auf...?“, wandte sie sich an einen Posten, der verzog unglücklich das Gesicht und schluckte.

„Ma'am, wir machen doch nur unsere Arbeit. Sicherheit wird bei den VN nun mal groß geschrieben, und wenn es Sie etwas beruhigt, hier sind wir in der Expressabfertigung. Seit vor einigen Jahren ein Sekretär mit einer Bombe den Chef umbringen wollte, wird jeder untersucht,

der von außen kommt. Dafür gibt es jetzt das UN-Hotel, wo die Delegierten und ihre Begleiter nächtigen können, um nicht täglich hier durch zu müssen.“

Rick wandte sich an Sam. „Das ist irgendwie Müll. In New York zu sein, und die Stadt nicht betreten dürfen!“

„Oder die gleiche Prozedur wieder überstehen“, stimmte Sam zu.

Endlich bekamen sie ihre Besucherausweise mit dem Befehl, sie stets sichtbar um den Hals zu tragen und ihre weiteren Stationen.

„Diesen Gang, Lift 3, Ebene blau 5, folgen sie der grünen Leitlinie.“ Die Asiatin schloss sich ihnen an.

„Hi! Wir haben den gleichen Weg. 3, blau 5, grün. Ich bin Akamoku Akiri, von der Polizei Tokyo.“ Sie verbeugte sich leicht, Richarda und Sam erwiderten die Höflichkeit.

„Das ist Sam Bold, ich bin...“

„Richarda Kenda! Auch in Tokyo lesen wir die EL! Ich bin mehr als erfreut!“

Kenda seufzte. „Der Fluch der Bekanntheit. Ja, ich freue mich auch, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, Major Akamoku. Sam, das ist die offiziell beste Schützin mit der Faustfeuerwaffe weltweit, sowohl Schnelligkeit wie Zielgenauigkeit. Und Miss Oktober des japanischen Polizeikalenders!“

„Zuviel der Ehre, dass Sie mich kennen!“ Wieder verbeugte sich Akamoku. „Aber sie sollten ihr Augenmerk auch auf die anderen Missen und Mister des Kalenders lenken, lauter gut gewachsene Mädchen und Burschen!“

Kenda zögerte. „Ich weiß, dass äußere Formen und zeremonielles Verhalten in Japan sehr wichtig sind, Major Akamoku. Allerdings bin ich keine Japanerin, also sehen Sie mir Fehler bitte nach!“

Die Japanerin lächelte. „Vielleicht könnten wir das Ganze überhaupt vergessen. Nennen Sie mich Akiri.“

„Richarda und Sam, bitte! Wir sind ja immerhin Kollegen.“

„Ja“, kicherte Akiri plötzlich wie ein junges Mädchen. „Wenn es nach dem Mens P ginge, sogar vor der Kamera. Hat man Sie noch nicht angeschrieben? Sie hätten gerne einen gemeinsamen Auftritt! Ich fürchte allerdings, unsere Uniform wäre auf Hut und Waffengurt beschränkt.“

„Ach, gegen Stiefel oder Stiletto hätten die sicher auch keine Einwände! Sie schwarzes Leder, ich weißes?“ Rick schmunzelte, und Sam schluckte trocken.

„Ob ich diese Bilder jetzt je wieder aus meinem Kopf bekomme? Denkt daran, Ladys, ich bin auch nur ein Mann! Und dafür noch nicht zu alt!“

„Wir machen eine Sonderpose, nur für Dich!“, neckte Richarda ihren Partner. „Einen Hochglanzabzug im XXL – Format, für Deinen Spind!“

Der Konferenzraum war riesig, der Bildschirm an der Wand einer der größten, den die meisten Anwesenden je zu Gesicht bekommen hatten. In Grüppchen standen Männer und Frauen herum und machten sich bekannt, plauderten und versuchten herauszufinden, ob das Gegenüber mehr über den Grund des Treffens wüsste. Sie alle hatten eines gemeinsam, sie waren Polizisten, Cops, Bullen, Flics, wie auch immer man sie nennen wollte. Im Hintergrund gurgelten zwei Espressomaschinen im Dauereinsatz, Thermoskannen mit heißem Wasser für Tee und Filterkaffee standen herum, Mineralwasserflaschen – wahlweise mit oder ohne Kohlensäure – und Gläser, eine international übliche Grundausstattung für diese Art von Meetings. Sogar an Donuts hatte jemand gedacht, und auch kleine Sandwiches gab es.

„Meine Damen und Herren!“ Ein etwa vierzigjähriger Mann stand in der Tür. „Nachdem nun alle geladenen Gäste eingetroffen sind, bitte ich Sie, Platz zu nehmen.“ Stühle wurden gerückt, Sakkos

und Jacken über die Lehnen drapiert, Tassen und Gläser abgestellt. „Danke. Ich möchte mich kurz vorstellen, ich bin hier sozusagen ihr Gastgeber. Mein Name ist Cesar Alexander, ich bin in Hanover, Illinois, geboren und habe seit zwei Jahren das Privileg, das TBI zu leiten. Sie, meine Damen und Herren, habe ich eingeladen, weil sie wirklich hervorragende Leistungen im Dienst vollbracht haben und hohe Aufklärungsraten vorzuweisen haben. Ich sage es ehrlich, unsere Behörde ist zu klein für alle Aufgaben geworden, wir bitten Sie daher zumindest in diesem Fall um Ihre Mithilfe. Es geht die ganze Erde an. Professor John Schwarzer Elch wird Sie näher ins Bild setzen. Bitte Professor.“

„Guten Tag, meine Damen und Herren! Ich bin Mathematiker und habe vor kurzem einen brisanten Auftrag erhalten. Um es kurz zu machen, es gibt auf der Erde feindliche Agenten, die im Moment wahrscheinlich keinen oder nur sehr eingeschränkten Kontakt zu ihrem Auftraggeber haben dürften. Naturgemäß gibt es zwei Ansatzmöglichkeiten, einen solchen Agenten zu finden. Wir können die gesamte Erdbevölkerung in den Ballungszentren röntgen, um anatomische Anomalien zu finden. Da wir nicht davon ausgehen dürfen, dass unser Gegner dumm ist, dürfte es sich um einen wenig zielführenden Weg handeln. Wir wollen doch niemand vorwarnen. Also müssen wir sehen, dass wir am anderen Ende anfangen. Wir nehmen alle Cold Cases, die in der Nähe eines verschwundenen oder verstorbenen Außerirdischen geschehen sind, unter die Lupe und sehen, was dabei herauskommt. Wir müssen jede Spur verfolgen, und sei sie noch so unwahrscheinlich. Alle werden wir wahrscheinlich nicht finden, aber jeder Gefundene ist ein Gefahrenpotential weniger. Danke!“

August 2083

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

„Ortung! 6 Unbekannte Objekte im Anflug! Energieniveau 10+, rasch steigend. Kein Transponder.“

„Schirme hoch, Defcon 5. Passagiere bitte in die Kabinen, Brücke isolieren.“ Ghomas Kommandos kamen routiniert. „Ruder?“

„Klar bei Ausweichkurs!“

„Kommunikation?“

„Nichts, Skipper!“

„Senden Sie. ‚Unbekannte Schiffe, bitte Kurs ändern‘. Ruder, Ausweichkurs Backbord 5, hoch!“

„Ortung! Wir bekommen Feuer!“

„An Ortung, Ziele nummerieren. Ari! Ziele erfassen, ausrichten auf Nummer 1. Feuer nach eigenem Ermessen. Machen Sie uns den Weg frei! Ruder, holen Sie aus unserem Schiff heraus, was immer möglich ist. Nav, Notsprung vorbereiten! Sobald Sie bereit sind!“

Beifälliges Klatschen erfüllte die Luft. „Sie neigen nicht mehr zum Selbstmord, Ghoma. Das gefällt mir!“ Die Brückenoffiziere lösten sich auf, Francesca López kam zum Vorschein. „Sie haben viel gelernt.“

Ghoma lachte zornig auf. „Sechs Objekte Niveau 10+ sind mit einem 200-Meterschiff einfach nicht zu schaffen. Ich habe es probiert, immer und immer wieder! Es geht nicht!“

Francesca lächelte leise. „Natürlich nicht. Diese Einsicht war der Sinn der Übung. Sie müssen lernen, die Grenzen von Mensch und Maschine zu erkennen, und Sie machen gute Fortschritte, Ghoma. Sie haben verdammt großes Potenzial, kommen Sie morgen wieder, dann probieren Sie mal die 400 Meter.“

Ghoma spazierte über den ‚Strip‘, wie die zwei breiten Wege, die immer wieder mit Brücken verbunden waren und sich um den Park zogen, genannt wurde. Hier fand man die meisten Lokale, die Einkaufsmöglichkeiten waren ein Stockwerk darunter liegend. Auch dieser untere Weg gehörte zum Strip, oft gab es die Möglichkeit, von oben die Schaufenster des unteren Geschosses zu sehen und natürlich die Ebene zu wechseln. An einer Stelle führte der Weg am Strand entlang, der beinahe immer gut besucht war, vom ‚Quetzal‘ hatte man einen guten Blick darauf. Das Quetzal wurde von Juan Menzin und seinem Lebenspartner Boris Schmidt geführt. Juan rühmte sich der Abstammung von einem alten Adelsgeschlecht der Maya, es könnte sogar stimmen. Boris war aus Berlin und hatte Juan auf einer Schokoladenmesse kennen- und lieben gelernt. Gemeinsam hatten sie eine Bewerbung für ein solches Lokal an die Starlight Enterprises geschickt, nur wenig später waren sie mit der CYRANO unterwegs.

Das Quetzal verkaufte Schokolade, in jeder nur erdenklichen Form. Von süßer Milkschokolade bis zum reinen Kakaopulver, heiße Trinkschokolade mit Zimt, Chili, Vanille und hunderten anderen Gewürzen. Ghoma liebte ihre Schokolade bitter mit Wasser aufgekocht und einer kräftigen Prise Chili. Nach dem Boxtraining an ihrem ersten Tag war sie, während sie ziellos herumging und sich die Station ansah, hier gelandet. Der Duft wirkte anregend, also hatte sie eine Schale versucht. Seitdem war sie diesem Getränk verfallen, mit Haut und Haar.

Immer noch erstaunte es sie, dass Menschen das freie Wasser derart liebten und sogar Wassertiefen, in denen sie nicht mehr stehen konnten, aufsuchten, um sich mit unnatürlichen Bewegungen über der Oberfläche zu halten. Das Ganze nannten sie dann auch noch Spaß. Dazu produzierten sich die Frauen in ihren engen Badesachen. Ghoma fragte sich, warum sie nicht gleich darauf verzichteten, bis sie erfuhr, dass es tatsächlich einen solchen Bereich gab. Neugierig geworden, hatte sie diesen Abschnitt sogar aufgesucht und schnell festgestellt, dass hier die Männer an den blankliegenden Körperteilen der Frauen weniger Interesse zeigten als an den kaum, aber doch verhüllten. Eigentlich hatte sie sich am Nacktbadestrand richtig wohl gefühlt, es ging alles sehr natürlich zu. Dann hatte sie wieder das Wasser gesehen, nun, vielleicht konnte man sich auch daran gewöhnen.

Auch den Boxclub hatte Ghoma weiter besucht, es war ein angenehmes Gefühl, nach intensiver geistiger Arbeit einfach auf einen toten Gegenstand einzuschlagen. Man kam ins Schwitzen, ohne viel nachdenken zu müssen. Ein paar Mal hatte sie sich mit Josh verabredet, einmal waren sie gemeinsam an einem Ort mit Namen ‚Sauna‘ gewesen. Ghoma liebte mittlerweile dieses Erlebnis der heißen Kammer und der kalten Dusche danach. Das Leben auf der HEPHAISTOS hatte durchaus seine Vorteile, soviel hatte sie schon festgestellt. Dekadent, aber durchaus angenehm.

Mit den Technikern hatte sie sich zusammengesetzt und eine Kalkulation erstellt, die kleine, aber schicke Yacht für einen reichen Händler könnte ein Vermögen einbringen. Ghoma war damit zu Tana Starlight gegangen, die sie kurz durchgeschaut hatte.

„Gute Arbeit. Schicken Sie es dem Kunden und bringen Sie das Geschäft in trockene Tücher.“ Auch das war gewöhnungsbedürftig. Die Chefin saß eigentlich nie in ihrem Büro, von dem behauptet wurde, dass es irgendwo existierte. Niemand konnte sich mehr erinnern, wo es lag, aber ‚da war doch etwas...‘. Diesmal war es bei Natalja Romanenko gewesen, die ein russisches Lokal führte, und Tana hatte Ghoma zu Kaviar und Krimsekt überredet. Die Springerin war schockiert gewesen, als erfuhr, was sich hinter dem Namen ‚Kaviar‘ eigentlich verbarg. Geschmeckt hatte es aber dann doch – mit Toast, Butter und Zitronensaft. Die an relativ geschmacklosen synthetischen Brei für die

Ernährung gewöhnte Frau wunderte sich immer wieder, wieviel Wert die Menschen auf gutes Essen legten. Aber – sie genoss es durchaus. Allmählich befürchtete sie, wegen dieser Annehmlichkeiten nie wieder weg zu wollen.

„Ein verdammter goldener Käfig ist das!“ fluchte Ghoma. „Und ich sitze freiwillig darin!“

Solares System

Die elegante Raumfähre für den Verkehr Erde – Mond mit dem Trinity Knot an der Flanke näherte sich ihrem Ziel am ‚Nordpol‘ des Mondes. Natürlich hatte man bei diesem Nahverkehrsmittel auf einen ÜL-Antrieb ebenso verzichtet wie auf starke Triebwerke.

„Entspann Dich, Perry“, empfahl der untersetzte Mann mit dem roten Bürstenhaar. „Der junge Mann fliegt das Ding nicht zum ersten Mal, er wird uns schon gesund in den Hangar bringen!“ Er wandte sich an den Piloten. „Nehmen Sie es bitte nicht persönlich, der Chef wird immer nervös, wenn er nicht selber fliegen darf.“

Perry Rhodan knurrte. „Wozu bin ich Chef, wenn ich nicht ans Ruder kann?“

„Der Preis des hohen Ranges, alter Freund!“ Bully gab sich philosophisch. „Wir sind gleich da. Ich sehe schon die Irisblende.“ Tatsächlich schien sich unter der Fähre der Boden zu öffnen, ein Lichtstrahl erfasste sie, der Pilot nahm Hände von der Steuerung und legte sie so ab, dass er sofort wieder zugreifen konnte.

„Bodenstation hat übernommen, Sir“, meldete er, ohne die Augen von den Instrumenten zu nehmen. Perry Rhodan knurrte nur wortlos. Die EM 31 sank durch die Öffnung, verharrte kurz, während sich die Blende über ihr schloss. Rhodan und Bull wussten, dass über ihnen nun nichts mehr auf die Öffnung hinweisen würde. Nach dem Druckausgleich öffnete sich die untere Blende in eine riesige Halle.

Ein Traktorstrahl setzte die Fähre so sanft auf Platz 2 ab, dass die Federbeine kaum nachwippten. Das Schott öffnete sich nach unten und bildete eine Rampe, über welche die Passagiere die Raumfähre verlassen konnten. Major Korn vergatterte die Truppe mit einem lauten „Haaaabt acht!“, General Lieutenant Vaclav Prochaska trat einen Schritt vor die Ehrengarde und salutierte. „Sir! Willkommen auf der Katherine Johnson-Basis!“, trompetete er lautstark. Rhodan grüßte zurück und reichte dem Kommandanten der ‚General Pounder Spaceforce Base‘ auf dem irdischen Mond die Hand.

„Danke, General. Lassen Sie abtreten, und begleiten Sie mich bitte.“ Steif wandte sich Prochaska um.

„Major, in die Unterkunft abtreten lassen, normaler Dienstbetrieb. Wenn Sie mir folgen wollen, Sir?“

Prochaska führte seine Gäste durch einen langen Gang, der kerzengerade unter der Mondoberfläche verlief und mit einem Gleitband ausgestattet war.

„Wir haben hier die modernsten Sensoren verbaut, Sir. Selbst wenn jemand mit Ihrer Maske käme, könnten wir den Schwindel feststellen. Auch Abtaster für Individualschwingungen werden in diesem Gang nicht als unfehlbar betrachtet. Da wir nicht wissen, welche Fähigkeiten ein Gegner zur Verfügung hat, haben wir vorgesorgt. Hier stehen bleiben, Sir. Bitte geben Sie in die Tastatur ihren vollen Namen und die Dienstnummer ein. Danke, Sir, bitte fünf Schritte nach vor. Mister Bull, bitte! Danke, fünf Schritte weiter, bitte.“ Auch der Generalleutnant gab eine Namen-Ziffernkombination ein, ehe sie weitergingen. „Eine falsche Eingabe, und hier bricht die Hölle los.“

Vor den drei Personen öffnete sich eine weitere Tür. „Wir sind angekommen, Sir!“ Auf einem großen Schild konnte man ‚Dreamland, Area 51!‘ lesen.

Stirnrunzelnd blickte Rhodan auf das Schild.

„Ein Scherz unseres Chefwissenschaftlers, Sir!“ Die Innentür öffnete sich, eine junge Frau, vielleicht 29 Jahre alt, mit dicker Hornbrille erwartete sie bereits.

„Kono Killikioauewa, Chef“, begrüßte sie Rhodan. „Ich schmeiße hier den Laden! Seien Sie willkommen. Sie natürlich auch, Mister Bull.“ Sie reichte beiden die Hand.

„Professor Killikioauewa?“, vergewisserte sich Rhodan? Er hatte nur die Leistungen der Hawaiianerin gekannt, sie aber nie getroffen, und hatte eine ernsthafte, seriös wirkende Frau erwartet. Aber selbst die Brille zerstörte dieses Bild gründlich, obwohl es sich nur um eine einfache Fassung handelte. Diese aber betonte den aparten exotischen Gesichtsschnitt nur um so mehr. Top und Shorts in zartem Grün zeigten nicht nur gefällige Formen, sondern auch viel Haut, die mit jeder Menge Tattoos verziert war, und nicht alle zeigten klassische Stammessymbole.

„Zerbrechen Sie sich nicht die Zunge, Chef. Nennen Sie mich Yoyo, bitte. Machen alle hier! Kommen Sie, in der Mensa erwartet Sie ein kleiner Imbiss.“

Die Katherine Johnson - Basis war die Mondstation der GCC. 2039 waren die ersten gigantischen Klarstahlkuppeln, im Bedarfsfall von Energieschirmen weiter geschützt, fertig gegossen gewesen, dann hatte man aus dem Asteroidengürtel Eismeteore gefangen und unter der zentralen Kuppel einen großen See angelegt. Die Elemente für die Atmosphäre hatte man ebenfalls aus Meteoriten extrahiert und begonnen, ein möglichst autarkes, in sich geschlossenes System zu bilden. Es war so weit ganz gut gelungen, da man auf konventionelle Agrokulturen in Erde verzichtet hatte, allerdings mussten die Pflanzen mit der Hand bestäubt werden. Die Biologen hatten es noch nicht gewagt, ein komplexes System zu etablieren. Führt man eine Spezies ein, muss man auch für entsprechende Fressfeinde sorgen – und dann müssen die wieder in ihren Schranken gehalten werden. Man tüftelte noch, da erfand ein junger Techniker den ‚Bee-Bot‘, einen Miniaturroboter, der die Aufgaben der Bienen übernehmen konnte, gesteuert wurden die Kleinstdrohnen vom Stationsgehirn. Die erste außerirdische Siedlung entwickelte sich immer besser, unter einer dieser Kuppeln wurde das ‚Clara Barton Heim für unheilbare kardiologische Erkrankungen‘ untergebracht, eine Wohnstätte für Menschen mit Herzerkrankungen, welche unter der verminderten Gravitation des Mondes immer noch ein aktives und erfülltes Leben verbringen konnten. Ebenso wurde in dieser Kuppel, die nicht mit künstlicher Gravitation versorgt wurde, eine Seniorenresidenz gegründet, Sonderkonditionen wurden langjährigen GCC – Mitarbeitern als Zusatzleistung zum Gehalt angeboten.

Eine zweite große Einrichtung war Port Gagarin. Dieser zu Ehren des ersten Menschen im Weltall benannte Teil der KJB, wie sie auch abgekürzt genannt wurde, war der interstellare Raumhafen Terras. Und natürlich auch der größte ‚Duty free Shop‘ des Sonnensystems. Nachdem festgestellt wurde, dass Starts und Landungen der großen Raumschiffe durch die immense Hitze- und Druckentwicklung unberechenbare Auswirkungen auf die Umwelt hatten, waren sie schleunigst rigoros eingeschränkt worden. Statt dessen hatte die GCC einen wahrhaft großzügigen Raumhafen gebaut, der allen Gesellschaften offen stand. Für den Verkehr zwischen Terra und Luna wurden Fähren benutzt, die sich in erster Linie auf ihre Antigravfelder stützten. Großzügige Hotelbauten standen Besuchern und Transitreisenden zur Verfügung, KJB erlebte einen Touristenboom, es mussten Flugschneisen für den Hin- und Rückflug eingerichtet werden. Die GCC verkaufte solche Fähren an verschiedene Betreiber oder vermietete sie direkt an den Reiseveranstalter. Ein Ballett

bei einem Sechstel der Erdschwerkraft zu sehen, war schon etwas ganz Besonderes. Dazu die Erde am schwarzen Himmel, Kurztrips wurden für viele erschwinglich und waren bald nicht mehr nur einer kleinen Elite vorbehalten. Ein Nebeneffekt der Einführung dieser Fähren war, dass auch der Flugverkehr auf der Erde mehr und mehr mit diesen kostengünstigsten Fluggeräten durchgeführt wurde und sowohl Verbrennungstriebwerke als auch Propeller endgültig verschwanden.

Als Drittes gab es noch die ‚General Pounder Spaceforce Base‘, den militärischen Raumhafen der GCC und Basis der Heimatflotte, komplett mit Kasernen und Übungsplätzen. Angeschlossen war seit 2058 die ‚John Glenn Space Academy‘, wo die Kadetten der terranischen Raumflotte auf ihren Dienst vorbereitet wurden, sowohl männliche als auch weibliche. Soldatische Tugenden waren ebenso auf dem Lehrplan wie Naturwissenschaften und viele humanistische Fächer. Ab 2062 wurde die Teilnahme an den Kursen letzterer verpflichtend und das Angebot erweitert. Ab 2066 konnte niemand mehr einen rein naturwissenschaftlichen Abschluss machen, der Ruf der Universität stieg in den Sechzigern enorm. Viele reiche Familien hatten den Ehrgeiz, ihre Töchter und Söhne auf dem Mond ausbilden zu lassen, die Studiengebühren kamen den unzähligen Stipendiaten zu Gute, denn auf der Academy selbst zählte ausschließlich die Leistung. Disziplin wurde natürlich groß geschrieben, doch der Drill hielt sich in Grenzen, die jungen Leute durften durchaus auch das sein, was sie nun mal waren. Jugendliche, die auch schon einmal eine ausgelassene Party feiern wollten.

Man lebte gut, hier auf Luna. Mit Ausnahme einiger Kuppeln, wie etwa jener mit dem Clara Barton – Heim, herrschte normale Erdschwerkraft, verschiedene Bühnen und Sportplätze siedelten sich in einer zweiten Kuppel ohne künstlicher Schwerkraft an. Der allgemeine Tenor war: ‚wir leben hier um vieles besser als in so mancher Gegend der Erde, wo Hunger und persönliche Unfreiheit immer noch beherrschend sind‘. Leider gab und gibt es bei jeder technologischen Revolution auch Verlierer, doch die GCC bemühte sich zumindest, große Härten zu mildern, indem sie Umschulungen anbot und oft einen neuen Job parat hatte. Auch, wenn dieser einen Umzug bedingte, manchmal eben auch auf den Mond. Geschäfte, Lokale und Sportstudios wurden angesiedelt, das Geschäft florierte für die GCC ebenso wie für die kleinen Gewerbetreibenden.

Den wenigsten Mondbewohnern war allerdings der Gang bekannt, der von der Pounder Spaceforce Base zu einem gut getarnten Landeplatz für Raumfähren führte, von da weiter zu einer streng geheimen Forschungseinrichtung. Sie war zu hundert Prozent autark, etwa 4000 Personen kümmerten sich um die Technik und sämtliche Bedürfnisse der etwa 170 Wissenschaftler aller Bereiche. Wenn einer der ‚Eierköpfe‘ plötzlich um Mitternacht Heißhunger auf ein Eis oder Hummer oder sonst einen exotischen Wunsch hatte, stets war jemand aus der Reihe der dienstbaren Geistern parat, diesen Wunsch zu erfüllen.

Zu Beginn der Einrichtung so um 2041/42 waren die Ergebnisse enorm. Beinahe jede Woche kam eine Erfolgsmeldung an die Zentrale in Galacto City.

„10 % mehr Leistung hier, 20 % dort!“

„Wir haben einen neuen, besseren Fährenantrieb. Null Wärmeemission. Perfekt für Atmosphärenverkehr!“

„Wir können mit weniger Aufwand mehr Pflanzen züchten!“ Dann wurde es stiller um das Labor.

Die STARDUST wurde einmal modernisiert, Flottenneubauten auf Kiel gelegt, aber die Kette der Erfolge war gerissen, es kamen eher Meldungen wie: „Wir brauchen wirklich nicht mehr lange!“

oder: „Wir stehen kurz vor einem Durchbruch!“ Im Februar 2083 hatte Rhodan bei seinem Besuch

im Sonnensystem reagiert. Er hatte vorgeschlagen, dem Leiter der Forschungseinrichtung entweder einen anderen Posten oder einen vorgezogenen Ruhestand anzubieten und einen jungen Menschen mit Phantasie und Biss einzusetzen. Der Direktor Professor Björn Janson hatte den Vorruhestand akzeptiert, John Marschall hatte einige Kandidaten überprüft und ‚Yoyo‘ Kono Killikioaewa empfohlen. Rhodan hatte nach einem Blick in die Akten zugestimmt und die Professorin für allgemeine Hyperphysik hatte den Job mit Feuereifer übernommen und einige Veränderungen durchgesetzt.

„Das Schild vor der Tür?“, fragte Rhodan auf dem Weg.

„Ach das“, lachte Yoyo. „Ein kleiner Scherz. Immerhin wurde früher einmal behauptet, in Area 51 wären Forschungen an Alientechnologie im Gange gewesen. Wir arbeiten hier mit arkonidischer, also!“

„Dort gab es niemals außerirdische Technologie“, betonte Reginald Bull.

„Natürlich nicht!“ Ein hagerer, schmalbrüstiger Mann hatte sich aus einer Tür der Gruppe genähert und Bullys Worte gehört. „Damals wollte die US-Regierung einfach, dass alle genau das glaubten, während die wirkliche Forschung irgendwo anders stattfand. Wahrscheinlich in der Antarktis!“

Bully blieb stehen, als wäre er gegen eine Wand geprallt. „Glauben Sie das wirklich?“

„Was?“, wollte der Mann wissen. „Dass es Außerirdische gibt, dass die Area 51 ein Schwindel war oder die Station in der Antarktis?“

„Hi, Spence! Mister Rhodan, Mister Bull, das ist David Spencer!“

„Hi, Leute. Mittagessen?“

„Klar, komm mit!“

„Ist das...?“ fragte Rhodan und Yoyo Kono nickte eifrig.

„Aber ja! Das ist der Tripledoc. Selbst unter uns ist es selten, dass sich jemand seinen dritten Titel unter dreißig holt.“

„Und Sie, Professor Yoyo?“, wollte Bully wissen.

„Hyper- und Metaphysik reichen mir, Mister Bull.“

„Metaphysik ist eine Wissenschaft?“, erstaunte sich Bull. „Ist das nicht eher so seltsames phantasieren über Gott und die Welt?“

„Das kann man so oder anders sehen, Mister Bull“, erklärte Yoyo lächelnd. „Wir wissen heute, dass der Wille eines Wesens mehr oder weniger Einfluss auf die Welt um sich hat. Nicht die Tat, das Wollen hat schon eine Wirkung. Wenn wir jetzt fragen, wann entsteht dieses Wollen und wann zeigt sich die Wirkung, dann können wir das in Bezug zur Quantenmechanik stellen und so vielleicht eines Tages telepathische Funkgeräte oder telekinetische Kraftverstärker bauen. Wie wäre es mit einem Transmitter, den man im Gürtel mit sich trägt? Einen Antrieb, der das Raumschiff nur mir Willenskraft antreibt? Klingt vielleicht heute noch wie Science-Fiction und ist es auch, aber vor hundert Jahren war der Besuch der Wega genau so utopisch.“

Rhodan lachte laut und offen. „Professor, das ist allerdings ein wahres Wort! Haben Sie in der Zwischenzeit etwas anzubieten, das schon funktioniert?“

„Im Moment sind wir hinter einigen künstlichen Geschmackstoffen her, damit die Flottenrationen nicht so katastrophal schmecken.“

Rhodan runzelte die Stirn. „Gibt es die nicht schon ewig? Im Joghurt ist doch schon seit Jahrzehnten keine Erdbeere mehr gewesen!“

„Nun ja“, führte Yoyo aus. „Alle diese Geschmackstoffe haben einige unangenehme, in einigen Fällen sogar gesundheitsschädliche Nebenwirkungen, und sie schmecken meistens nicht wirklich echt. Oft merkt man bei einem ersten Biss das Synthetische. Wir sind aber auf einem guten Weg, auch wenn es um Vitamine geht.“

„Wirklich synthetische Nahrung, die gesund ist und gut schmeckt?“ Perry Rhodan war beeindruckt, Yoyo Kono nickte eifrig und lächelte.

„Ja, Chef. Und nein! Wir haben eine Tube mit der Farbe und dem Geschmack von Spinat hergestellt. Solange die Creme warm war, hatte sie durchaus ihre Fans. Aber kalt – also ehrlich, ich kenne niemanden, der kalten Spinat mag. Aber der Geschmack war ziemlich echt, und von der Ernährung her war alles vorhanden, das ein Mensch so braucht. Nur an den Bratkartoffeln müssen wir noch länger arbeiten. Aber hier sind wir, Chef. Unsere Mensa. Ach, der Küchenchef hat einen Klassiker bereit gestellt. Rindsgulasch mit Semmelknödel. Bitte, meine Herren, greifen Sie zu!“

Das Essen verlief eher laut, eine Horde ausgelassener, junger Menschen. Mitten unter ihnen, aber offensichtlich mit großem Spaß, gab es zwei nicht mehr ganz so junge Frauen von etwa 40, 45 Jahren und einen Mann, der ebenfalls in diesem Alter war.

„Sind das die einzigen, die von der alten Garde übrig sind?“ erkundigte sich Rhodan.

„Oh, nein. Es ist auch noch Enikö da. Dort drüben!“ wies Yoyo in die Richtung, wo eine schlanke Frau mit hüftlangen weißen Haaren mit einigen der jungen Leute lachte. „Enikö Hayoschwari ist zwar schon über siebzig, aber sie hat Power und Ideen für zwei. Sie ist eine tolle Mikrobiologin und Chemikerin. Und sie hat immer ein offenes Ohr, wenn wir Jungen ein – nennen wir es ein privates Problem haben. Wie schmeckt im Übrigen das Pörkölt?“

Rhodan betrachtete den Bissen, den er eben verspeisen wollte. „Ist das etwa aus Ihrer Produktion? Schmeckt ganz normal!“

„Oh ja, Mister Rhodan. Das soll es ja auch. Einen Müsliriegel zum Nachtisch? Aber Vorsicht, Chef. Der Riegel beinhaltet beinahe alles, was ein durchschnittlicher Mensch in 24 Stunden braucht.“

„Ziemlich klein.“ Rhodan betrachtete den Pseudomüsliriegel, der etwa Daumengroß war. Sein Daumen. „Sie haben gesagt, beinahe alles. Was fehlt noch? Er schmeckt jedenfalls gut.“

„Wasser“ Yoyo hob ihr Glas. „H₂O, in welcher Sprache sie es benennen möchten. Und es gibt keinen Weg, dieses absolut notwendige Element platz- und gewichtssparend zu transportieren.“

„Es war köstlich, Professor Yoyo. Aber mich würde doch interessieren, wie Sie in diesem Institut weiterkommen. In letzter Zeit waren Ausflüchte häufiger als Erfolgsmeldungen. Ich möchte nicht drängen, aber ich habe ein Geschäft zu leiten. Und Adams steigt mir auf das Dach wegen der Kosten hier!“ Yoyo Kono, Rhodan und Bull hatten es sich im Büro der jungen Hawaiianerin bei einem Kaffee gemütlich gemacht.

„Ich will nichts beschönigen, Mister Rhodan.“ Sie spielte mit ihrer Tasse. „Im Moment haben wir mehr Ideen als Ergebnisse und mehr Enthusiasmus als Erfolg. Die Person, der diese Picotronik gelungen ist, hat einen Quantensprung gemacht, den wir die nächste Zeit nicht einholen werden. Für einige Jahrzehnte wird es bei Rechnern wohl ‚Starlight inside‘ heißen, die Rechnerkerne werden wir kaufen müssen. Die RAM - Bausteine auch. Den Rest der Modernisierungen an der STARDUST könnten wir ganz gut hinbekommen, nur bei den Kleinstreaktoren möchte ich mich noch nicht festlegen. Wir können die jetzigen verkleinern und verbessern, ob auf den Standard der jetzigen STARDUST, das wage ich nicht zu versprechen. Aber eines haben wir geschafft.“ Sie holte aus ihrem Safe zwei Geräte in der Größe einer Zigarettenschachtel. „Dies ist der Körperschirm der Starlight Enterprises, er hielt acht Roboterwaffen für drei Stunden Dauerfeuer stand, dann haben wir abgebrochen. Unserer ist nicht ganz so stark, dafür ist uns ein Aufprallabsorber gelungen. Ballistische Waffen stoßen den Träger nicht mehr zu Boden. Für den Polizeieinsatz wäre die Stärke ausreichend, wir können ihn billig genug für normale Dienststellen liefern und trotzdem noch Gewinne einstreichen.“

„So schnell können wir also nicht aufholen“ Rhodan seufzte. „Ich hatte schon gehofft, einige Stationen wie die HEPHAISTOS, nur bewaffnet, als Schutz in den Erdorbit zu bekommen.“ Yoyo runzelte die Stirn und zückte ihr Pad. „Das sollte schon machbar sein, Chef. Solange Sie keine unmessbaren Hypersprünge für diese Monster erwarten. Wir könnten den ÜL-Antrieb weglassen und statt dessen schwere Geschütze einbauen. Hm, dieses Deck mit dem Park der Erde zugewandt, wir ziehen hier noch das Hangardeck etwas weiter in die Höhe, pro Einheit könnten dann noch einige schwere Kreuzer stationiert werden. Wir könnten das gleiche machen, wie Starlights im Reggy-System und den Merkur für die Rohstoffe ausbeuten, die Energie der Solaranlagen für die Produktion der Teile benützen. Wenn sie fertig sind – nun, beweglich sind die Stationen ja. Geostationäre Umlaufbahnen? Na klar. Sie bekommen Ihre Forts, Chef. Und Wohnraum in der besten Lage dazu, wenn Sie wollen! Wir haben nur nicht daran gedacht, uns erschienen Sprungschiffe immer als primär wichtiger! Ich schätze vorsichtig, anderthalb, zwei Jahre, die erste Station.“

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

„Chris?“

„Hm?“

„Nein, Chris, hör nicht auf mit dem, was Du tust. Mach weiter! Aber sag mal, könntest Du Dir vorstellen, mit mir ein Kind zu haben? Oh! Ich werte das als ganz offensichtliches JA!“

„Oh Mann! Tana, bist Du etwa schon...?“

Victoria schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich wollte Dich nicht überfahren und zuerst mit Dir reden.“

„Das hast Du ja jetzt! Wollen wir es sofort versuchen?“

„Chris, da muss ich Dir gleich noch etwas sagen!“

„Oha! Was kommt jetzt für eine Ohrfeige?“

Tana schwang ihr Bein über Chris und setzte sich rittlings auf seinen Bauch. „Im Ernst, mein Hübscher! Ich bin nicht als Tana Starlight geboren!“

Christian streichelte ihre Knie. „Ist das alles?“, lachte er. „Hallo? Starlight? Ein Raumschiff namens Orion mit dieser Form? Ich habe mich schon gewundert, dass Dein Sohn nicht Cliff Allister heißt! Ein mehr als durchsichtiges Alias.“ Seine geschickten Hände wanderten höher.

„Und es stört dich nicht? Mach doch weiter mit dem, was du eben tust!“

„Du bist Du, egal wie Du heißt. Du wirst Deine Gründe haben! Es ist mir egal, wer Du wirklich bist! Und wenn Du die verschollene Rhodantochter wärst! Komm, lass uns kleine Starlights machen!“

Mit strahlenden Augen glitt sie tiefer.

„JA, TANA!“

„Chris?“ Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und zauste sein Brusthaar, er lächelte versonnen und fragte:

„Was meinst Du, was es wird. Sohn oder Tochter?“

Ihre Hand klatschte auf seinen Bauch. „Hör mir zu, ich meine es ernst. Ich bin die verlorene Rhodantochter.“

Chris nickte. „Das erklärt einiges. Ich nehme an, es soll nicht an die große Glocke? Nein? Nicht einmal eine Kleine? Dachte ich mir. Wer weiß es noch außer mir?“

„Nicht viele, Chris. Mam und Dad, Bully, Atlan und Allan. Also, Mercant! Reginald und Leslie. Mit Dir acht Personen.“

Er stützte sich auf einen Ellenbogen und küsste sie. „Tana, ich danke Dir für Dein Vertrauen, aber für mich wirst Du stets Tana Starlight bleiben. Und jetzt, denkst Du, es hat geklappt mit dem Nachwuchs oder müssen wir es noch einmal versuchen?“

„Ich bin Sicherheitsfan, Chris. Gehen wir kein Risiko ein, komm her!“

*

Karin Adler war in Deutschland geboren und hatte begonnen, Jura zu studieren. Nebenbei hatte sie seit ihrer Kindheit Judo und Karate gelernt, es schließlich sogar in das Olympiateam geschafft. Eine Silbermedaille in Karate war die Belohnung ihres jahrelangen Trainings. Die Polizei von Schweinfurt war auf die junge Frau aufmerksam geworden, sie hatte zu Jura auch Psychologie und Kriminalistik belegt und wurde in den aktiven Dienst übernommen. Ihr Lebensgefährte hatte eine neue Theorie über Hyperstrings aufgestellt, Starlight Enterprises war darauf aufmerksam geworden und hatte ihm einen Job angeboten. Karin ließ sich beurlauben und begleitete Jens zur HEPHAISTOS, wo der Polizeichef ihre Sicherheitsakte routinemäßig las. Ein Gespräch unter vier Augen und einige psychologische Tests später trug Karin stolz eine Marke. Es war wie ein Traum, sie konnte mit Jens zusammen leben und trotzdem ihren Beruf ausüben. Karin war schließlich Detective Chief Inspector der Station Police geworden und saß in einem eigenen Büro am Strip. Detective Sergeant John Swert unterstützte sie, ebenso einige uniformierte Kollegen. Karin Adler war ziemlich glücklich, auch wenn Jens mittlerweile Geschichte war...

Natürlich kann man trotz strenger Auswahlkriterien und jeder Menge Überprüfungen bei einigen tausend Menschen Kriminalität nie ausschließen, auch nicht auf einer Station wie der HEPHAISTOS. Immer wieder geschahen Taten im Affekt, kleinere Diebstähle, einmal hatte einer der Chemiker sogar versucht, synthetische Drogen den Kindern der Stationsbesatzung zu verkaufen. Es hatte nicht lange funktioniert. Ein 17 jähriger hatte seine Mutter informiert, die zuerst die Nachbarn und etwas später die Polizei. Da war der Chemiker bereits in einer leergepumpten Schleusenkammer mit etwa 10 Minuten Sauerstoffvorrat gewesen und hatte es vorgezogen, den Anzug gleich zu öffnen. Die Polizei musste Selbstmord in das Protokoll schreiben, es gab keine Beweise dafür, dass der Man in die Schleuse gezwungen wurde.

Selbstverständlich ging es auf dem Raumhafen nicht so ruhig zu. Immer wieder versuchten irdische Rauschgiftkartelle oder andere kriminelle Organisationen, irgendwie auf der HEPHAISTOS Fuß zu fassen. Bisher ohne Erfolg. Einmal hatte jemand versucht, drei Prostituierte auf die Station zu bringen. Die Mädchen durften bleiben, der hoffnungsvolle Jungunternehmer musste ohne seinen ‚Besitz‘ die Station wieder verlassen. Auch im 21. Jahrhundert waren die Säulen des organisierten Verbrechens immer noch Prostitution, Glücksspiel und Drogen. Und natürlich das Verleihen von Geld zu Wucherzinsen. Jeder kleine Dealer hatte die Hoffnung, einmal zum Boss einer bestimmten Region aufzusteigen und dann selber solch hoffnungsvolle Nachwuchstalente mit Stoff zu versorgen. Tana Starlight hatte gewusst, dass der Kampf gegen Prostitution ein aussichtsloser war, also hatte sie auf der HEPHAISTOS daraus einen normalen Beruf mit Sozial-, Renten- und Pensionsversicherung gemacht. Den sogenannten Zuhältern hatte sie jedoch ohne wenn und aber den Kampf angesagt, mit empfindlichen Strafen. Jene, die sich daran versuchten, waren glücklich, wenn sie Station wieder verlassen durften. Es gab eben immer noch sehr unangenehme Jobs, die gemacht werden mussten. ‚Merde aux merde‘ war Tanas übliches Motto, wenn es um diese Art von Leuten ging, die Strafe richtete sich danach.

Das Glücksspiel ist natürlich immer schwierig zu überwachen. Man kann Karten und Würfeln nicht per Se verbieten, und damit kann man natürlich auch um hohe Beträge spielen. Aber auf der HEPHAISTOS gab es zwei Casinos, eines, in dem man sich in schöne Kleider hüllte, Champagner trank, plauderte und dazwischen einige Einsätze wagte, und eines, in dem es leger zuging. Beide Betreiber hatten strenge Auflagen, die immer wieder überprüft wurden, und in denen es ehrlich zuging, ebenso in dem Wettbüro. Die HEPHAISTOS war keine heile Welt, aber es gab weniger Kriminalität als an den meisten anderen Orten der Galaxis. Klöster eingerechnet.

Karin war, wie alle anderen Bewohner der Station, dankbar über die Unterstützung eines Pthokorr. Dieses Angehörige einer telepathischen Spezies war zu einem Blindsprung durch ein Wurmloch gezwungen gewesen und hatte sich dabei gründlichst verirrt. Irgendwann hatte es die HEPHAISTOS geortet und angefliegen, musste aber feststellen, dass auch hier sein Heimatsystem nicht festgestellt werden konnte. Seither lebte diese Person auf der Station. Zuerst hatte das Wesen durch seine optische Erscheinung ein wenig Angst und Schrecken ausgelöst, viele erinnerte es an die Sage der Gorgo Medusa. Der Kopf mit dem Gesicht einer schönen Menschenfrau war mit dicken Tentakeln besetzt, die sich in ständiger Bewegung befanden, auch der Oberkörper erinnerte an einen weiblichen Humanoiden, ging an der Hüfte jedoch in einen etwa 7 Meter langen geschuppten Schlangenleib über.

Wer allerdings mit Matta sprach, merkte sehr schnell, dass das Pthokorr eine ehrliche, nette und hochintelligente Persönlichkeit besaß und ausschließlich vegetarische Nahrung verdauen konnte. Und natürlich Schokolade, nach der es beinahe süchtig war. Aber Schokolade ist zum größten Teil vegetarisch, das bisschen Milch schadete ihm nicht. Es akzeptierte die Anrede als ‚er‘ ebenso wie als ‚sie‘ oder ‚es‘. Matta kannte das Konzept des Geschlechtes nicht, die Spezies war selbstbefruchtend und eierlegend, in einigen Monaten würden ihre Kinder ihr Gesellschaft leisten. Aber Matta kannte das Konzept von Recht und Unrecht, sie hatte der Station Police ihre Dienste angeboten, die dankbar angenommen wurde. Die meisten ihrer Kollegen am Ankunftsterminal hatten sich an Matta gewöhnt und betrachteten sie als gute Freundin. Sie mussten es wohl ernst meinen, denn Matta war mehr als nur ein wenig telepathisch und empathisch begabt. Und sie konnte schon ein wenig böse werden, wenn man sie belog.

Durch ihr Terminal musste man, wenn man den Raumhafen verlassen wollte, um die eigentliche Station zu betreten. Nur besondere Gäste wurden durch ein Hologramm von Hera begrüßt und unauffällig direkt zum zentralen Lift gebracht, die Öffnungen zum Durchreiten der Energieschirme erstellte bei diesen Gästen das Zentralgehirn. Seit die Existenz der Station bekannt war, gab es durchaus auch einen gewissen Tourismus, und die Existenz selbst war spätestens nach der Ablösung der ersten Technikercrew auch in der Öffentlichkeit kein Geheimnis mehr. Für Transitreisende gab es selbstverständlich sowohl Hotels als auch Lokale und Erholungsmöglichkeiten zwischen der Ankunft und ihrem Weiterflug. Kleinigkeiten wie ein Schwimmbad mit Gegenstromeinrichtung, Fitnessstudios und ähnliches. Immer wieder gaben Kuppeln den Blick in den freien Raum wieder, selbst die Wartezeit bis zu Weiterflug wurde so zum Erlebnis. Wer allerdings die Station selbst betreten wollte, musste unbedingt an Matta vorbei. „Haben Sie etwas zu verzollen oder verbotene Substanzen, Sir?“ „Äh, nein.“ Der junge Techniker schwitzte, als sich Mattas Gesicht dem seinen näherte. „Wirklich nicht?“ fragte sie leise. „Nein!“ Er versuchte empört zu klingen.

„Und was ist in dem Beutel in ihrer Jacke?“ Sie hob fragend eine Augenbraue, der Mann sackte in sich zusammen.

„Pornomagazine“, flüsterte er beinahe unhörbar. Matta hatte in der Zwischenzeit menschliche Mimik studiert und zeigte nun ein amüsiertes Schmunzeln.

„Oh, na gut, das ist ja nicht verboten. Viel Spaß damit!“ Der Techniker schnappte seine Tasche und beeilte sich, mit hochrotem Kopf das Terminal zu verlassen.

„Haben Sie etwas zu verzollen oder verbotene Substanzen, Ma'am? Danke, der nächste!“ Matta stockte kurz, dann konzentrierte sie sich auf den Mann, der etwas weiter hinten in der Reihe stand. Unauffällig verständigte sie ihre Kollegen, dass etwas nicht in Ordnung sei, worauf diese als eingespieltes Team unauffällig ihre Plätze einnahmen.

„Etwas zu verzollen?“ sagte Matta ihren üblichen Spruch auf, während sich ihr Schlangenleib langsam neben ihrem Pult nach vorne streckte.

„Natürlich nicht!“ empörte sich der Mann und knallte seine Tasche großspurig auf den Tresen.

„Dann dürfte es für sie kein Problem sein, einmal einer medizinischen Untersuchung zuzustimmen.“ Drei, vier, fünfmal ringelte sich der Schlangenkörper um den Besucher. Im Plauderton sprach Matta weiter. „Wissen Sie, dass es mittlerweile Stoffe gibt, die im Röntgengerät nicht sichtbar werden? Da kann man dann kleine Beutel daraus machen, irgendeine böse Substanz wie Heroin oder so einfüllen, die man dann in seinen Körperöffnungen transportiert.“

Der Mann war sichtlich nicht mehr so selbstsicher. „Äh, ich, muss das denn sein?“ Matta lächelte ihr freundlichstes Lächeln und näherte ihr Gesicht dem ihres Opfers, neben dem bereits zwei uniformierte Kollegen standen.

„Ich fürchte, ja. Wenn Sie also bitte den netten Herren folgen wollen? Es tut auch nicht weh! Zumindest nicht auf der HEPHAISTOS.“ Sie zog ihren Körper zurück, ordnete ihre Uniformjacke und lächelte den nächsten in der Reihe an. „Haben Sie etwa zu verzollen oder verbotene Substanzen, Sir?“

Zum Glück für die Station Police waren Personen, welche die Station für längere Zeit besuchen wollten, selten genug, um mit einem Telepathen ein Auskommen zu haben. Wenn die neue Station fertig war und mehr Bewohner kamen, war allerdings ein Engpass zu befürchten. Doch mit genügend Organisation hoffte man der Lage Herr zu werden, bis Mattas Nachwuchs so weit war, sie zu unterstützen.

New York, UN-Gebäude, Einsatzzentrale des TBI

„Man darf das nicht glauben!“ Sam Bold warf das Pad mit den Berichten, die er eben durchlas, verärgert auf den Tisch. „Da wird eine Leiche gefunden, und nur weil die Kleidung fehlt und der Junge ein Junkie war, geht man von einem Sexualdelikt aus! Dabei gibt es keinerlei Hinweise auf eine Penetration, weder in der Vergangenheit oder knapp vor seinem Tod! Auch keinerlei Spuren an seinem Ding, dass er vorher noch Sex hatte!“

„Zeig mal!“ Akiri nahm das Pad auf und las, Rick dachte nach.

„Wo?“ fragte sie stirnrunzelnd.

„Niagara Falls, New York.“

„Und? Gab es einen Zwischenfall mit einem Nichtterraner?“

„Bootsunfall bei den Niagarafällen, Leiche nie gefunden. PMI des nackten Jungen passt in den Zeitraum.“

„Ich habe hier einen ähnlichen Fall. Daytona, Florida. Weiblich, schwarz, 18 Jahre. Ebenso wenige Hinweise, aber auch auf Grund fehlender Kleidung als fehlgeschlagene Vergewaltigung eingestuft.“ Akiri wedelte mit beiden Pads. „Als hätten die Pflücker voneinander abgeschrieben. Passend in das PMI ein Unfall an der Rennstrecke. Nicht genug Material für eine Identifizierung der Zuseherin. Laut Unterlagen Bekhonoridin.“

„Und bei mir ist es in Salt Lake City. Ein junger Tourist. In den Zeitraum passt das Verschwinden eines Ziliters in der großen Salzwüste.“ Rick trug alle drei Fälle in einer Karte ein. „Sehen wir uns die anderen Auffälligkeiten rund um das Verschwinden der Nichtterraner an. Ich schlage vor, wir tauschen, dann hat jeder etwas Neues zum Durchhackern. Es soll ja nicht langweilig werden.“

Das TBI hatte die drei in ein Team gesteckt, und sie hatten auch sehr schnell zu einander gefunden. Offiziell wurde Major Akamoku als Ranghöchste zur Teamleiterin ernannt, von außen war davon nicht viel zu erkennen, sie arbeiteten Hand in Hand und ergänzten sich hervorragend.

„Es gibt auffallend viele Brände in den Zeiträumen, die wir untersuchen. Einige betreffen polizeibekanntes Fälscher, denen man aber nie etwas nachweisen konnte!“ Akiri studierte die Karte. „Geographisch sehe ich keinen Zusammenhang“ meinte Sam, der neben ihr stand. „Nur dass die Kleiderbeschaffung und die Brände zusammen passen.“

„Natürlich, falsche Papiere!“ Rick und Akiri riefen es gleichzeitig.

„Heilige Sch...!“ schlug sich Sam mit der Hand vor die Stirn. „Spuren verwischen! Niemand soll mehr wissen, wie die Person aussieht, die den Ausweis bekommen hat!“

„Wir sollten mit ein paar anderen Teams sprechen.“

Die New Yorker Cops Carlos Temposa und Ryan O'Neill sahen aus, als wären sie direkt aus einem B - Actionmovie entsprungen. Stoppelhaar, bei Carlos schwarz, bei Ryan rot. Untersezt, Muskelstränge, die man bei jeder Bewegung arbeiten sah. Wenn man die zwei so ansah, rechnete man nicht, dass sie die Ladungen ihrer Waffen zählen konnten. Ein Eindruck, der täuschte. Auch ihr aufgesetztes Machogehabe nahm hier in der Zentrale des TBI niemand mehr ernst, man hatte ihnen Sophia Chipprini aus Rom zugeteilt, der man Gedankenarbeit schon eher ansah.

„Hi! Schau mal, Carlos. Die schärfsten Waffen des TBI in einem Raum versammelt. Klein, mittel und groß!“

Akiri stemmte den Arm in die Hüfte und schwang sie übertrieben. „Wenn die Herren jetzt genug gesehen haben? Wir haben etwas gefunden!“

„Wir auch“, deutete Carlos auf die Karte.

„Brände nach dem Verschwinden eines Alien?“, fragte Akiri nach.

Ryan nickte. „Was sage ich, die schärfsten Waffen.“ Diesmal deuteten seine Hände keine Kurven an, sondern deuteten auf die Köpfe. „Informieren wir Cesar Alexander! Wir müssen vor Ort nachforschen.“

USA, Daytona Beach, Florida

Die Sonne Floridas brannte heiß auf die ehrwürdige Rennstrecke von Daytona Beach. Seit der Einführung der Stock-car – Rennen hatte sich viel getan, besonders seit mit der arkonidischen Technologie eine weitere technische Revolution stattgefunden hatte. Zuerst hatte BMW die Lizenzen für mittelstarke Antigravitationsaggregate und Generatoren für ein leichtes elektromagnetisches Abstoßfeld mit autarker Energieversorgung günstig von der GCC gekauft und dort in Motorräder eingebaut, wo vorher Tank und Motor waren. Dann hatte man gedacht, man könne genau so gut auf die Räder verzichten, die doch nur im Ruhezustand Bodenkontakt hatten.

Ein wenig Verkleidung statt dessen, der gewonnene Platz war als Stauraum für Gepäck durchaus willkommen. Hier und dort noch einige kosmetische Operationen, ein Ablenkungsschild für den Flugwind, fertig war die BMW 2040, die Höchstgeschwindigkeit wurde auf etwa 180 Stundenkilometer eingeregelt, die Bodenfreiheit konnte der Kunde vor Fahrtantritt auf einen Wert zwischen fünf und dreißig Zentimeter einstellen. Die Maschine schlug bei Motorradfans, die seit der Einführung von Elektrobikes mehr als unzufrieden waren, wie eine Granate ein. DER Verkaufsschlager seit dem legendären Käfer oder 2CV zeichnete sich ab, BMW – Aktionäre rieben sich bereits glücklich die Hände. Die europäischen Polizeidienste hatten Interesse an schnelleren Modellen mit Blaulicht und Schutzschirm gezeigt. Die Entwicklung des Gerätes war schnell abgeschlossen, die 2041P erfolgreich mit etwas mehr als 500 km/h Spitze auf den großen Straßen Europas unterwegs. Eine Firma Steyr baute ein flugfähiges Militärmodell, ein Zweisitzer mit Schutzschirm, einem schweren Thermostrahler und einem Desintegrator in Flugrichtung als Aufklärer und zur Infanterieunterstützung.

Ebenfalls 2040 brachte die amerikanische Firma Harley-Davidson mit ähnlichen Überlegungen die Nuke - Glide auf den Markt. Ground speed max. 75 Meilen, man verzichtete auf jede Ablenkung des Luftwiderstandes, der Fahrer sollte das Gefühl der Fahrt mit jeder Faser fühlen können. Es folgten die Easy – Nuke, das ‚Choppermodell‘ mit vorverlegten Fußstützen, nach hinten gezogenen Steuerelementen, Rückenstützen und jeder Menge Chrom, die relativ unbekannt und optisch nicht sehr auffällige Police – Nuke mit Prallschirm und 200 Meilen Ground Speed, bis 500 Meter flugfähig, sowie die ungebremste Racer – Glide für die NASCAR. Letztere waren minimalistische Geräte, die ausschließlich für die Rennbahn gedacht waren und auch nur dort eingesetzt wurden. Nachdem das Grundmodell des Racer nicht mehr ohne strukturelle Probleme verändert werden konnte, bastelten die Rennfahrer und ihre Teams an den Verkleidungen. Genug, um windschlüpfrig und während der Fahrt lagestabil zu bleiben, so wenig wie möglich, um Gewicht zu sparen.

Nach einer Zeit der Flaute brachte diese Innovation wieder eine Menge Fans an die Rennstrecken. Viele murrten zu Beginn, ohne den Geruch von Benzin und das Heulen der Motoren, auf maximale Drehzahl beschleunigt, könne man das Rennen genau so gut im Trivid betrachten, wo auch noch jede Menge Nahaufnahmen und Bilder aus den Helmkameras gezeigt wurden. Nach und nach fanden sich aber doch alle wieder ein. Das Gefühl, wenn die Reiter – ein Begriff, der sich schnell in der Szene und auch außerhalb durchsetzte – in der langen Geraden des Daytona Beach-Kurses alles aus ihren Maschinen holten und die Überhöhung der Kurven bis zum Limit ausreizten, das Donnern und die Druckwelle der verdrängten Luft musste man fühlen. Endlich, knapp vor der drohenden Auflösung, schrieb die NASCAR wieder schwarze Zahlen und erholte sich rasant.

„Genau dort war es, Detectives. In der Kurve hat der Reiter irgendwie die Kontrolle über den Racer verloren und ist mit etwa 300 Sachen in den Steher gebrettert. Ungebremst!“ Rick ging etwas in die Hocke und visierte die Strecke an.

„Sollte es nicht Sicherheitsschirme geben, damit ein Racer nicht aus der Kurve fliegt?“

Der Fan nickte. „Sicher gibt es die, es ist vorher und nachher nie passiert, dass einer von der Bahn geflogen ist.“ Sam steckte die Hände in die Hosentasche und kickte einen Stein weg.

„Was hat doch der Polizeibericht gesagt? ‚Unerklärliche Fluktuation im Prallschirm, ausgelöst durch einen Defekt am Racer!‘ Da kann man nur noch verzweifeln!“ Akiri stand an der Rennstrecke und stemmte die Hände in die Hüften, musterte den Boden. Dann suchte sie den Generator für den Schirm, öffnete die Verkleidung.

„Nichts! Was soll man auch nach fünfzehn Jahren noch groß finden? Und wenn, ich würde es nicht erkennen. Ich hoffe, die Techniker haben damals genau hingesehen.“

„Ihre Freundin muss ganz fertig gewesen sein. Die ist doch knapp vorher noch bei ihr gestanden und dann ist sie weg gegangen. Wahrscheinlich wollte sie sich etwas zu trinken holen!“

„Eine Freundin?“ Sam lächelte den Fan an. Wie immer brachte seine Ausstrahlung Zeugen dazu, tief aus ihrem Unterbewusstsein noch unwichtig scheinende Informationen hervor zu kramen.

„Davon steht nicht ein Wort im Bericht!“

„Ich wollte es den Cops doch noch sagen, aber die haben nur von der Grünhaarigen mit den komischen Zähnen geredet und wollten nichts Anderes hören! So eine dunkle Schönheit mit roten Locken. Nichts für ungut, Detective, aber Menschen ihrer Hautfarbe haben wohl kein naturrotes Haar, oder? Die müssen gefärbt gewesen sein.“

„Nicht unbedingt, Sir.“ Rick zeigte ein dünnes Lächeln. „Da draußen im Weltall gibt es dunkelhäutige Menschen mit weißen und solche mit roten Haaren. Sogar mit natürlichen violetten, aber die haben eine blaue Hautfarbe.“

„Was es nicht gibt“, staunte der Racerfan. „Aber gut, solange sie uns leben lassen, wie wir sind, ist es mir egal! Wäre schön blöd, sich über eine Haut- oder Haarfarbe aufzuregen. War ein hübsches Ding. Hat ausgesehen wie diese eine Schauspielerin. Moment, ich hab's gleich. Bethany le Bojeur, nur eben mit roten Haaren. Und von den – äh, vom Busen könnte Bethany auch nur träumen. Also, wirkliche Riesendinger! War ja auch eine große Frau! So um die eins-achtzig, würde ich schätzen.“ Akiri war näher gekommen. „Wie stehen die Chancen für ein Phantombild?“

Sam lachte auf. „Nicht schlecht, wahrscheinlich. Bethany le Bojeur mit D- oder E- Körbchen und etwa 180 Zentimeter. Hat jemand einen Stift für sein Pad?“

„Hier! Ich wusste gar nicht, dass Du zeichnen kannst!“ wunderte sich Akiri, und Sam begann, mit schnellen Strichen ein Bild des Trivid-Stars abzuändern.

„Vier Jahre Kunstakademie, aber ich hätte mich für meinen Erfolg zu sehr verbiegen müssen. Jetzt male ich nur noch als Hobby!“

„Hier, die Ohren etwas größer“ Der Fan war begeistert, bei der Erstellung eines Steckbriefes zu helfen. „Der Mund voller. Die Augen – nein, kann ich nicht sagen, die hatte eine Sonnenbrille auf. Das Kinn etwas breiter, perfekt! He, nicht so viel, Detective. Also, so unnatürlich große Ti... Brüste hatte sie nun auch wieder nicht. Ja, das passt!“

„Also schön“ Sam speicherte das Bild. „Jetzt müssen wir die Lady nur noch finden!“

Rick betrachtete das Bild sehr intensiv. „Sir, erinnern Sie sich auch an das schwarze Mädchen, das damals verschwunden ist?“

„Sie meinen die junge Cochran? Na klar, schlimme Sache. Zuerst verschwindet sie, ein paar Tage später dann dieser Unfall, und dann findet man Mary ohne einen Faden am Körper. Armes Ding. Wer macht denn so etwas? Warum, glauben Sie, das hängt zusammen?“ Akiri kniff die Augen zusammen, beschattete die Augen mit der Hand und blickte nach Westen, weg vom Ozean.

„Schon möglich! Danke Sir!“ Der Mann ging, und Rick starrte immer noch auf das Bild.

„Fünfzehn Jahre...“

„Du denkst an eine Verknüpfung? Zeig mir das Bild bitte.“ Akiri studierte ihrerseits die Skizze.

„Na ja“, Sam Bold kratzte seinen Skalp. „Wenn er die Nachrichten so knapp hintereinander gesehen hat, ein gewisses Trauma durch den Anblick des Unfalls, keine Korrektur, weil niemand sonst darüber redet, die Ähnlichkeit mit einer dunkelhäutigen Schauspielerin... Ich denke doch!“ Akiri sprach es aus. „Wir suchen wahrscheinlich eine Weiße.“

„Vielleicht sogar eine mit Knochenplatten statt Rippen.“ Sam schüttelte die Haare aus und feixte.

„Wollt ihr mir nicht beweisen, dass ihr selber echte Rippen habt?“

„Bist wohl bei Carlos und Ryan in die Schule gegangen?“ Rick deutete eine Kopfnuss an.
„Hey, wer wollte mir denn eine Sonderpose schenken?“
Akiri und Rick sahen sich an. „Männer!“ sagten sie im Chor.

Rock'n'Roll, Baby!

September 2083

Reggy-System,

An Bord der HEPHAISTOS

Betty Grisholm röhre „I love rock`n`roll – so put another dime in the juke box baby!“ in das Mikrofon des ‚Rockland‘, hunderte Gäste grölten den Refrain des Rockhits von Joan Jett aus dem Jahr 1981 mit. Künstlicher Nebel wallte über die Bühne, die Bassgitarre dröhnte aus dem Verstärker, der Drummer legte ein Stakkato ein. Betty selbst, in knallenger Hose aus schwarzem Lederimitat und einem Top, das locker an zwei Spaghettiträgern hing, ging in die Hocke und bewegte lasziv das Becken. „And we`ll be movin` on - an` singin` the same old song! Yeah with me - singin`! I love rock`n`roll!“ Die Gäste des Rocklands hielt nichts mehr auf ihren Plätzen. Sie sprangen auf, johlten, piffen und jubelten der Sängerin zu, die mit beiden Händen den alten Rockergruß mit geballter Faust, kleiner und Zeigefinger gestreckt, zeigte, ehe sie sich mit einer Kusshand verabschiedete.

Ghoma drehte sich zur Bar um und nippte an ihrem Bier. Der harte Rhythmus, die ungebremsen, ungefilterten Emotionen der Anhänger dieser Musikrichtung gefielen ihr ausnehmend gut, die Auswahl an Getränken weniger. Die meisten Drinks mit Papierschirmen waren ihr zu süß, und warum man Fruchtsaft mit Alkohol ‚sex on the beach‘ oder ‚between the sheets‘ nannte, war und blieb ihr ein Rätsel. Vielleicht ein Code, den nur Insider kannten? Nun, es gab zumindest Bier, das bittere Pils mochte sie immer noch am liebsten.

Es war für sie manchmal wie ein Ausbruch aus einem Gefängnis, hierher zu kommen, vielleicht auch auf die Tanzfläche zu gehen und den Körper zur Musik zu bewegen. Großartige Regeln schien es bei dieser Tanzform nicht zu geben, solange die Bewegungen rhythmisch waren, wenn möglich auch ein wenig sinnlich. Mit all dem hatte Ghoma keine Probleme, es machte ihr durchaus großes Vergnügen. Nachdem sie durch Zufall von diesem Lokal gehört hatte, war sie zuerst skeptisch, dann mit wachsender Begeisterung hierher gekommen, jetzt zum dritten Mal. Die einzige Regel, die Ghoma bemerkte und die auch von den vier Ordnern durchgesetzt wurde, war die, dass sich niemand einer anderen Person aufdrängen durfte, ansonsten war scheinbar alles erlaubt.

Auf der Bühne war mittlerweile ein kleines dürres Männchen erschienen, das wie ein geölter Blitz von einer Seite zur anderen fegte und „But is all right, I`m Jumpin` Jack flash - it`s a gas, gas, gas“ sang. Nun, Betty konnte Joan Jett durchaus das Wasser reichen, doch bei dieser Nummer fehlte viel zu Mick Jagger, auch der Gitarrist kam an einen Keith Richards nicht wirklich heran. So zumindest lautete die Meinung von dem Mann neben Goma, und sein Freund meinte, der Knabe hätte sich die Latte verdammt noch mal zu hoch gelegt. Die Stones konnte man nicht so leicht wiedergeben. Trotzdem betrachtete Ghoma diesen Besuch als gelungenen Abend, und sie war mehr denn je entschlossen, diesen Musikclub wieder zu besuchen.

Eben als sie gehen wollte und sich von ihren Nachbarn verabschiedet hatte, röhren die Verstärker noch einmal auf. „Make his fight on an early day – Constant chill deep inside!“ Ghomas Kopf fuhr in die Höhe, einen derartigen Text hatte sie nicht erwartet. Blut wallte heiß durch ihre Adern. „For whom the bells toll – times marches on!“ Der Rhythmus schoss ihr direkt in alle Glieder, brachte sie innerlich zum Beben, fuhr direkt in ihren Unterleib.

„Wer - wer war das?“ Sie drehte sich schwer atmend zu ihren Nachbarn um, einer lächelte sie an. „Die Band hieß Metallica!“ Oh ja, das war definitiv nicht ihr letzter Besuch hier!

Das ‚Rockland‘ lag in der unteren Etage des Strips, ein großer Saal, an dessen einem Ende eine große Bühne aufgebaut war. Links und rechts auf erhöhtem Terrain lagen sich zwei lange Bars gegenüber, dazwischen eine metallene Tanzfläche. Hoch oben waren die Scheinwerfer angebracht, auf der Bühne konnte ein furioses Spektakel mit Licht und Kunstnebel gezeigt werden, die Möglichkeiten der Lasershows schienen beinahe grenzenlos zu sein. Trotz modernster Technik hatte der Betreiber riesige, alte akustische Lautsprecher aufgestellt.

„Die elektronischen klingen doch alle flach und stumpf“, sagte er all jenen, die ihn zu einer Modernisierung überreden wollten. Und so blieben die uralten Riesenboxen eben unter der Decke. An den Wänden hingen Poster der alten, legendären Lokale und Studios, in denen der Rock'n'Roll geboren wurde, an prominenter Stelle die ‚Sun Studios‘ in Memphis, Tennessee, und einige Gibson-Gitarren mit persönlichen Autogrammen. T-Shirts von allen Hard-Rock-Cafés auf der ganzen Welt waren ebenso zu sehen wie Shirts mit den Gesichtern der großen Bands.

Tische und Stühle gab es nur in den vier Nebenräumen, in dreien war die Band über einen großen Bildschirm zu sehen, der Ton etwas leiser als in der Live-Halle. Zu essen gab es wenig Auswahl, große belegte Brote mit Speck, Ei oder Hartkäse, keine warmen Speisen. Die Getränke an den Bars waren Longdrinks oder Bier, Shots wurden nicht gerne gesehen. In den Nebenräumen kam noch Wein dazu, sowohl von Terra als auch von arkonidischen Kolonialwelten. Wer die Bierkarte des dritten Nebenraumes nicht gelesen hatte, glaubte nicht, woraus Bier zu brauen war. Selbst Maisbier aus den USA war zu bekommen, fand allerdings kaum Fans. Das derzeit angesagteste war ‚Springerbier‘, leider hatte der Betreiber nicht das beste bekommen, der Name allein sorgte allerdings für Umsatz. Der vierte Raum war in kleine Separees unterteilt, die Musik noch leiser. Hier konnte man sich etwas zurück ziehen, um sich zu unterhalten oder jemand, mit dem man eben getanzt hatte, vielleicht näher kennen lernen.

Ghoma beschloss, den Abend im Quetzal zu beenden. Das Laufband brachte sie rasch an die richtige Stelle, mit einer Rampe erreichte sie die oberste zugängliche Ebene der HEPHAISTOS. Ein halbes Dutzend Feuer beleuchteten den langen Strandbereich mit flackerndem Licht, viele Leute saßen mit Bierflaschen herum, und um die offiziellen Grillstellen hatten sich jede Menge Menschen versammelt, die darauf warteten, dass ihr Essen gar wurde. An einer Stelle hatten sich Personen um eine Gruppe versammelt, die ihre ‚Steeldrums‘ bearbeiteten und Reggae spielten. Kristallklaren und coolen Bob Marley. ‚There was a Buffalo Soldier – in the heart of america – stolen from africa – brought to america – fighting on arrival – fighting to survival‘ sang die Gruppe im Chor.

So etwas ähnliches kannte auch Ghoma. Eine Sippe hatte vor einiger Zeit auf einem primitiven Planeten mit etwa 1,3 der Standardgravitation pubertierende Heranwachsende entführt, gebrochen und gedrillt, um sie dann in einem Konflikt zweier Welten an beide Seiten als Infanteristen zu vermieten. Bei den Söldnern waren die Urinstinkte durchgebrochen, von keiner Empathie, Mitleid oder anderen positiven Gefühlen gebremst. Das Leid auf beiden Seiten war

enorm gewesen. Hemghat hatte solche ‚Geschäfte‘ immer abgelehnt, auch wenn sie gutes Geld bringen sollten, und Ghoma konnte dem nur zustimmen. Man musste nicht unbedingt andere Intelligenzwesen zerstören und versklaven, um gut leben zu können.

Wenn die Steeldrums gerade nicht spielten, wehten von weiter weg am Strand die Töne eines Saxophons, einzelne Klänge einer bittersüßen Melodie herüber. Man konnte sich darauf verlassen, irgend jemand spielte und sang immer am Strand, einfach zum Spaß oder für Freunde, wem es nicht gefiel, der ging weiter, bis er das richtige fand. Oder er wartete, niemand spielte für lange, das ungeschriebene Gesetz sah maximal eine Stunde vor, wenn viele Zuhörer eine Zugabe verlangten, noch eine halbe mehr, dann musste jemand anderer seine Gelegenheit bekommen. „Es sind nur Hologramme, Schätzchen, diese Riesenfeuer.“ Boris stelle Ghoma, die diese flackernden riesigen Holzstöße bewundert hatte, eine Schale Trinkschokolade mit Chili auf den Tresen. „Schönen Abend gehabt?“

Sie schlürfte einen Schluck den heißen Gebräus. „Danke, Boris, das hatte ich. Bin zwar noch ein wenig schwerhörig, aber das legt sich wieder.“ Boris winkte graziös ab, legte den Zeigefinger an die Wange, die anderen Finger unter das Kinn und schüttelte das Haupt, seine kunstvoll gelegte Frisur wippte, ehe sie wieder in die perfekte Lage fand.

„Also mich brächten keine Raumfähren in das ‚Rockland‘, Schätzchen! Das ist doch viel zu wild und zu laut!“ Ghoma grinste den Chocolatier an.

„Ein Glück, dass wir unterschiedliche Geschmäcker haben.“

„Aber hallo, Schätzchen! Da spricht die pure Weisheit aus Dir. Hallo, Karin! Was darf es sein?“

„Heiß und süß, Boris. Mit ein wenig Rum. Und Schlagsahne obenauf! Vielleicht noch ein paar von den Streuseln, wenn Du hast.“ Karin Adler rieb sich das Gesicht.

„Das solltest Du lassen, Süße. Das gibt Falten!“, flüsterte Boris. „Und zerstört das Make-up!“

„Danke für den Tipp. Du bist ein Schatz, Boris. Gott, bin ich heute müde! Aber immerhin, Feierabend! Hast Du auch noch etwas von Deiner Schwarzwälder Kirschtorte? Ein großes Stück! Mit...“

„Mit Sahne, Süße, na klar.“ Boris lächelte über das ganze schmale Gesicht. „Und Kakaostreuseln. Ich stelle Dir den Streuer gleich hierher, Sahne gibt es auch noch.“

„Mein Retter in der Not!“ Karin ergriff die Kuchengabel, mit dem Ausdruck reiner Glückseligkeit im Gesicht begann sie zu essen.

Ghoma betrachtete die Frau mit einem gewissen Respekt. Schlank, bei dieser Kalorienzufuhr? Wie viel Sport musste hinter dieser Figur stecken.

„Ich verbrenne schnell!“ sagte Karin, ohne aufzusehen.

„Entschuldigen Sie, ich wollte nicht aufdringlich sein.“ Ghoma wollte sich abwenden, doch Karin sah Sie jetzt direkt an.

„Schon gut! Man gewöhnt sich an die Frage. Karin Adler!“ Sie hielt der Riesin ihre Hand hin.

„Ghoma! Aus der Sippe der Hemghat. Es ... freut mich, sie kennenzulernen.“

„Schönen Abend noch.“ Karin verspeiste ihre Torte fertig und ging.

„Nette Frau!“ Boris winkte ihr hinterher. „Sie leitet das Polizeibüro am Strip.“

*

Hektisch summte der Melder an der Tür zu Tana Starlights Suite.

„Mama! Du musst mir... Oh!“ Reginald stürmte in das Zimmer und verstummte, als er Christian sah. „Entschuldigen Sie, ich wusste nicht, dass Mutter Besuch hat.“

„Sie ist im Badezimmer, Reginald. Nimm doch einstweilen Platz. Einen Saft?“ Der Pianist musste sich eine genaue Musterung durch Reginald gefallen lassen.

„Sie sind der neue Freund meiner Mutter?“

„Der bin ich. Hoffentlich hast Du nichts dagegen? Ich bin Chris, sag einfach Du zu mir.“

„Na schön, Chris. Ist es nicht egal, ob ich etwas dagegen habe? Nein, das kam jetzt schlecht. Ich wollte sagen, dass Mutter eine erwachsene Frau ist, und... ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll! Ich hoffe, sie ist glücklich! Verdammt! Wenn Du ihr erzählst, dass ich das gesagt habe, dann...“

„Zu spät, mein kleiner Schatz! Deine Mutter hat gute Ohren.“ Victoria kam ins Zimmer und band sich den Gürtel des Bademantels zu. „Zum Glück, sonst hättest Du noch Deine Mutter ohne Wäsche gesehen.“ Sie lächelte süffisant.

„MAMA! Das ist – ich will da gar nicht daran denken!“

Victoria grinste ihren Sohn breit an. „Ich liebe Dich auch, Reginald.“ Der junge Mann stöhnte.

„Verraten und verkauft vom eigenen Mundwerk! Wer soll mir denn jetzt noch glauben, dass ich total Eis bin?“

Christian lachte. „Wir sagen es nicht weiter, und Deine Mutter wird sich in der Öffentlichkeit weiter so verhalten wie bisher!“

„Was mich zu der Frage bringt,“ Tana goss sich ein Glas Saft ein. „Was bringt meinen Sohn um diese Uhrzeit zu mir?“ Sie reichte auch ihrem Sohn ein Glas, der spielte damit herum.

„Du und Dad, wart ihr einmal auf einem Ball? Hat er Dich gefragt?“, brach es endlich heraus.

„Ja und ja, Reginald. Was ist los, weißt Du nicht, wie Du deine Freundin fragen sollst?“

„Das habe ich doch schon“, platzte es aus Reginald heraus. „Und sie hat JA gesagt! Was soll ich denn jetzt machen!“

„Zum Friseur gehen, einen Anzug kaufen und tanzen lernen!“

„TANZEN? Die Sache ist ja noch schlimmer, als ich dachte! Wenn mich jemand von meinen Intis in der Tanzschule sieht?“

„Dann siehst Du ihn doch auch!“ Tana lächelte. „Keine Sorge, wir kriegen das hin!“

„Wie hast Du Dad eigentlich dazu gebracht, in die Tanzschule zu gehen?“ So ganz überzeugt war Reginald nicht.

„Ich habe ihm gesagt, dass Tanzen der erste Schritt ist. Es gibt nicht mehr, bis er tanzt.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Offensichtlich hat ihm der erste Kuss so gut geschmeckt, dass er mehr wollte.“

„Und Du Chris?“ Christian lehnte sich vor.

„Ich habe freiwillig Tanzen gelernt, Reginald. Die schönsten Mädchen waren nun mal in der Tanzschule. Und dann habe ich auch noch mit Klavier zu spielen angefangen – und die tollste Frau des Universums damit umgarnt.“

„So? Mit wem betrügst Du mich denn?“, schimpfte Tana lachend und schlug spielerisch mit einem Sofakissen nach Chris, während Reginald schnell weg sah.

„Warte, Reginald, ich zeige Dir etwas.“ Sie griff zu ihrem Pad und rief eine Fotodatei auf. „Das waren Dein Vater und ich bei unserem Ball.“

Die Augen wurden Reginald groß. „Was hat denn mein Vater da an? Muss ich auch so einen unmöglichen Anzug tragen? Dazu dieses Ding um seinen Hals! Schnürt das nicht fürchterlich ein? Da bekommt man schon vom hinsehen Atemnot! Und bei Dir, Mama! Da sieht man ja bei dem Oberteil fast durch! Man kann – na, du weißt schon was – erkennen!“ Unauffällig biss Christian in den Knöchel seines Zeigefingers, um seiner Erregung Herr zu werden, seine Phantasie machte gerade Überstunden.

„Das war doch der Sinn des Stoffes, Reginald. Auch bei der Hose sollte man durchaus etwas sehen, nicht nur erahnen. Schau nicht so entsetzt. Ich hatte natürlich etwas darunter.“ Tana zögerte überlegend, dann sprach sie es doch aus. „Einen schwarzen String!“ Christian biss fester zu. „Damals waren wir alle ein wenig freizügiger, wir fanden toll, nicht nur zu zeigen, was wir haben, sondern es noch extra zu betonen. Für ganz kurze Zeit, dann wurde die Welt wieder ‚spießig‘. Ein wenig schade finde ich das immer noch, aber vielleicht kommt wieder eine lockere Frauenmode. Und auch für Männer.“

Reginald trank rasch noch einen Schluck von seinem Saft, seine Mutter mit freizügiger, figurbetonender Kleidung? Brr! FKK war etwas anderes, dort sah niemand hin, das Aussehen war den Leuten egal. Aber Mode? Vielleicht musste dann auch er... schnell an etwas anderes denken, ehe er rot wurde. Oder sein Interesse an Marie France zu sichtbar, wenn er sich diese Ballkleidung an ihr vorstellte! Wäre das peinlich!

„Na schön. Also Tanzschule! Und welchen Anzug? Doch nicht Papas Antiquität mir diesem Ding um seinen Hals.“

„Das war eine Fliege, Reginald. Nein, dieser Halsschmuck ist derzeit absolut out. Vielleicht ein weißer Anzug, dazu ein schwarzes Hemd?“

„Out, Tana, aber so was von out! Das war vor mehr als hundert Jahren! Na gut, ich trag das manchmal für Auftritte, aber es ist so was von totalem Retro!“ Christian mischte sich in das Gespräch. „Petrolfarbenes Hemd und Hose, dazu ein ledernes Jackett in beige, und die Schuhe in der gleichen Farbe wie die Jacke.“

Tana wandte sich um, stemmte die Fäuste in die Hüften. „Da hat mich wohl gerade jemand eine überalterte unmoderne Ziege genannt! Behauptest Du, ich hätte keinen Geschmack?“ Sie stach mit ihren Zeigefinger gegen Christians Brust. „Überleg‘ Dir die Antwort gut, alles was Du sagst, kann und wird gegen Dich verwendet werden. Später!“

„Äh, ich verweigere die Aussage, mit der ich mich selbst belasten könnte?“ Reginald verdrehte die Augen, während Tana und Chris in Gelächter ausbrachen. ‚Erwachsenenhumor‘, stand deutlich in seinem Gesicht geschrieben, ‚muss man nicht verstehen.‘

„Ich würde ja anbieten, mit Dir einen Anzug kaufen zu gehen!“ Bei Tanas Worten gefror das Gesicht ihres Sohnes. „Aber, das willst Du ganz bestimmt nicht. Wenn jemand von Deinen Freunden das sähe!“ Reginald atmete auf, soviel Einsicht hatte er gar nicht erwartet. „Am besten wird sein, ich bestelle für morgen Abend, so um 17.00, Giorgio hierher. Mit Stoffmustern und allem, er soll Maß nehmen. Ihm kannst Du vertrauen, wenn mein Geschmack nicht passend ist.“

„Danke, Ma! Du bist die Beste.“ Er stand auf und drückte Tana rasch ein Küsschen auf die Wange, schreckte gleich wieder zurück.

„Es hat ja niemand gesehen, Reginald.“ beruhigte ihn Tana. „In der Öffentlichkeit musst Du ja nicht.“

„Bis morgen, Mama.“

Tana sah ihrem Sohn lächelnd nach. „Na so etwas! Da wird ja noch etwas aus Junior!“

„Äh, diesen String!“ Chris räusperte sich. „Hast Du den eigentlich noch?“ Tana ging zur Schlafzimmertür, knapp davor ließ sie ihren Bademantel zu Boden gleiten, sah über die Schulter zurück. „Lohnt es sich, ihn jetzt noch anzuziehen, bevor er wieder weg muss?“ Sie klatschte mit der Hand auf ihr Gesäß, lächelte sinnlich und klimperte mit den Wimpern. „Aber ich verspreche Dir, irgendwann einmal darfst Du ihn mir ausziehen. Und die weiße Hose darüber auch. Kommst Du jetzt mit?“

*

Solares System New York

Eine Hitzewelle hielt den mittleren Osten der USA in Atem. Es schien schon wieder ein heißer Tag in den Straßenschluchten Manhattans zu werden, die Sonne brannte schon morgens vom wolkenlosen Himmel, seit Wochen wartete man sehnsüchtig auf Abkühlung. Die Bewohner der Stadt flüchteten von einem klimatisierten Bereich in den nächsten, die Straßen waren wie immer überfüllt, man konnte das Geräusch der Hupen und Sirenen jetzt, zu Ende des 21. Jahrhunderts, noch deutlicher als früher vernehmen. Endlich waren die Verbrennungsmotoren endgültig verschwunden, Gravmotoren machten deutlich weniger Geräusche, die ständige Hintergrundmusik tausender Motoren war einem leisen Summen gewichen.

Ein Gesetz verbot im Gebiet Manhattans den Einsatz der Schwebler oberhalb des Bodenniveaus, nachdem das historische Chrysler Building durch einen besonders dummen und rücksichtslosen Piloten 2038 einen in die Millionen gehenden Schaden genommen hatte, der durch keine Versicherung gedeckt war. Außerdem mussten Experten zu Rate gezogen werden, die wunderschöne Art Deco Fassade sollte bis ins Detail wieder rekonstruiert werden. Eine teure und aufwendige Angelegenheit. Nur die Einsatzfahrzeuge von Polizei, Rettung und Feuerwehr hatten eine Flugerlaubnis, selbst das Secret Service musste Flüge erst anmelden, wenn der Präsident der USA seine Heimatstadt besuchen und die Straßen verlassen wollte. Ab 2039 wurden von den Behörden weltweit nur noch Gleiter mit einer maximalen Schwebhöhe von 40 Zentimetern für Privatpersonen zugelassen, ältere Modelle mussten mit einem Höhenbegrenzer nachgerüstet werden. Mit Ausnahmen von ‚Kleinbussen zur gewerbsmäßigen Personenbeförderung‘, die wiederum streng überwachte Routen einzuhalten hatten. Ein Verkehrschaos ganz eigener Art wurde damit abgewendet.

Es war für die GCC eines der ersten Großbauprojekte geworden, als die Bürgermeisterin in den späten Dreißigern den Ausbau der Metro und der Versorgungsnetze unter Manhattan in Auftrag gab. Endlich konnte dank der arkonidischen Technologie die Ver- und Entsorgung von Wasser und Fäkalien für Zuwachs geplant gebaut werden, statt mit Stückwerken den Einwohnerzahlen hinterher zu hinken. Das Datum der Eröffnung wurde zum Feiertag erklärt, und zumindest die Beamten der Stadtwerke feierten ihn als ‚Madeline Goldsteen Day‘ jedes Jahr mit einem Umzug über den Avenue of the Americas, der 6th vom Central Park südwärts, die 45th Street nach Westen über den Times Square bis zum Intrepid Museum. Liebevoll restauriert lag der alte Flugzeugträger noch immer hier vor Anker, der Pier davor war vergrößert worden, ein Marslander der Stardustklasse stand neben der Concorde und war von außen und innen zu besichtigen.

Seltsamerweise hatte die Liquivital – Krise in dieser Stadt weniger starke Auswirkungen als im Vergleich zum Rest der USA. Obwohl die Bevölkerungsdichte bei weitem die Höchste im Land war, kam es zu erfreulich wenig bemerkbaren Ausschreitungen. Die Partyszene wurde noch um einiges wilder und exzessiver, als sie es ohnehin schon war, es wurden etwas mehr Schlägereien gemeldet, aber das Leben funktionierte nach einigen schlimmen Tagen wieder einigermaßen normal. So normal, wie es in einer Stadt wie New York überhaupt möglich war, einer Stadt, die niemals schläft.

Mabel Villeneuve ging selbstbewusst mit klappernden Absätzen hüftschwingend über die 5th Avenue. Eigentlich war das Tragen hoher Stöckelschuhe in der Stadt New York verboten, doch dieses Gesetz diente nur zur Abweisung von Klagen auf Schadensersatz bei Knochenbrüchen und Verstauchungen aufgrund des alten Straßenpflasters, das immer noch so auf so mancher Straße Manhattans verlegt war. Es wurde nie exekutiert. Die Stadt wollte sich nur nicht mehr verklagen lassen, das Pflaster stand unter dem Schutz eines UNESCO – Kulturerbes. Wie aber hätten es Mabel oder eine andere der New Yorkerinnen ohne diese Absätze denn geschafft, ihre Hüften derart schwingen zu lassen? Sie liebte es, die Blicke der Männer auf ihre ausladende Oberweite mit Körbchen ‚E‘ und ihr rundes Gesäß zu lenken, betonte beides durch Kleidung und Bewegung, in diesem Fall durch einen engen, blauen Rock und eine weiße Bluse mit Spitzenbesatz, welche einen großen Ausschnitt aufwies, der tiefe Einblicke bot. Die Knöpfe dieser Bluse waren auf das Äußerste belastet, die schwarzen Dessous schimmerten leicht durch den hellen Stoff und forderten zur Beachtung auf. Sie wusste, von den Passanten, die ihr jetzt begegneten, wäre keiner in der Lage gewesen, der Polizei eine halbwegs brauchbare Beschreibung ihrer Person zu liefern. Dabei war ihr Gesicht ziemlich hübsch, man sagte ihr manchmal, sie sähe einer Schauspielerin ähnlich. Aber sie lenkte die Aufmerksamkeit der Menschen lieber auf ihre herausragenden Attribute, durchaus mit Erfolg.

Das Ziel der rothaarigen Frau war ihre Arbeitsstelle in einem der Hochhäuser, einem älteren Nebengebäude des Rockefeller Center, wo sie für Rechtsanwälte Recherchen betrieb. Sie und ihre acht Mitarbeiter wurden, seit sie das Büro vor etwa zehn Jahren eröffnet hatte, bei immer heikleren Fällen kontaktiert, um Hintergrundinformationen über eine der am Prozess beteiligten Personen zu beschaffen. Manchmal auch über den einen oder anderen Richter oder die Geschworenen. Man konnte also durchaus sagen, dass Mabel ihren Finger am Puls der Metropole hatte, selbst aus den Rechnern der Polizei hatte sie bereits Informationen erhalten. Nur in das Netzwerk des TBI einzudringen war ihr noch nicht gelungen. So entging es ihr, dass weltweit alle Fotos von Personen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr aufwiesen, abgerufen und in den TBI-Rechnern analysiert wurden. Man prüfte Geburtsregister, Schulakten, Universitäten – alle Stationen, welche von den Frauen, auf welche die Beschreibung eines Racerfans in Daytona zutraf, in ihrem Leben durchlaufen wurden. Selbst Bethany le Bojeur wurde insgeheim untersucht, eine DNA – Probe zu erhalten war bei dieser exaltierten Person kein Problem. Wie erwartet war das Ergebnis unauffällig.

Gute Fälscher beschränkten sich nicht darauf, nur Dokumente herzustellen, sie hackten sich auch in Geburtsregister und Schulcomputer, in Taufbücher und sogar in das Sozialversicherungssystem, so eines vorhanden war, und legten dort die entsprechenden Eintragungen ab. Sehr Gute arbeiteten so geschickt, dass selbst forensische Computernerds ihre Probleme hatten, die nachträglich eingefügten Daten von den echten zu unterscheiden. Richtige Spezialisten – es war unmöglich, hier etwas heraus zu finden. Doch richtige Spezialisten waren schon immer selten, teuer und arbeiteten nicht für Jedermann. Das TBI jedoch hatte einen verpflichteten Können, der lieber auf der richtigen Seite des Gesetzes stand.

„Es gibt immer einen, der irgendwann besser ist, als man selber!“, pflegte er zu sagen. „Und wenn ich dem eines Tages begegne, möchte ich nachher nicht in den Knast“.

Einige Lebensläufe wiesen Lücken auf – durchaus möglich in einem Land ohne Meldepflicht wie den USA. Auch in Afrika und Südamerika waren lückenlose Dokumentationen der Leben sehr selten zu finden, doch im Buschland der Serengeti, fernab jeder technologischen Zivilisation oder

in den Urwäldern des Amazonas vermutete selbst das misstrauische TBI keine Schläfer. In Europa und Asien jedoch war durch die Meldepflicht der Weg eines Individuums durch die Behörden durchaus nachvollziehbar.

Die Prozessorkerne der Starlight 2580er Rechner in der TBI - Zentrale in New York liefen im Dauereinsatz, Peta- um Petabyte wurde durchgerechnet, summierten sich zu Exabytes. Rasch waren rund die Hälfte ausgesiebt gewesen, derzeit ging man von einer Frau aus. Mehr und immer mehr Datensätze kamen auf die ‚Unwahrscheinlich - Liste‘, das Netz wurde engmaschiger, nur wenige Namen blieben nach wenigen Stunden über. Das TBI überprüfte Phones und Pads, entschlüsselte und analysierte die Nachrichten und Telefonate der Verdächtigen, entsandte dann seine Agenten, um im Falle vor Ort präsent zu sein, eine letzte Überprüfung konnte doch nur von Menschen vorgenommen werden. Major Akamoku Akiri und ihr Team sparten die Flugtickets. Ihr Ziel war in New York, direkt vor der Haustür des TBI, in Manhattan. Von all dem bekam Mabel Villeneuve nicht das Geringste mit, aber ihr Name stand ganz oben auf einer sehr kurzen Liste.

Mabel betrat das Nebengebäude des Rockefeller Center wie immer durch den Eingang auf der 5th Avenue und wollte dem Portier, ebenfalls wie immer, zunicken, doch der war eifrig an seinem Pad beschäftigt. Vor seiner Loge stand ein vierschrötiger Mann mit langem blonden Haar, der sich bei ihrem Eintreten nach ihr umsah. Kurz blickte er in ihr Gesicht, dann schweifte sein Blick tiefer, ein beifälliges Grinsen huschte kurz über seine Züge, dann wandte er sich wieder dem jungen Mann in der Pförtnerloge zu.

„Sie sind ganz sicher, dass Mister Wong nicht hier in diesem Haus angestellt ist?“

„Sir, ich habe alle Eintragungen durchgesehen, es gibt nicht einmal jemand, der einen Mister Wong als Verwandten oder Bürgen angegeben hat!“

„Aber das ist das alte Rockefeller Center, oder?“

„Das ist es, Sir!“

Enttäuscht klopfte der Mann zweimal auf die Theke. „Na schön. Danke! Ist ja nicht Ihre Schuld“, schob er dem Portier einen Schein zu.

„Danke, Sir. Vielleicht versuchen Sie es im Godiva Café? Das liegt hier im Center, im Hauptgebäude, und wird von Damen und Herren geschätzt, um sich zu ersten Vorbesprechungen zu treffen.“

„Nochmal Danke!“ Wieder traf der Blick des Mannes auf Mabel, die näher gekommen war, dieses Mal vielleicht nicht unabsichtlich, der Blick in den Ausschnitt war nicht nur flüchtig.

„Miss Villeneuve, guten Tag. Ihre Post, bitte. Das Paket lasse ich dann hinaufbringen?“

„Danke, Charles. Ihnen auch einen schönen Tag! Darf ich?“

„Ich, ich bitte um Verzeihung, Ma'am! Bitte entschuldigen Sie, Ma'am“ Sam Bold schaffte es auf Kommando, rot zu werden. „Ich wollte nicht zudringlich sein!“

„Schon gut, junger Mann, was in der Auslage liegt, darf angesehen werden. Aber jetzt würde ich gerne vorbei. An Ihnen. Dort nach hinten.“ Sie wies amüsiert lächelnd auf die Lifts. „Dieses alte Gemäuer hat noch einen engen Flur. Gemütlich, aber sie stehen im Weg und ich müsste mein Büro öffnen!“

„Natürlich!“ Sam Bold spielte das Landei in der großen Stadt hervorragend. „Darf ich Ihnen irgendwie helfen?“ Er lief voran und drückte auf den Liftknopf. Mabel lachte.

„Ein Südstaatenkavalier, Ihrer Aussprache nach!“

„Vicksburg, Mississippi, Ma'am.“

„Mhm!“ Mabel sah kurz auf die Anzeige des Lifts, dann drehte sie sich noch einmal zu Sam um.

„Haben Sie zu Mittag schon etwas vor, Mister?“

„Bold, Ma'am, Samuel Bold. Nein, Ma'am!“

„Na schön. Ich werde genau 10 Minuten nach zwei Uhr Nachmittag durch diese Türe da vorne Essen gehen. Wenn Sie mich begleiten wollen, müssen Sie pünktlich sein, Sam.“ Ein Klingeln signalisierte die Ankunft des Liftes, aus dem eine großgewachsene dunkelhäutige Frau stieg und, ohne sich weiter umzusehen, das Haus verließ. Kurze Zeit später folgte ihr Sam. Rick Kenda setzte ihre Sonnenbrille auf.

„Hast Du sie einwickeln können, Südstaatenboy?“

„Nein, Ma'am!“ Bold deutete einen Handkuss an. „Besser. Sie hat mich eingewickelt!“

„Voller Einsatz, Sam! Respekt“, grinste Kenda, Sam schmunzelte.

„Was bringt man der Heimat nicht alles an Opfer!“

„Tapferes Baby, soll Mami Dich trösten?“

Jetzt setzte auch Bold die Sonnenbrille auf und grinste. „Zu spät! Jetzt ist zuerst mal Miss Atombussen dran!“

„Tja, ich habe es dir ja gesagt! Ordentlich gekleidet landet besser!“

Es kostete Mabel viel Mühe, ihr Lächeln weiterhin natürlich wirken zu lassen, ihr Verstand arbeitete auf Hochtouren. Dieser Sam Bold hatte seine Rolle nicht schlecht gespielt, aber dem Mann hatte man ‚COP‘ quer über die Visage gestempelt, die abgewetzte Stelle am Gürtel, wo üblicherweise eine Dienstmarke befestigt war, die Stelle an der Jacke, wo seine Waffe bereits Spuren hinterlassen hatte, der Umstand, dass er bei dieser Hitze überhaupt eine Jacke trug. Kleinigkeiten, die sich summierten. Aber von welcher Dienststelle? NYPD wahrscheinlich nicht, sie hatte vor drei Jahren eine heimliche Affaire mit einem hochrangigen Vertreter der Behörde begonnen, dessen Vorlieben nicht alle von seiner Frau geteilt wurden. Er hätte sie über eine Observation seiner Behörde sicher informiert. Wenn – er es erfuhr, vielleicht hatte das NYPD einen Verdacht? Die State Police des Bundestaates New York war für die City nicht zuständig. FBI? Ein nationaler Geheimdienst? Oder war das TBI ihr schon auf den Fersen?

Nun, als erfahrene Frau von etwas über hundert Jahren hatte sie jedenfalls schnell erkannt, worauf der Cop hinaus wollte und den Spieß einfach umgedreht. Vielleicht konnte sie bei einem Mittagessen ein wenig mehr aus dem Mann heraus holen. Wenn es sein musste, mit vollem Körpereinsatz, nach einem Abendessen mit einigen Gläsern Wein und ein wenig Whisky. Männer wurden hinterher oft sentimental oder plauderten im Schlaf, das Lächeln auf Mabels Lippen wurde wieder entspannter. Wenn man nicht zimperlich war, konnte man verdammt viel erfahren, und Mabel war nicht zimperlich, sie genoss das Spiel in vollen Zügen. Wieder ganz die Mabel, die jeder kannte, holte sie ihren Schlüssel aus der Handtasche und öffnete ihr Büro. In etwa zehn Minuten würden ihre Angestellten kommen, sie hatte also noch Zeit, ihre Snail-Mail durchzugehen.

‚Top of the rock‘ nannte man das Dach des ‚Comcast Buildings‘, mit 70 Stockwerken das höchste Gebäude des Rockefeller Center. Dort war seit Jahrzehnten eine Aussichtsplattform geöffnet, die einen grandiosen Blick über ‚the big apple‘ bot. Die meisten Besucher zogen diese Aussicht der des ‚Empire State Buildings‘ vor, spitze Zungen meinten gar, die Plattform des ‚Empire State‘ hätte nur einen einzigen Vorteil – man müsse das Gebäude von dort nicht sehen. Welcher Fraktion sie auch immer angehören sollten, die Spezialisten, die von der Verwaltung des Gebäudes nach der Vorweis eines TBI – Ausweises auf eine Terrasse unterhalb der Aussichtsplattform gelassen wurden, hatten heute kein Interesse an dem spektakulären Fernblick, sondern nur an den Fenstern des Gebäudes schräg unter ihnen. Genauer gesagt, an den Fenstern eines Büros.

Antennen für jede nur erdenkliche Wellenlänge waren installiert worden, jede Strombewegung in egal welchem Draht oder Kabel wurde aufgezeichnet. Der Chef der Einheit hatte zu Major Akamoku schief grinsend gesagt

„Wenn sie mit einem Kunden über ihr Festnetz telefoniert und der einen Furz lässt, sollten Sie sich die Nase zuhalten!“ Akiri hatte nur lächelnd genickt, sie hatte keine schlechtere Arbeit erwartet.

„Kein elektromagnetisches Signal, egal welcher Frequenz, verlässt das Gebäude, ohne bemerkt und aufgezeichnet zu werden, die Mikrophone und Kameras sämtlicher Phones, Pads und Rechner, die wir orten konnten, sind online und werden mitgeschnitten. Wir laden eben Kopien ihrer Speicherinhalte, bisher keine Auffälligkeiten.“ Wieder hatte Akiri genickt, Standardverfahren bei Fällen wie diesem. „Die Fenster sind unter ständiger Beobachtung, wenn sie einmal auch nur ein winziges optisches Signal gibt, wissen wir Bescheid. Wenn aber das Warnsignal darin besteht, dass sie nicht winkt, sind wir machtlos, Major! Wir achten auch darauf, ob von irgendwoher mit einem Laser eine akustische Überwachung des Büros erfolgt.“

„Danke, Commander Moore. Hervorragende Arbeit, sie werden dem guten Ruf ihrer Einheit mehr als gerecht.“

„Wir können den Eingang in der 5th Avenue und den in 47th Street ins Visier nehmen, Ma'am. Ebenso die Fenster.“

„Danke, Leutnant. Bitte warten Sie ab!“ Fünf Scharfschützen waren in Stellung gegangen, warteten neben ihren Gewehren auf einen eventuellen Einsatz. Kenda und Bold betraten die Terrasse und traten zu der Gruppe.

„Hey, Bold, wenn dir der Einsatz zu steil wird, darf ich dann einspringen? Leute, seht Euch das an! Bold, du Glückspilz, wenn du da...“

„Mäßigen Sie Ihre Worte, Agent Mow! Vielleicht ist diese Person eine feindliche Agentin, aber sie ist auf jeden Fall eine Frau und hat wie jede und jeder andere Anspruch auf Respekt.“ Commander Moore ging mit dem vorlauten Agent hart ins Gericht, sein Tonfall besagte, dass ein dickes Ende noch nicht ausgeschlossen war. „Ich werde es dieses Mal bei einer inoffiziellen Verwarnung belassen. Sind wir uns einig?“

„Ja, Sir!“

„Dann wieder an die Arbeit und beneiden Sie Captain Bold gefälligst lautlos.“

„Was machst Du, wenn Sie nichts unternimmt, Sam?“ Akiri betrachtete die Bildschirme, die Alltagsleben des Büros zeigten. Bold zuckte mit der Schulter.

„Mit dem Feind etwas essen gehen, was sonst?“

„Und wenn uns das nicht weiter hilft? Wie weit kannst Du, willst Du gehen?“

„Soweit wie nötig. Sieht die Frau aus, als wäre es eine Strafe, mit ihr ins Bett zu gehen?“ Akiris Mandelaugen verengten sich kurz, das Lächeln gefror. Sam winkte ab. „Nein, keine Sorge Akiri. Soweit wird es nicht nötig sein. Auch wenn man DNA auf Gläsern vermeiden kann, ich komme auch ohne Sex an eine Probe, mach Dir um meine Psyche keine Sorge. Und ich verspreche, ich werde unauffällig sein, so wie der Chef es wünscht. Immerhin – bis jetzt ist sie nur eine Verdächtige, wir haben keinen Beweis, dass sie der Schläfer ist.“

Mabel hatte ihre Füße überkreuzt auf den Schreibtisch gelegt und sah nachdenklich auf ihren Computerschirm, verfolgte die Routinen des Bildschirmschoners, ohne sie wirklich zu sehen.

„Siehst du mir gerade zu, Sam?“ dachte sie. „Du, und wer noch. War dieser schwarze Panther aus dem Lift dein Partner oder eine Fremde. Wer bist du, Sam?“ Sie wusste genau, dass es sinnlos war, ihren Rechner anzuwerfen und nach Sam Bold zu suchen. Das einzige, das sie finden würde, wäre genau das, von dem man wollte, dass sie es fände. „Ich weiß, dass Du weißt, dass ich weiß, ad

infinitem. Es wird ein Spiel, Sam Bold! Auch wenn Du ein Team am Start hast, im entscheidenden Moment wird es ein Spiel zwischen uns Beiden. Ein letztes Spiel für mich, Sam. Ein allerletztes, denn selbst wenn ich dich besiege, kann ich nicht mehr entkommen. Spielst du noch einmal ein Spiel mit mir, Sam Bold? Am Morgen war ich noch sicher, euch alle abschütteln zu können, als strahlende Siegerin alle übertrumpfen zu können. Aber jetzt, nachdem ich nachgedacht habe? Wenn ich verdächtig bin, wird die Behörde nicht locker lassen, bis sie einen absoluten Beweis in die eine oder andere Richtung hat. Irgendwann wird sie meine DNA bekommen, egal wie gut ich aufpasse. Oder einen anderen Beweis.' Sie schaltete die Klimaanlage höher.

„Denkst du schon an heute Abend, Sam? Überlegst du dir, wie du mich verführen willst? Oder denkst du, es ist besser, dich verführen zu lassen? Es ist unwichtig, Sam. Aber es ist meine letzte Rache, dich mit diesen Gedanken jetzt zu beschäftigen! Ich werde dir zwar auf Dauer nicht meine Identität verheimlichen können, wohl aber mein Wissen und meine Gedanken.' Sie zog nicht mehr in Betracht, dass Sam etwas anderes als ein Cop sein könnte. Nach dem Mittagessen hätte sie sicher Gewissheit, Zweifel schon jetzt keine mehr. „Außer du bist ein Telepath, Sam, aber dann wäre das Theater unnötig. Möchtest du mich zu einem Telepathen führen, der den Beweis sammelt und mein Wissen okkupiert?‘

Sie lächelte versonnen, schwang die Beine vom Tisch und goss sich ein Glas Cognac ein. „Was soll es, morgen ist es zu spät!' Sie nippte an dem Weinbrand, genoss das volle, warme Aroma der Sonne über diesem Landstrich Frankreichs, der sich im Getränk wiederfand, sie hatte durchaus Geschmack daran entwickelt. „Beobachtest du mich, Sam? Fragst du dich, ob ich jeden Tag so früh trinke? Oder wertest du es als Zeichen meiner Nervosität? Weil du mir auf den Fersen bist? Ich bin nicht nervös, Sam! Ich nehme Abschied! Ich habe es weit gebracht, und ich hatte ein schönes Leben, Sam. Sogar jede Menge Spaß daran!“ Sie lachte bei einigen Erinnerungen leise vor sich hin. „Zu sterben gehört nicht nur zum Beruf, es gehört auch zum Leben. Das wirst du auch noch lernen. Danke, Sam Bold, dass ich Abschied nehmen und mich vorbereiten kann.' Ihre Tür öffnete sich und Mabel sah auf.

„Ja, Frances?“

„Miss Villeneuve, Ihr elf Uhr Termin wartet.“

„Ich komme, Frances. Bitte die Herren noch um fünf Minuten Geduld. Danke.“

Mabel Villeneuve nahm ihre Handtasche und betrat die Toilette für Damen. Dort gab es einen winzigen toten Punkt, in dem aus irgendwelchen Gründen keine Strahlung der Phones hinreichte. Sie rief die Social Media Gruppe der ‚Fans der Rockoper‘ auf und löschte den selbst programmierten Zusatz zur App, eine Frage von Sekunden. Dann ging sie zum Waschbecken, wusch sich das Gesicht und erneuerte ihr Make-up. Vor dem Konferenzraum atmete sie tief durch und betrat mit einem strahlenden Lächeln den Raum.

„Meine Herren, entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie warten ließ. Ich habe heute ein wenig die Zeit vergessen!“

„Was war das?“ Agent Mow ließ die Anzeige der Aufnahme zurücklaufen. „Sir, für exakt 5 Sekunden und 63 Hundertstel war das Phone der Zielperson ohne Kontakt zu unserem Server.“ Commander Moore lief an das Pult.

„Da geht sie zur Toilette, sieht auf ihr Phone – die fünfeinhalb Sekunden Pause, sie sieht immer noch, sie steckt es ein und geht in die Kabine. Kamera ist dunkel, aber der Ton eindeutig. Jetzt Spülung, Händewaschen, sie kramt in der Handtasche, dunkel, sie begrüßt ihre Kunden.“

„Worüber reden die?“

„Einen Prozess, Sir. Ich hab es überprüft, dürfte echt sein.“ Agent Carmichael zeigte seinem Vorgesetzten die offizielle Prozessliste. „Der Anwalt, der das Büro betreten hat, ist tatsächlich der in der Liste hier.“

„Sie wirkt nicht sehr beunruhigt, Sam!“ Rick Kenda beachtete nicht das Gespräch, das ohnehin aufgezeichnet wurde, sondern nur die Körpersprache. „Es ist fast – ich weiß nicht, eine entspannte Gelöstheit. Der Cognac vorher, der schien fast so etwas wie ein Abschied. Ich habe ein blödes Gefühl. Am liebsten würde ich hinüberstürmen, mit einer Sanitätseinheit im Rücken.“

Akiri studierte ebenfalls angespannt die Bildübertragung. „Das stimmt. Bringen wir ein Team in Bereitschaft. Können wir es irgendwo verstecken, Commander Moore?“

„Wir haben eine Möglichkeit im Treppenhaus, das nie benützt wird. Den Schlüssel haben wir, dort warten einige Leute, falls sie auf diesem Weg fliehen sollte.“

„Unwahrscheinlich!“ knurrte Sam. „Die Frau ist zu klug, sie weiß, dass sie verloren hat. Die Frage ist, wie will sie die anderen warnen. Wenn es ein ‚Totmannschalter‘ ist, haben wir verloren.“

„Dann müssten wir die regelmäßigen Kontakte überprüfen.“ wandte Akiri ein. „Irgendein Signal, das plötzlich vorbei ist, muss vorher vorhanden sein.“

„Sie wird uns überraschen!“ prophezeite Rick. „Ich spüre es in meinem ... im kleinen Finger, sie wird uns überraschen!“

Nach der Besprechung ging Mabel Villeneuve wieder in ihr Büro, zog ihre Bluse und BH aus, stellte sich vor die Öffnung der Klimaanlage, ließ den kühlenden Luftstrom ihren verschwitzten Körper umschmeicheln. Es war ihr schlichtweg egal, ob jemand zusehen konnte, sie ging davon aus, dass ihr Bild nun auf einigen Bildschirmen zu sehen war. Na, und wenn schon? Sie war nicht prüde und wollte es bequem haben, wenn sie die Erde verließ. Sie nahm sich noch einen Cognac, setzte sich an ihren Schreibtisch und rückte den Schirm zurecht.

„Sam, ich weiß, dass du mich hören kannst!“ Mabels Stimme klang klar aus den Lautsprechern, ihr Bild war deutlich zu sehen. „Ich will es kurz machen. Mein Name ist Maabehl!“ Sie sprach die beiden ‚a‘ getrennt aus und zog das ‚e‘ in die Länge. „Ich bin auf einem Raumschiff mitten im All geboren, das wirst Du schon vermutet haben, die Obduktion wird kein anderes Resultat bringen. Ich habe mich entschlossen, unser Spiel jetzt schon zu beenden. Mit dem einzigen Zug, der eine Art Unentschieden herstellt. Ich entkomme nicht, du bekommst keine Informationen außer denen, die schon hast. Maabehl aus und Ende!“ Ihre Hand hob sich, um auf eine Taste zu drücken.

„Verbindung aus!“ brüllte Commander Moore laut, und seine Leute trennten mit raschen Griffen ihre Rechner von den Antennen. Die Detectives und Moore stürzten zum einzigen Bildschirm, der noch ein Bild aus dem Büro übertrug, von einer kleinen Kameradrohne gesendet. Mabels Hand hatte die Taste gedrückt, über den Bildschirm rasten Nullen und Einsen, während ihr Körper erschlaffte. „Team zwei, Vorrücken, schnell, schnell! Notfallambulanz! Verdammt, geht das nicht schneller?“

„Zu spät, Commander!“ Rick schlug mit beiden Handballen gegen die seitlichen Halterungen des Bildschirms. „Ich habe es gesagt, sie ist für eine Überraschung gut!“

Auf dem Bildschirm war ein Trupp bewaffneter Männer zu sehen, die das Büro stürmten, einer steckte die Waffe weg, tastete bei Maabehl nach einem Puls. Dann sah er in die Kamera und schüttelte den Kopf.

„Leader zwei an OpCom, Zielperson tot. Wir sind zu spät gekommen.“

„Sie hat ihren Tod schon einmal vorgetäuscht!“ fuhr Akiri auf. „Vielleicht versucht sie es wieder. Fesselfelder und ab in die Klinik! Ständige Überwachung des EEG! Verdammt nochmal! Bleibt misstrauisch, sogar wenn sie schon aufgeschnitten ist! Ein bewaffnetes Team im Obduktionsaal! Und ich möchte den besten Pathologen der Stadt. Und einen Anthropologen! Permanente Videoüberwachung!“ Sie stützte ihre Hände auf das Geländer der Plattform, ließ den Kopf hängen. Rick und Sam traten neben sie, Rick legte ihren Arm um Akiris Schulter.

„Wir haben eine gefunden, wir finden auch andere. Gehen wir wieder an die Arbeit!“

Akiri schlug mit der Faust auf die Geländerstange. „Ihr versteht nicht. Meine Verantwortung, meine Schuld. Ich sollte zumindest...“ Rick packte die Schultern ihrer nominellen Vorgesetzten und schüttelte die junge Frau.

„Wenn Du jetzt mit diesem Samuraimüll kommst“, unterbrach sie Akiri, „Dann bekommst Du eine Ohrfeige, die Du nicht so schnell vergisst. Bei uns lernt man aus Fehlern und macht weiter! Alles klar?“ Akiri befreite sich aus Richardas Griff.

„Alles klar, Rick! Außer dass Dein Schlag ins Leere ginge und Du ausgeknockt wärst!“

Richarda lachte. „Träum weiter, Baby, ohne Kanone bist Du wehrlos!“

„Hättest Du wohl gerne!“ Das Lächeln stahl sich auf Akiris Gesicht zurück, sie umarmte Kenda.

„Danke, Rick. Sam? Komm her, lass Dich auch einmal drücken, und dann zurück in die Tretmühle. Wir werden wohl Cesar Alexander beichten müssen.“

Reggy-System

An Bord der HEPHAISTOS

Georg Mandelbrodt oder, wie er sich im Geschäft nannte, Giorgio Amarettino war einer der besten Schneider auf der HEPHAISTOS. Und es war ihm stets ein Vergnügen, für ‚la Signora‘ zu arbeiten. Er trug das gewellte Haar zu einer Tolle frisiert, schminkte sich, benützte Unmengen an Parfum und trug auffallende Ringe. Sein Bärtchen war wie mit dem Lineal ausrasiert und seine Bewegungen spotteten jeder Beschreibung. Wenn er nach Hause kam und „Haach! War das wieder ein Tag!“ sagte und dabei theatralisch den Handrücken auf die Stirn presste, war ihm das Lachen seiner Frau und zwei Kinder sicher. 15 Minuten später war von der pathetischen Dramaqueen, dem exaltierten Modeschöpfer nur noch das Bärtchen übrig.

„Wer nimmt schon einen normalen Künstler ernst?“, hatte er einmal zu Tana gesagt. „Anwesende ausgenommen, wie immer!“

„Also, einen Anzug für Sie, Mister Reginald!“ Giorgio stellte das Bekannte noch einmal in den Raum. „Klassisch, modern oder extravagant? Vielleicht ein Kilt, kariert schwarz auf schwarz, komplett mit Sporran und allem, dazu eine paramilitärische schwarze Bluse und ein schwarzes Schiffchen für den Kopf?“

„Den möchte ich dann probieren.“ Reginalds Augen leuchteten auf. „Die Bluse kann gerne ziviler wirken, ich bin nicht so der militärische Typ. Und keinen Hut. Aber dazu die schwarze Stutzen, Eis! Zuerst brauche ich allerdings etwas für den Schulball!“

„Für den Schulball? Also moderne Klassik! Hm, die Modefarben für den Herrn sind, da muss ich Signore Chris recht geben, petrol und lavendel. Also, ich glaube nicht, dass sie der Lavendeltyp

sind. Dafür sollten Sie bedenken, in diesem Jahrzehnt kommen kurze Jacketts wieder in Mode, das Hemd wird wieder in die Hose gesteckt. Wie vor hundert Jahren! Es kommen auch Hemdkragen in Kontrastfarbe auf, dazu möchte ich für diesen Anlass nicht raten.“

„Petrolfarbener Anzug? Na schön!“ entschied sich Reginald.

„Aber nein!“ widersprach Giorgio. „Das Hemd und die Hose in petrol, Schuhe und Gürtel, mal sehen, schwarz, dazu entweder ein sehr helles Sakko, weiß oder senfgelb. Hmm! Vielleicht auch schwarz, aber das würde ich nicht raten. Oder eine Abart des Fracks, ohne die Schöße. Hier kommt dann nur weiß in Frage.“

„Das! Das nehmen wir!“ rief Reginald und wies auf das Bild. „Geht das petrol vielleicht etwas dunkler? Ja!“

„Eine gute Wahl, Signore Reginald! Husch, Husch, aufs Podestchen! Entschuldigung, alte Gewohnheit!“ Georg Mandelbrodt holte eine Kamera aus der Tasche und ging einmal um Reginald herum. „Ihre Maße habe ich jetzt, ich melde mich dann.“

„Danke Giorgio!“ Tana brachte den Modeschöpfer zur Tür.

„Es ist mir immer ein Vergnügen, für Ihre Familie tätig zu sein.“

*

Unter der Parkanlage des obersten Decks der HEPHAISTOS lag mittig der größte Saal der Station. Die Form des Raumes erinnerte an zwei antike Theater, die an der ‚Szene‘ ineinander übergingen. Der offizielle Name des Saales lautete einfach Theater, auch wenn er ebenfalls als überkonfessioneller Gebetsraum benutzt wurde. Prinzipiell konnte jeder den Saal für Veranstaltungen buchen, wenn der Termin noch frei war.

Montag Abend gehörte er den Opern- und Theaterfreunden, die auch regelmäßige Aufführungen in ihrem Programm hatten. Das Orchester war erstaunlich gut, obwohl jedes Mitglied eigentlich einen anderen Beruf hatte und nur zum Vergnügen spielte. Auch die Schauspieler und Sänger waren Amateure, aber enthusiastisch am Werk. Ab und zu gelang es dem Verein sogar, eine der Größen der Opernwelt auf die HEPHAISTOS einzuladen. Die Vorstellungen waren eigentlich durchweg gut besucht, das Ensemble freute sich über das kleine Zubrot, mit dem neue Kostüme, Instrumente und Bühnendekoration beschafft wurden.

„Er ist ein richtiges Genie!“ schwärmte Paul Dvorak vom neuen Regisseur. „Matta, ich sage dir, der Mann bringt selber keinen geraden Ton aus seinem Mund, aber er kann dir genau sagen, was du tun musst, um besser zu singen.“ Nach langem Zögern hatte Matta dem Drängen ihres Kollegen nachgegeben, ihn doch einmal zum Treffen des Vereins zu begleiten. „Du magst doch Musik! Du musst ganz einfach einmal kommen!“ So waren die beiden Zöllner jetzt unterwegs zum Theater. Ein langer Gang führte gedeckt zur Bühne, auf der bereits die ersten Mitglieder um einen Mann mit wilder Mähne standen, der temperamentvoll mit den Händen fuchtelte und etwas zu erklären schien.

„Das ist Haakon Kopmanson, unser Regisseur.“ Paul hatte Matta am Arm gepackt und zerrte sie mit. „Maestro! Ich habe Besuch mitgebracht!“ Der Regisseur drehte sich um und fuhr sich mit den Händen durch das ohnehin schon wirre Haar.

„Ich hoffe, eine Pamina!“ rief er laut. „Isabeau liegt auf der Medostation. Keine Chance, dass sie zur Aufführung wieder fit ist! Eine Katastrophe!“ Dann erblickte er Matta. „Ich bitte um Verzeihung,

natürlich ist jeder Gast willkommen. Aber im Moment haben wir Sorgen, sehen Sie mir bitte die Unhöflichkeit nach. Sie können nicht vielleicht singen?“

„Lieder meiner Heimat, sicher!“

„Lassen Sie mal hören, Matta, bitte.“

Und Matta sang. Von den zarten Regenschauern der heimatlichen Wälder, den sanften Hügeln und dem leisen Plätschern der Wellen in den seichten Meeren. Ihre Zuhörer verstanden kein Wort des Vortrages, doch alle verspürten sie die Sehnsucht, das Heimweh. Paul dachte an das Treiben im heimatlichen Prag, die Karlsbrücke, das Rathaus und den Uhrturm, Haakon an Oslo mit dem Vigelandpark und dem Vikingermuseum, die sturmgepeitschte See und den ruhigen Hafen. Jeder träumte sich entweder in die Heimat, die man verlassen hatte und trotz aller Zufriedenheit mit dem neuen Leben doch noch liebte oder in fremde, unbekannte Welten, die es noch zu erfahren gab.

Tränen standen dem Opern- und Theaterverein in den Augen, als Matta ihr Lied beendete.

Kopmanson musterte sie von den Tentakeln bis zu Schwanzspitze.

„Zum Teufel, die ‚Zauberflöte‘ ist eine Märchenoper! Matta, hätten Sie Lust, die Königin der Nacht zu spielen?“

„Ich habe keine Ahnung, ich weiß nicht, was...“

„Sie sind doch Telepathin, holen Sie es aus meinem Kopf. Schnell, bitte!“ Matta stockte kurz, dann drang sie vorsichtig in die Gedankenwelt des Mannes ein und machte sich mit dem Libretto und der Musik vertraut. Gleichzeitig erlebte sie die tiefe Liebe des Mannes zu jeder Art von Schönheit mit, und dass er es tatsächlich ernst meinte. Sie sagte schließlich zu.

„Grandissimo! Lernen Sie bitte bis nächsten Montag die Rolle, damit gemeinsam...“

„Entschuldigung, ich habe doch die Rolle gerade aus ihrem Gedächtnis gelernt. Wenn ihre Erinnerung daran korrekt ist, dann verfügen Sie über mich.“

„Noch besser!“ Haakons Augen leuchteten wie die eines Kindes zu Weihnachten. „Singen Sie doch bitte die Arie der Königin!“

Matta richtete ihren Schlangenkörper hoch auf, sodass sie von oben herab auf diese Sterbliche heruntersehen konnte, die ihrem Willen trotzen wollte, ihr Kind, das sich weigerte, ihren Wunsch zu erfüllen. Fast waagrecht hing ihr Oberkörper über der Tochter, als sie tief Luft holte und mit voller Stimme anhub:

„Der Hölle Rache brennt in meinem Herzen – Tod und Verzweiflung flammet um mich her – Fühlt nicht durch dich Sarastro Todesschmerzen – so bist Du meine Tochter nimmermehr – Verstoßen sei auf ewig - Verlassen sei auf ewig – Zertrümmert sei'n auf ewig - Alle Banden der Natur – Wenn nicht durch dich Sarastro wird erblassen – Hört, Rachegötter, hört der Mutter Schwur...“

Langes, betroffenes Schweigen folgte der Arie, Matta machte sich bereits Sorgen, bis Kopmanson sich mit Willensstärke aus dem Bann befreite und tief durchatmete.

„Das wird die beste Königin seit dem Beginn der Aufzeichnungen. Das war wundervoll! Grandios! Sandy, Du beherrscht doch die Pamina? Gratuliere, eben bist Du statt der Mutter die Tochter geworden. Los, los, machen wir weiter, Kinder, lasst uns proben! In vier Wochen geht der Vorhang hoch! Akt eins, Szene drei – und los geht's!“ Hektisches Gewusel setzte ein, die drei Damen sangen drohend „Papageno!“

Matta fühlte sich glücklich. Das Ensemble der Bühnenfreunde hatte sie nicht nur akzeptiert, es hatte sie wie selbstverständlich als Mitglied willkommen geheißen. Sie gehörte wirklich dazu, sie war zu Hause angekommen.

Atzgons Stern

Maghra war nicht in Atzgons Sippe geboren, sondern adoptiert. Sie hatte auf mehreren Planeten als Prostituierte gearbeitet, mit wechselndem Erfolg. Atzgon hatte das schmutzige, verwaarloste Mädchen gesehen, etwas in ihr erkannt und ihr das Angebot unterbreitet, in seinem Stützpunkt mit einigen anderen Frauen die Männer bei Laune zu halten. Gegen eine Pauschalzahlung, deren Höhe alles übertraf, was sie sich bisher je erhofft hatte. Dazu eine Aufnahme in seine Sippe, ein Traum für die Tochter eines Paria, der das wenige, das nach dem notdürftigen Flickern der KIZ I übrig blieb, in starken Fusel umsetzte. Leben zu können, ohne Angst um den nächsten Bissen zu haben, eine saubere Umgebung, reine Luft, regelmäßig Duschen zu können, die sie besuchenden Männer gewaschen, sauber und einigermaßen höflich – das neue Leben erschien ihr ein Paradies bereits im Diesseits.

Nachdem sie in der Medostation der ATZ I von Ungeziefer befreit und mit jeder Menge Antibiotika vollgepumpt wurde, war sie in einen langen Schlaf gefallen. Ihr Körper heilte, sie wurde aufgepäppelt, gewaschen und gepflegt. Ihre Zähne, durch Mangelernährung bereits locker, festigten sich wieder, der Dentist legte vorsichtshalber eine Schiene an, um eine gerade Zahnstellung zu erhalten. Ihre Nase, von Schlägen mehrmals gebrochen und schief zusammen gewachsen, wurde operiert, geglättet, sie konnte wieder ohne Probleme durch die Nase atmen. Maghra wurde nicht nur gesund, sie wurde zu einer wirklich hübschen Frau, die Atzgon absolut treu ergeben war. Ohne wenn und aber! Im Bewusstsein, dass ihr Körper ein vergängliches Kapital darstellte, war sie, wann immer ihr Zeit blieb, eine eifrige Studentin, die Bildung wie ein Schwamm aufsog, um auch später der Sippe von Nutzen sein zu können.

Sowohl ihre bedingungslose Treue als auch ihre Intelligenz waren für Atzgon ein willkommener Bonus, und so betraute er sie mit der Aufgabe, den rekrutierten Sohn Rhodans bei Laune zu halten. Inkahar daZoltral - er bestand mit Nachdruck auf diesem Namen - im Griff zu behalten, erforderte mittlerweile mehr als ein apartes Gesicht und eine gute Figur. Es wurde immer schwieriger, ihn von seiner Wichtigkeit zu überzeugen, besonders, da er nur noch als Marionette für die Zukunft aufbewahrt wurde und derzeit keine Aufgabe hatte. Und immer noch fand Maghra Zeit für ihre Bildung. Sie zeigte durchaus Talent für Medizin und Biologie und wurde vom Arzt der Station weiter gefördert. Außerdem bewies sie eine schlafwandlerische Sicherheit, wenn es um komplizierte Berechnungen und Kalkulationen ging, sie war ein mathematisches Naturtalent.

„Wir müssen packen, Herzblatt!“ Maghra schmiegte sich an Thomas Rhodan und küsste ihn.
„Atzgon hat eingesehen, dass wir hier nicht mehr sicher sind. Irgendwann wird jemand das Labor finden, dann sollten wir weg sein. Hast Du ja immer wieder gesagt!“ Sie küsste ihn leidenschaftlich.
„Endlich!“ Der geniale, aber stark beeinflusste Mann glaubte mittlerweile selbst daran, dass ein Abflug seine Idee gewesen war, die er gegen Atzgons Selbstsicherheit durchgesetzt hatte. Er machte sich los und begann, seine Habseligkeiten hektisch irgendwie in eine Tasche zu stopfen. Maghra strich ihm über das Haar und küsste sein Ohr.
„Setz Dich, mein Liebster. Ich packe für Dich, schenk mir die Freude, etwas für Dich tun zu dürfen“, wickelte sie den Halbterranner noch mehr um den Finger. Der wandte sich ihr zu.

„Danke“, knurrte er und setzte sich in einen Sessel, beobachtete Maghra, wie sie systematisch und rasch die Taschen füllte, dabei zwischendurch immer noch Zeit für verbale und handfeste Streicheleinheiten fand.

„Fertig, Herzblatt!“ Sie setzte sich auf seinen Schoß und küsste ihn verlangend. „Bald sind wir auf der ATZ I“, flüsterte sie. „Vielleicht haben wir dann mehr Zeit für einander.“ Und wieder verfiel Thomas Inkahar daRhodan den Verführungskünsten Maghras, immer mehr war er von seiner Sendung, der Erneuerung des arkonidischen Imperiums unter seiner Herrschaft, überzeugt.

Die Station der Springer auf Atzgol IV, einer Wasserwelt ohne erwähnenswerte Landflächen, schwamm frei im tiefen Ozean. Das Habitat bildete einen Ring von etwa 200 Metern Durchmesser und durchschnittlich ebenso hoch. Innen war ein Hafen für die kleinen Expeditionsboote angelegt worden, auch die Fenster der meisten Wohneinheiten zeigten zur wettergeschützten Innenseite. Meistens waren sie sowieso durch Stahlblenden verschlossen, denn Springer liebten keinen weiten Ausblick auf planetare Oberflächen. Da jedoch Bio-, Hydro- und Ozeanologen meist angeworbene Spezialisten waren, hatten die Konstrukteure vorsichtshalber auch die Bedürfnisse von Planetariern berücksichtigt. Ein Erfolg jahrhundertelanger Erfahrung. Außen gab es die Möglichkeit, drei Walzenschiffe anzudocken, mit flexibler Verbindung, die bei zu schwerem Seegang lieber gelöst wurde. Atzgol liebte den Gewinn, den der Planet ihm einbrachte, aber er hasste die Wasserwelt als solche.

Derzeit schwamm neben der namenlosen Basis die ATZ I, ein sechshundert Meter langer Walzenraumer mit dem üblichen Aussehen der Springerwalzen. Roboter brachte Maghra und Thomas Inkahar an Bord und wiesen Ihnen eine gemeinsame Kabine zu.

„Ruhe Dich aus, mein Herzblatt!“ gurrte Maghra und streichelte die Wange daRhodans. „Die Transite werden anstrengend und schmerzhaft, vielleicht möchtest Du ein Mittel dagegen?“ Thomas nickte. „Gute Idee, Maghra. Ich fühle wieder diese Migräne!“

„Hier mein Herz, trink das, damit Du später fit und stark bist!“ Nur wenige Minuten später schlief Thomas Inkahar daRhodan tief und fest, er bemerkte nicht, wie Maghra die Kabine verließ.

„Maghra möchte sich bei Patriarch Atzgol an Bord melden!“ Eine rituelle Floskel, normalerweise würde die Bürokratie im Vorzimmer die Meldung bestätigen, ein Willkommen sagen und dann den Meldenden wieder entlassen. Nicht so dieses Mal. Die ältere Frau im Vorzimmer trug Maghras Namen zwar wie gewohnt ein, dann jedoch blickte sie auf und sah ihr ins Gesicht.

„Der Patriarch wünscht Dich zu sprechen, Maghra.“ Sie stand auf und inspizierte Maghras Kleidung, fand nichts auszusetzen. „Ordentlich, junge Dame, sehr ordentlich. Ich glaube, mein Sohn hat doch einen guten Griff getan, als er dich in die Sippe nahm. Auf deine schulischen Leistungen kannst du durchaus Stolz sein. Geh jetzt hinein!“ Mit weichen Knien betrat Maghra das Büro des Mannes, für den sie alles gegeben hätte. Selbst ihr Leben.

Atzgol sah nicht auf, studierte weiter eine Akte auf seinem Pad, winkte ihr nur, sich zu setzen. Endlich legte er das Gerät beiseite und wandte sich seinem Gegenüber zu.

„Maghra! Zuerst einmal, willkommen an Bord. Ich wurde über dich stets auf dem Laufenden gehalten, auch wenn ich unterwegs war, und ich muss sagen, du bestehst darauf, mich zu überraschen. Du weißt, warum du in die Familie geholt wurdest, aber du hast das Zeug zu mehr. Zu sehr viel mehr. Na schön, derzeit bist du für unsere Aktion mit Thomas Rhodan unentbehrlich, aber er wird in Zukunft deine einzige und, wenn die Sache vorbei ist, letzte Verpflichtung sein. Ich mache es jetzt aber schon fest. Mutter! Bitte die Zeugen!“

Lächelnd weidete sich Atzgol am überraschten Gesicht Marghas, fünf Springer traten ein. „Margha, ab sofort bist Du ein vollwertiges Mitglied der Familie Atzgols! Wer dich beleidigt, beleidigt uns alle, wer dich betrügt, betrügt uns alle, wer dich bekämpft, bekommt es mit uns allen zu tun! Leg die Fingerspitzen der Herzhand auf die Stirn und sprich mir nach: ‚Blut von meinem Blut, Geist von meinem Geist, eine Familie, eine Kraft!‘ Du darfst deine neuen Brüder jetzt küssen, Maghra!“ Der jungen Frau liefen die Tränen über die Wangen, als sie dem Alter geordnet einen nach dem anderen die Söhne Atzgols küsste. „Kehr jetzt zu Deinem Schützling zurück, Maghra. Und freunde dich mit dem Gedanken an, dass irgendwann die Sippe Nachwuchs von dir erwartet.“ Maghra fasste sich an die Kehle. „Von mir, der Tochter eines Paria?“ „Von der Tochter Atzgols, Maghra. Wenn alles vorbei ist, werden wir sehen, welchen Vater du für dein Kind in Betracht ziehst. Bis dahin, bleib so lernbegierig wie bisher und kümmere dich um Thomas Inkahar.“

Ein- und Aussichten

Oktober 2083
Solares System,
Venedig, Italien

Nebel hüllten morgens die für Allan D. Mercant wohl schönste Stadt des Planeten Terra in ein Kleid, das Geheimnisse und Schönheit versprach. Leises Plätschern warnte den Spaziergänger vor den Kanten der Fundamente, wer nicht acht gab, konnte leicht ein Bad in der Lagune nehmen, deren Wasser zwar nun langsam wieder sauber wurde, aber trotzdem teuflisch kalt war.

Der eiskalte Geheimdienstchef hatte nur wenige Schwächen, Venedig und die leicht morbide Schönheit dieser alten und alt belassenen Stadt war eine davon. Anfang der 2040er Jahre hatte Mercant Homer G. Adams überredet, einen Teil seiner zukünftigen Gewinnanteile jetzt schon in den Schutz und die Sanierung der Lagunenstadt zu investieren. Adams hatte die Herausforderung angenommen und mit arkonidischer Technik den Grund unter der Stadt stabilisiert, sodass sie nicht weiter absinken konnte. Zudem war das Projekt MOSE überarbeitet, verbessert und vor allem endlich fertiggestellt worden.

Durch die Einführung einer Gebühr für Tagestouristen und dem Verbot der Einfahrt großer Kreuzfahrtschiffe in die Lagune waren die Massen an Besuchern deutlich weniger geworden, die Stadt bot nun VR-Touren, gegen bescheidenes Entgelt mit persönlichem Guide, im Netz an. Tagesbesucher suchten in der Regel keine Lokale und ähnliches auf, das Geschmackserlebnis fehlte also ohnehin. So konnte der Spaziergang jederzeit bei perfektem Wetter billig von der Couch aus unternommen werden, auch die Sehenswürdigkeiten wie den Markusdom und der Palazzo Ducale waren ohne Wartezeiten zu besuchen. Anfassen durfte man dort ja ohnehin nichts. Auch wenn man einige Stunden lang irgendwo verweilte, niemand konnte sich darüber ereifern. Früher war es vor den Attraktionen zu einem immerwährenden Geschiebe und Gedränge gekommen, ein ruhiges Betrachten der wunderschönen Mosaik, Fresken und des pompösen Altares waren sowieso ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Eine sogenannte win – win – Situation, schon der Atem und Schweiß der Besucher hatten durch die schiere Menge derselben den Kunstwerken zugesetzt.

Besonders Kunsthistoriker, egal ob Professionelle oder Amateure, liebten diese neue Möglichkeit, die alten Kunstschatze aus der Nähe und von allen Seiten zu betrachten.

Sowohl Einheimische als auch jene Besucher, die für längere Zeit blieben, atmeten auf. Endlich waren der Rialto und der Markusplatz wieder zu betreten, ohne rempeln und stoßen, ohne rücksichtslose Touristen, die brüllten, kreischten und tobten wie kleine Kinder und sich den Bewohnern so haushoch überlegen glaubten, weil die alles in Ruhe und ohne Hektik erledigten. Jenen Einheimischen, welche am Vormittag ‚un Ombra‘, also ein kleines Glas Wein, tranken und zu Mittag nach Hause gingen, um gemütlich und ruhig zu essen und ein Nickerchen zu halten, Zeit mit der Familie oder der Geliebten zu verbringen. Oder mit dem Geliebten, Venezianer waren bei aller Verbundenheit zur Geschichte ein emanzipiertes Völkchen. Nicht der einzige Widerspruch in der liebenswerten Seele der Serenissima und ihrer Bewohner.

Besonders im Herbst und Winter waren die Bewohner fast ganz unter sich, doch wer jetzt kam, war herzlich willkommen. Er schätzte die morbide Eleganz der uralten Serenissima und passte sich den Gewohnheiten der Venezianer an. Nur im Carneval wurde es wieder laut in Venedig, wenn die Masken die Calle und Canali beherrschten und die hohe Zeit der Herrscherin des Meeres wieder auferstand. Die prächtigen, freizügigen Kostüme im Stil des 15. Und 16. Jahrhunderts in den Sälen der renovierten Palazzi, die vielen Kerzen, selbstverständlich lange schon ohne echte Flammen, aber täuschend echt, die den Marmor in flackerndes, warmes Licht tauchten, die Fahrten im Fackelschein mit den Gondeln durch die Kanäle. Man erwartete beinahe das Erscheinen des Dogen. Oder Giacomo Casanovas. Böse Zungen sprachen von einem Babyboom neun Monate danach, doch diese Zeiten waren seit der zweiten Hälfte des 20 Jahrhunderts vorbei.

Mercant selbst hatte für sich eine Etage in einem Palazzo gekauft, dort eine kleine Wohnung, ein Büro und einen riesigen Videokonferenzraum eingerichtet. Eine Etage darunter waren die Wohnungen seiner Mitarbeiter, auch hier hatte Allan nicht gespart, die Leute sollten sich doch wohl fühlen. Wann immer es möglich war, kam er hier her, um in Ruhe und Entspannung an einem Problem zu arbeiten. Er liebte es, früh am Morgen, noch ehe die Stadt wirklich erwachte, in die kleine Bar am Fondamenta di Cannarggio zu gehen, den Tag mit einem Espresso doppio und einem Brioche zu beginnen. Eben so, wie es auch die Einheimischen machten, nur etwas früher. Er wusste genau, wann das Boot des Bäckers mit den backfrischen, noch warmen Köstlichkeiten zu kommen hatte und richtete seinen Besuch entsprechend ein.

Luigi wusste, dass sein Gast, wenn er in der Stadt war, eine Minute, bevor der Bäcker kam, die Brücke ‚tri Archi‘ überquerte und so beinahe gleichzeitig mit den warmen Brioche eintreffen würde. Also erwarteten Allan bereits Espresso und frisches Gebäck, welches mit Genuss verspeist wurde, gefolgt von dem kleinen Schluck Kaffee. Manchmal, nicht oft, aber doch ab und zu gönnte sich der unauffällige Mann eine zweite Runde, aß langsam und genoss den Blick über die Lagune zu den fernen schneebedeckten Gipfeln der Alpen, falls diese Sicht nicht vom Nebel beeinträchtigt war. Stets jedoch ließ er sich einige Brioche für seine Mitarbeiter einpacken, die Bäckerei, welche die kleine Bar belieferte, war eine der besten der Stadt.

Luigi mochte den berechenbaren Mann, der regelmäßig mehrmals im Jahr für einige Wochen nach Venedig kam. Er hatte aber keine Ahnung, wer der ältere Mann mit den wenigen Haaren war, ebenso wenig, wie er die Anwesenheit der fünf Geheimdienstmitarbeiter bemerkte, die seinen Gast vor einem Attentat schützen sollten. Es war ein gelockerter Dienst, denn niemand ahnte

etwas davon, dass der unauffällige ‚Signore Allano‘ zu den mächtigsten Männern und Frauen der Erde zählte, und das sollte auch so bleiben. Wenn um sechs Uhr die Glocken der unzähligen Kirchen den Tag einläuteten, trat Allan auf den Balkon seiner Wohnung und betrachtete das stets gleiche und immer wieder neue Chaos, wenn die Türen aufflogen und die Venezianer ihren Tag begannen. Es war eine Gratismodeschau für Mercant, denn einen nachlässig gekleideten Einheimischen konnte man sich kaum vorstellen. Kaum eine viertel Stunde später war der Spuk vorbei, in den warmen Jahreszeiten bis zum Mittag, wenn die Lokale ihre Tische und Stühle bei schönem Wetter nach draußen stellten und Betreiber wie Angestellte auf Gäste warteten.

An der Riva S Biasio hatte man an schönen Tagen einen unendlichen Blick über die Lagune, an der Chiesa di San Giorgio Maggiore vorbei, die jenseits des Bacino di San Marco auf einer kleinen Insel erbaut war. Heute jedoch schälte sich gerade noch die markante Umrisse des Kuppeldaches aus dem Grau, das den Blick begrenzte und auf anderes, näher liegendes zwang. Dumpf dröhnte vom Bacino das Geräusch eines Nebelhorns, die Fähre vom Lido näherte sich der Anlegestelle, wie jede Stunde, Tag für Tag, Jahr für Jahr, rund um die Uhr fuhr sie die Strecke Punta Sabbioni – Lido – San Marco und wieder zurück. Die starken Elektromotore wurden von arkonidischen Minireaktoren gespeist und hatten die lauten, stinkenden Diesel abgelöst, beinahe lautlos, gespensterhaft näherte sich das Schiffchen dem Kai, machte sich mit dem Horn bemerkbar.

Pietro Tuscaris Blick blieb an den leise schaukelnden Gondeln hängen, die hier an den typischen Pollern befestigt waren, während er auf ein Vaporetto der Linie 1 wartete, welche den Canale grande befuhr. Ob wohl heute noch jemand eine Fahrt mit einem dieser für Venedig typischen Ruderboote unternehmen würde? Vielleicht, wenn zu Mittag das Wetter aufklarte und die Sonne zum Vorschein käme. Fröstelnd schlug er den Kragen seiner modischen gefütterten Lederjacke hoch, der Nebel kroch wirklich überall hin, kühlte die Haut empfindlich ab.

Mit etwa 42 Jahren hatte es Pietro geschafft, Filialleiter einer internationalen Supermarktkette in Venedig zu werden, das war acht Jahre her. Vorher hatte er in ähnlichen Stellungen in ganz Italien gearbeitet, wenn man seinen makellosen Papieren glauben durfte. Und scheinbar durfte man das, denn Pietro hatte den Umsatz gesteigert und für zufriedene Kunden und Mitarbeiter gesorgt. Er wohnte bescheiden als Single in einer 50 Quadratmeter großen Wohnung im Sestriere Castello, in einem der renovierten alten Häusern mit hohen Räumen an einer engen Calle. Er hielt sich schlank und fit, suchte regelmäßig einen Sportclub auf und ruderte an freien Tagen mit einem eigenen Kanu. Man sah ihn immer wieder mit Frauen ausgehen und flirten, doch eine feste Beziehung war nicht zu erkennen. Entgegen der in Venedig seit Jahrhunderten geltenden Mode der glatt rasierten Gesichter trug er einen sorgfältig gestutzten kurzen Vollbart, das Haupthaar auf Streichholzlänge gekürzt.

Pietro lag schon seit einiger Zeit mit sich selbst im Zwiespalt. Als er vor 13 Jahren sein spektakuläres Verschwinden von dem Kreuzfahrtschiff EMS Queen Elisabeth 2 der Cunard Line inszeniert und seine Maske als Arkonide abgelegt hatte, war er von seiner Mission überzeugt gewesen. Diese eben emporkommenden Barbaren durften auf keinen Fall das Handelsmonopol der Springer stören und mussten für die Ablehnung eines ständigen Handelsstützpunktes gezüchtigt werden. Also sollten er und andere Informationen sammeln, sie bereitstellen, bis sie abgerufen wurden und im Falle einer Aktivierung für Ablenkung und Terror sorgen. Bis dahin nicht auffallen und keine Aufmerksamkeit erregen.

Eine durchaus nicht unübliche Vorgehensweise, egal, ob es sich um eine militärische Operation oder einen Handelskrieg handelte. Er hatte Europa in der Nähe von Lissabon betreten und sich mit wechselnden Identitäten durch Portugal, Spanien und Frankreich bis Italien durchgeschlagen. Bis hierher hatte er genug Erfahrung gesammelt, sich selbst eine vorläufig letzte Person zu erschaffen, einschließlich Papiere und Hintergrund in Form von Computerdateien. Der Pass war sogar echt, er hatte mit Hilfe der restlichen Dokumente einfach bei den Behörden einen beantragt und erhalten. Dann bewarb er sich bei der Supermarktkette und brachte die richtigen Zeugnisse bei, er übernahm die Filiale in Venedig und wurde unsicher, ob sein Auftrag wirklich gerechtfertigt war.

Es war nicht nur die schöne Stadt, deren neue Maskerade das Alter nicht mehr verbergen konnte, wie eine alte Frau, die unter der Schminke doch noch wunderschön war, die Heiterkeit einer früher ständig vom Untergang im Wortsinn bedrohten Stadt, die Paläste, Kunstschatze oder irgend etwas anderes, worauf man den Finger hätte legen können. Es waren auch die Menschen, die Venezianer, die, obwohl sie sich als eigener Menschenschlag sahen, doch gastfreundlich und offen den Fremden mit dem seltsamen Dialekt bei sich aufnahmen. Pietro war sich nicht mehr sicher, ob er seinen Auftrag wirklich erfüllen sollte. Er wollte diese schöne Stadt und ihre Bewohner nicht mehr in den Untergang zu stürzen, ebenso wenig wie die Menschheit als solches.

Ein lautes Geräusch aus einem Lautsprecher riss Pietro aus seinen Gedanken und kündigten die Ankunft eines ebenfalls durch einen Minireaktor betriebenen Vaporettos an. Der Fahrer drängte das Boot gegen das schwimmende Wartehäuschen, während der zweite Mann an Bord mit einem Tau das Wegdriften verhinderte. Dann öffnete er die Schranke und ließ die Passagiere aussteigen, winkte danach die Wartenden an Bord. Pietro blieb lieber im Freien stehen, statt in die geheizte, aber muffig und nach Nässe riechende Kabine zu steigen. Die Angestellten der ACTV kannten ihn und seine Gewohnheiten, begrüßten ihn als einen alten Bekannten.

Erste Sonnenstrahlen durchdrangen den Nebel, plötzlich leuchteten die Farben und das Gold der Fassaden aus dem tristen Grau, die Geräusche wurden deutlicher, die Temperatur stieg deutlich. Pietro schloss dankbar seine Augen und hielt sein Gesicht der Sonne entgegen, genoss die Wärme auf der Haut.

„Ca d'Oro!“ riss ihn die Stimme des Matrosen aus seiner Versunkenheit, Pietro machte sich zum Ausstieg bereit. Morgen würde er eine Entscheidung treffen. Das hatte er schon vor Monaten beschlossen, morgen. Spätestens übermorgen.

Galacto City, GCC Tower.

Das größte bekannte Fenster auf einem Planeten befindet sich derzeit auf Arkon. Doch jenes des großen Konferenzraums im GCC Tower war durchaus beeindruckend genug. Über drei Etagen nahm es eine komplette Wand ein, die Schrägstellung erlaubte einen Blick direkt nach unten auf die 285 Stockwerke tiefer gelegene Straße ebenso wie in der Ferne die Hügel der Wüste Gobi und den Goshun – See und zahlreiche grüne Parkanlagen mit ihren künstlich angelegten Teichen. Die zu Beginn rein funktional gebaute Stadt wurde nach einiger Zeit gentrifiziert, weitläufige Gelände wieder von Bauwerken befreit und begrünt. Die Bewohner und Geschäftsleute wurden in gleichwertige Bezirke, welche bereits großzügiger geplant und mit grünen Gürteln ausgestattet waren, übersiedelt, breite Straßen verbanden die Viertel im Untergrund. Die mit Glas gedeckte und klimatisierte Oberfläche und die Grünanlagen blieb den Fußgängern vorbehalten, darüber

schwebten die Kabinen der frei benutzbaren öffentlichen Verkehrsmittel computergesteuert auf festgelegten Routen.

Obwohl der offizielle Name GCC Tower war, handelte es sich eigentlich um einen Komplex aus vier Gebäuden, alle 320 Stockwerke hoch, und sah aus, als stünden vier Martinigläser im Viereck. Die obersten Stockwerke waren durch Brücken verbunden, der Volksmund nannte den Komplex ‚Happy Hour‘, manche sagten auch ‚gerührt, nicht geschüttelt‘ dazu. In der Mitte des Platzes zwischen den einzelnen Gebäuden erhob sich eine Fontäne hoch in den Himmel, umgeben von einem großzügigen Park. Die Gleiterabstellplätze befanden sich natürlich wie die Straßen unterirdisch, die öffentlichen Verkehrsmittel hatten ein Terminal im Nordturm, in welchem auch die gerne besuchte Bar ‚Heavens Gate‘ und das angesagte Partylokal ‚Arkonids Dream‘ lag.

Man erzählte sich, wer noch nie im ‚Arkonids‘ eine Nacht durchgemacht hatte, wusste nicht, was eine Party war. Reginald Bull zählte zu den oft und gerne gesehenen Gästen, der Arkonide Atlan war dem Besuch ebenfalls nicht abgeneigt und das Mutantencorps hatte hier schon wilde Nächte verbracht. Selbst Thora war bereits gesehen worden, wie sie, in einen bereits von allen Modeschöpfern kopierten, auf beiden Seiten geschlitzten Minirock und ein nabelfreies Top gekleidet, Perry Rhodan auf die Tanzfläche zerzte. Eine bereits legendäre Schlagzeile in den Klatschkolumnen der Boulevardblätter, deren Reportern zwar der Zutritt verboten war, die aber immer wieder Fotos zugespielt bekamen – und gut dafür bezahlten. Rhodan war nicht amüsiert über dieses Foto gewesen, das ihn mit säuerlichem Lächeln zeigte, doch Adams hatte nur gelacht und ihm die Börsenzahlen vorgelegt. Die Preise für die Aktien waren um einige Prozentpunkte gestiegen, weil ‚der Chef von so einem Konzern auch so menschlich und ein Partymuffel ist, und weil seine Frau so umwerfende Beine hat‘, wie eine Umfrage ergab!

Ebenfalls im Nordturm gab es ein riesiges Einkaufszentrum, in dem man so ziemlich alles kaufen konnte, mit dem legal Handel betrieben werden durfte. Von kleinen Edelboutiquen für Kleider, Schmuck und Taschen zu großen Ketten wie etwa Sears-Montgomery-Brooks oder Noble & Barnes, Macys oder Bloomingdales. Darunter gemischt hatten sich ‚Asia Noodle Snack‘, das ‚Dschingis Khan‘, das ‚Vegetasia‘ und hunderte andere kleine und nicht so kleine Läden, wo man seinen Hunger stillen konnte. ‚Burger Queen‘ war vorhanden, ebenso Kaffee- Tee- und Kakaohäuser. Es roch und duftete aus allen Ecken, man konnte sich kaum satt riechen. Harley Davidson hatte ebenso einen Schauraum wie Mercedes und Volvo. Man erzählte sich, dass Atlan eine flugfähige Police Easy - Nuke hier in Bestellung gegeben hatte, in schwarz und mit viel Chrom. Auch hier machte ein Foto schnell die Runde in den Klatschblättern, wie der große Arkonide begeistert vom Design eine Proberunde über der Gobi machte.

Der Ostturm beinhaltete Büros. Jeder, der genug Geld mitbrachte, konnte sich in diesem Trakt einmieten, viele Gesellschaften hatten es schon gemacht. Manche in einem bescheidenen Büro mit Vor- und Warteraum, manche einer ganzen Etage. Wegweiser und Empfangskräfte machten es schwer, sich zu verlaufen, ebenso der überall präsente private Sicherheitsdienst. Es hatten sich auch Rechtsanwaltskanzleien, Steuerberater und eine große Versicherungsfirma niedergelassen, zwei Architekten betrieben ihr Geschäft, manchmal in enger Zusammenarbeit mit einem Konstruktionsbüro.

Im westlichen Turm waren eine Klinik und im Erdgeschoss ein Ärztezentrum zu finden, die Behandlung erfolgte je nach Gehaltsstufe oft sogar kostenlos. Modernste Geräte und kompetente

Ärzte verschafften der Klinik einen guten Ruf, wie auch in der ganzen Stadt die medizinische Versorgung vorbildlich war. Angeschlossen war die medizinische Fakultät der UGC mit einem großzügigen Campus und erschwinglichen Schlafstätten für Studenten in einem der vergleichsweise flachen Nebengebäude. Selbst die Küche der Klinik, die auch das medizinische Personal und die Studenten mit verschiedenen Menüs versorgte, fand keine Kritiker. Außer jenem Prozentsatz Nörgler und Unzufriedener, der wohl immer und überall zu finden ist.

Im südlichen Turm residierte die GCC selbst, hier war auch dieser große Konferenzraum mit der atemberaubenden Aussicht. Im obersten Stockwerk saß die General Cosmic Broadcast Inc., derzeit eine der größten TriVid-Dokumentationsseideanstalten Terras. Seit kurzem wagte sich die Anstalt auch ins Unterhaltungsgenre vor und produzierte die Serie ‚First‘, welche die Erforschung und Besiedelung des Planeten First zum Thema hatte. Im Vor- und Abspann wurde darauf hingewiesen, dass es sich nicht um reine Science-Fiction handelte, Interessenten an einer Auswanderung nach First melden sich bitte unter...., nähere Unterlagen, Farbbilder und Bewerbungsformulare unter first.gcc/download. Ein Katalog der Anforderungen und Befähigungen für Bewerber, nähere Informationen und so weiter. Die GCC bereitete den nächsten Schritt der Menschheit aus seiner Wiege vor, legten auch schon das Auswandererschiff MAYFLOWER auf Kiel, wie man es immer noch nannte.

Eine Angestellte der GCC ging mit energischen Schritten vor der Delegation der Interstellar Trading Company her und brachte die zwei Damen und drei Herren zum großen Konferenzraum. In ihren blauen Geschäftsanzügen und Kostümen mit Blazern wirkte diese Delegation beinahe, als trüge sie Uniformen, die ausdruckslosen Gesichter verstärkten den Eindruck. Mary Gwhambaga aus Kenia blieb vor der großen Doppeltür kurz stehen und kontrollierte, ob auch alle Gäste vorhanden waren, dann presste sie ihre Hand auf eine Platte, lautlos zogen sich die Türhälften in die Wände zurück. „Ich darf Sie bitten einzutreten?“ Eine elegante Handbewegung lud die Delegation ein. „Danke, Miss Gwhambaga!“ Stan Lee Johnson neigte höflich den Kopf, überraschte mit der korrekten Aussprache des Namens der Afroterranerin. „Mister Johnson!“ Perry Rhodan kam seinem Gast entgegen und reichte ihm die Hand. „Willkommen im GCC Tower Süd. Was können wir für sie tun? Aber bitte, setzen wir uns doch. Meine Damen, die Herren. Kaffee, Tee, Wasser? Bedienen Sie sich, bitte. Wenn Sie etwas brauchen, wird Klaus es Ihnen gerne besorgen.“ Der Aufsichtsratsvorsitzende und CO der Interstellar war ein bereits etwas älterer, aber fit wirkender Mann mit schlohweisser Mähne und gepflegtem Erscheinungsbild. Einige Falten in seinem gebräunten Gesicht zeigten sein wahres Alter von beinahe 80 Jahren, trotzdem hielt er sich kerzengerade, nicht zuletzt Dank einiger Medikamente, die von seiner Konkurrentin auf den Markt gebracht wurden. Vater Johnson hatte Milliarden an der Wall Street verdient, der Sohn hatte beschlossen, mit real vorhandene Dingen zu handeln. „Mister Rhodan, zu Beginn konnte ich nicht glauben, was Sie über Liquivital sagten, ehrlich gestanden, ich hielt es für einen Trick, die Konkurrenz los zu werden“ Stan Lee Johnson kam sofort zur Sache und ersparte sich einleitendes Geplänkel. „Dann aber traten die von ihnen befürchtete Wirkungen ein, ich wollte es immer noch nicht glauben, habe aber trotzdem umfangreiche Tests in Auftrag gegeben. Alle negativ, und ich sah mich bestätigt. Heute bin ich hier, um mich zu entschuldigen, sie hatten von Anfang an die richtigen Informationen. Doktor Miles Buchanan wird Ihnen seine Ergebnisse mitteilen.“

Buchanan war ein Wissenschaftler wie aus dem Bilderbuch. Klein, schwächlich, wirre Mähne und eine dicke Brille, der Geschäftsanzug schien ihm unangenehm und war es wohl auch. Man konnte sich den Mann eigentlich nur einem Laborkittel wirklich vorstellen.

„Wir haben zwar das Getränk chemisch analysiert, wir haben auch die Dosen auseinander genommen, aber wir haben nie etwas gefunden. Vor einigen Tagen öffnete ich eine der Dosen für eine neue Testreihe, in der Überzeugung, keinen Unterschied feststellen zu können. Ich wurde gerufen, um eine Frage zu beantworten, und als ich zurück kam, überlegte ich kurz, die Dose weg zu kippen und eine frische zu öffnen. Wegen einer möglichen Kontamination in einem nicht zu hundert Prozent sterilen Labor. Ich gab aber dann doch jene, die bereits offen auf meinem Tisch stand, in die Analysestraße. Es war so ein ‚ach was soll schon passieren‘ – Gedanke. Hier ist die Formel von dem, das wir danach gefunden haben. Sie wird aktiviert, wenn das Getränk in einer offenen Dose Sauerstoff ausgesetzt wird. Öffnen und in einem Zug austrinken zeigt keine Wirkung, wenn Sie den Drink in ein Glas umfüllen, ebenso negativ. Aber wir haben eben in den letzten Jahrzehnten die Angewohnheit angenommen, direkt aus den Dosen zu trinken, und es ist so viel Inhalt, dass man sie selten in einem Zug leert. Das war das Verhängnis! Ich konnte dem Ergebnis nicht glauben, wir haben hunderte Dosen neu geöffnet und das Intervall zwischen öffnen und untersuchen kontinuierlich vergrößert. Die Wirkung beginnt sich nach etwa 30 Sekunden zu entfalten.“

„Martha, wären Sie so freundlich?“

„Mein Name ist Martha High, ich bin Anwältin und Mister Johnsons Beraterin.“ Die kleine, etwas pummelige Blondine mit einer großen Ausstrahlung nach Kompetenz und Sachverstand öffnete ihre Aktentasche und entnahm ihr einige Schnellhefter, die sie routiniert unter den Anwesenden verteilte. Rhodan und seine Mitarbeiter vertieften sich in die Schriftstücke. „Auf mein Anraten hat Mister Johnson die Informationen dem Papier anstatt elektromagnetischen Speichern anvertraut, da diese aus einer gewissen Entfernung auszuspionieren sind.“ Mercant warf die Blätter auf den Tisch und blätterte in seinem Pad, verglich zwei Formeln, nickte.

„Meine Damen und Herren, ich bin Geschäftsmann“, polterte Johnson. „Aber ich bin verdammt noch einmal auch ein Mensch dieser Erde! Und ich werde nicht zusehen, wie meine Heimat auf das Hinterhältigste von wem auch immer angegriffen wird. Ich bin hier, um eine gemeinsame Strategie vorzuschlagen! Dazu habe ich meine Anwälte und Stellvertreter mitgebracht.“ Er erhob sich von seinem Sessel. „Ich nehme an, Sie werden zuerst das Gehörte besprechen wollen. Bitte melden Sie sich bei mir.“

Auch Perry Rhodan stand auf und hielt Stan Lee Johnson die Hand hin. „Ich danke für Ihre Ehrlichkeit und Ihren Mut. Nicht viele hätten diese Größe aufgebracht.“

Johnson ergriff die Hand. „Nur, damit wir uns richtig verstehen, Mister Rhodan. Wir bleiben Konkurrenten und werden deshalb noch lange keine Freunde. Aber ich habe Respekt vor Ihnen und vertraue auf Ihre Treue der Erde gegenüber. Ich würde sagen, wir verteidigen gemeinsam die Erde!“

„Das ist ein Wort.“ Perry grinste. „Auf ehrliche Konkurrenten! Bitte behalten Sie Platz, es wird nicht lange dauern. Ich darf Sie auf einen Imbiss einladen? Klaus!“

Die Interstellar Trading Company war nach Starlight Enterprises der zweite Konkurrent der GCC im Handel mit fremden Systemen. Nachdem auf der Erde die GCC ein Monopol auf die Antriebe für die Transition in ferne Systeme besaß, hatte die ITC Kontakt zu topsidischen Herstellern aufgenommen und die Nachbauten der Echsenwesen in Kugelschiffzellen einbauen lassen. Die Ingenieure der Topsider hatten sich gewundert, doch der Kunde ist König, und so flogen

Kugelschiffe mit topsidischer Energiesignatur durch das Imperium, um Handel zu betreiben. Ähnlich wie Starlights hatte die ITC einen Partner unter den Springern gesucht und gefunden, dann hatte Atzgol ein Angebot gemacht, dem Stan Lee Johnson nicht widerstehen konnte. Er begann, zusätzlich zu seinen anderen Geschäften mit dem Import eines Energydrinks. Mit fatalen Folgen, wenn auch die schlimmste Zeit vorbei war und sich das Leben langsam zu normalisieren schien. Doch auch Stan Lee wusste, es war der erste Schuss in einer langen Schlacht, in welcher er auf der richtigen Seite zu stehen gedachte. Auf der Seite der Erde und der Menschheit.

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Tana Starlight stand in ihrer Suite und betrachtete nachdenklich den Bildschirm.

„Tana?“ Chris trat hinter Tana und umarmte sie. „Du hast wieder diesen verträumten und sehnsüchtigen Blick, wenn Du das Fenster auf Außenkamera stellst.“ Sie legte ihre Hände auf seine und lehnte sich gegen ihn.

„Da ist etwas Wahres dran, Chris. Ich habe – ach, zum Teufel! Ich besitze ein Vermögen, einen Mann, der mich glücklich macht, einen tollen Sohn, gute Freunde. Ich habe aus dem Nichts ein Imperium geschaffen, innerhalb von nur dreißig Jahren sind wir ein Faktor in der bekannten Milchstraße geworden. Ich habe verhandelt und einiges sogar selbst konstruiert. Ich war unterwegs und habe Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt – und jetzt? Ich schiebe Zahlen auf einem Bildschirm hin und her, und ich gehe beinahe täglich in ein Fitnessstudio, nur um nicht aus dem Leim zu gehen, weil ich zu viel esse und trinke. Weil mir in meinem Büro die Decke auf den Kopf fällt, weil mich die nächste und übernächste Statistik jetzt schon anödet. Als Dad vermisst wurde, war ich plötzlich wieder lebendig, es war ein Abenteuer wie früher! Ich habe Probleme, wieder in den Alltag zu kommen. Hat sich alles gelohnt, nur um jetzt als Oberbuchhalter zu enden?“ Tränen traten in Tanas Augen, Chris knabberte an ihrem Ohr.

„Nimm Dir doch ein Schiff und gehe auf eine Inspektionstour“, hauchte er. „Oder suche neue Planeten, neue Märkte, neue Rohstoffquellen. Persönlich! Steig in die KLEOPATRA, wenn sie umgerüstet ist, und mach Dich auf die Socken. Oder nimm die ORION, dann aber sollte die KLEOPATRA als Eskorte trotzdem dabei sein. Wenn Du mich mitnehmen willst, freut es mich. Wenn nicht, werde ich auf Dich warten.“

„Die KLEOPATRA... warum nicht?“ Die Tränen versiegten und Tanas Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück. „Das ist eine wundervolle Idee, Chris. Wir könnten einmal irgendwohin fliegen und uns etwas ansehen. Wenn ein Geschäft dabei herauspringt, um so besser. Aber endlich einmal wieder da raus! Ich war schon total betriebsblind, habe nur noch Scheuklappen gehabt. Du hast recht, wir machen Flitterwochen, Liebster.“ Sie wandte sich um und küsste ihn stürmisch. „Komm in fünf Minuten nach! Ich habe Dir doch einmal etwas versprochen!“

„Weiße Hose, String?“

„Mmhmm!“ Chris lief ein Schaudern nicht nur über den Rücken. Fünf Minuten können verdammt lange werden...

*

„Hat jeder sein Pint?“ Tana Starlight alias Victoria Rosheen dalRhodan klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch. „Meinen Sohn Reginald kennen die Meisten von Euch ja wahrscheinlich schon. Also, Leute, was können wir erfinden, das uns eine Menge Kohle, Zaster, Moneten oder Gold einbringt?“

„Eine Pille gegen die Dummheit!“ der Ingenieur Charles Gentry faltete die Hände vor seinem dicken Bauch und schloss die Augen.

„Das funktioniert nicht!“ Ka'Areen beugte sich vor. Die Medizinerin aus dem Volk der Ara sah auch genau so aus wie alle ihres Volkes, beinahe zwei Meter groß hätte man sie, wäre sie ein Mensch gewesen, als spindeldürr und stark untergewichtig bezeichnet, und das mit vollem Recht. Für ihr Volk jedoch galt sie bereits als üppig, man konnte deutlich das für weibliche Humanoide typische Fettgewebe um die Milchdrüsen und die Hüften sehen, ungewöhnlich für Frauen ihrer Abstammung. „Wir könnten die Intelligenz steigern, das hilft aber wenig, wenn die Person nicht bereit ist, diese zu nutzen. Es gibt kein chemisches Mittel, die Menschen – und da rechne ich durchaus auch die arkonstämmigen Völker dazu - zum denken zu zwingen. Jeder will alles wissen, sich aber durch Seiten wissenschaftlicher Artikel zu lesen, oder überhaupt die Grundlage zu erwerben, diese Artikel zu verstehen, dazu sind sie zu faul. Nun ist nichts gegen körperliche Faulheit einzuwenden. Unser Charly ist dafür das beste Beispiel!“

„Zuviel der Ehre, Teuerste.“ Charles öffnete die Augen und blinzelte. „Ich bin also faul, so, so!“

„Du bist faul, Charly, und wir lieben Dich alle, wie Du bist“, warf Ka'Areen ihm eine Kuschhand zu.

„Körperliche Anstrengung magst Du gar nicht, darum bist Du ein guter Erfinder. Du erfindest Dinge, die Dir die Arbeit entweder erleichtern oder ganz abnehmen!“

„Ach, es gibt durchaus Gelegenheiten, da ist unser Charly körperlicher Anstrengung gar nicht abhold. Und ich bin sicher, dass er dafür nichts erfindet“, warf Sophia Lorenz ein, die Hochenergietechnikerin war noch nicht lange auf der HEPHAISTOS, hatte sich aber schnell eingelebt.

„Manchmal lohnt es sich, Sophia!“ Charly lächelte versonnen. „Wollen wir wieder einmal essen gehen?“

„So sehr mir Euer privates Glück am Herzen liegt“, unterbrach Tana Starlight. „Und so sehr ich Euch von ganzem Herzen viel Spaß wünsche, bitte ich Euch noch kurz um Aufmerksamkeit. Dann könnt Ihr Euch gerne in eines von Smokebeards Separees zurück ziehen. Also ist eine Pille gegen die Dummheit kein Erfolgsschlager?“

„Wie gesagt, die Masse möchte denken lassen und sucht sich die Meinung, die am besten zu den Vorurteilen passt. Es hilft keine Intelligenzsteigerung, wenn die Person nicht denken will.“

„Verstehe. Andere Vorschläge?“ Tana sah in die Runde. „Hat keines der Genies hier eine Idee? Ja?“

„Wir könnten ein Ortungsgerät bauen, das unsere verschleierte Sprünge sichtbar macht. Den Dämpfer könnten wir dann allgemein anbieten, wir hätten doch wieder einen Vorsprung. Wir müssten nur sofort eine Tarnung gegen dieses Ortungsgerät entwickeln, dann können wir auch diesen Ortungsgeräten anbieten.“ Tana warf einige Zahlen in ihr Pad.

„Wir erhalten praktisch den Status quo und verdienen daran? Das gefällt mir.“ Tana klappte ihr Pad zu und nickte.

„Ich möchte an dieser Stelle auch noch eine Ankündigung loswerden.“ Die Chefin lehnte sich vor und sah jeden einzelnen der Runde an. „In wenigen Tagen kommt unser erstes Schiff der 600 Meter Klasse, die KLEOPATRA, aus der Werft. Ich habe sie von der Konstruktion her schon stark bewaffnet, sie, die HELENA und die THEOPHANU sollten der Grundstock einer Kampf flotte für den Ernstfall werden. Ich habe nun ein viertes Schiff bestellt, die POMPADUR. Nach der Umrüstung der KLEOPATRA werde ich eine kleine Expedition unternehmen und mich selbst und persönlich im Imperium umsehen. Leute, allmählich bekomme ich wieder Hummeln im Arsch, ich möchte einige Zeit nicht stillsitzen wie die Spinne im Netz und verstauben! Den Spaß gönne ich mir, wenn ich dabei Geschäfte oder Rohstoffe finde, umso besser. Mein Vertreter wird Leslie Myers, sie wird Reginald als meinen Nachfolger und Erben einarbeiten, bis er sich imstande fühlt, selbst zu

übernehmen. Oder bis ich zurück komme, was ich eigentlich vorhabe. Das wäre es fürs Erste. An die Arbeit, Leute!“

Montreal, Kanada

Ein eiskalter Wind pfiß durch die Straßen der Stadt Montreal, trieb dicke Regentropfen vor sich her, peitschte die wenigen Passanten in die Häuser.

„Wer diese Gegend die ‚Belle Provence‘ genannt hat, war irgendwie verrückt“, knurrte Sam Bold und zog die Kordel der Kapuze seines Parkas enger. „Zu Hause würde ich mir jetzt am Abend einen Sweater überlegen, und hier friert einem das Hirn ein.“

„Pardon, Monsieur, aber sie haben keine Ahnung, was Kälte ist!“ Der Capitaine der Service de Sécurité Incendie de Montreal lachte vor sich hin. „Kommen sie nächstes oder übernächstes Monat wieder, dann erleben Sie Kälte. Und Schnee.“

„Merde“, fluchte Rick Kenda und hauchte auf ihre klammen Finger. Diesmal hatte sie auf modischen Chic verzichtet hatte und einen ordentlichen Anorak und einen dicken Pullover gewählt, ihre Beine und Füße steckten in dicken Cordhosen und gefütterten Stiefeln.

„Parlez-vous français, Mademoiselle?“ Der Montrealer fragte mit der typischen Begeisterung der frankophonen Bevölkerung für ihre Sprache.

„Peu“, antwortet Richarda. „Très peu! Je suis désolé.“

„Dommage! Aber danke, dass sie ein wenig sprechen. Hier sind wir am Ort, wo wir den Brand löschen mussten. Die Service de Police de la Ville de Montreal und die Sûreté de Quebec hatten den Mann schon länger im Visier, er soll ein bekannter Fälscher gewesen sein. Wir hatten damals Glück im Unglück. Drüben, auf den Inseln wäre der Brand fataler ausgegangen. Hier im Vorort sind die Häuser niederer und kleiner. Da unten im Keller muss eine riesige Hitze geherrscht haben, ich wundere mich, dass nicht das ganze Haus komplett verbrannt ist. Na ja, viel ist nicht übrig, aber mehr, als wir erwartet hatten. Und es hat nicht in die Nachbarschaft übergegriffen. Können sie sich vorstellen, wie das bei den ganzen ‚Skycrappern‘ da drüben ausgesehen hätte.“

„Crappern?“ Akiri konnte ihr Gesicht nur mühsam beherrschen.

„Wenn Sie bei der Feuerwehr wären, würden Sie es ähnlich sehen, Mademoiselle. In Wirklichkeit sind diese Hochhäuser Todesfallen, wenn wirklich etwas passiert. Sagen Sie nicht, das es unmöglich ist, dafür habe ich schon zu viel gesehen. Anno 46 war es, da hat es auf der Île Notre-Dame ganz schön gebrannt. Ein ganzes Viertel ist in Schutt und Asche gelegen, ein Glück, dass damals die Untergrundstadt schon fertig war. Da konnten die meisten hinunter, ohne zu erfrieren, die Armee und das RCMP haben ihre Lager geöffnet und Schlafsäcke ausgegeben, dann auch noch schnell eine Ausspeisung organisiert. Auch wenn Quebec frankophon ist, hat uns der Rest von Kanada nicht im Stich gelassen. Wir werden Kanada auch unterstützen, wie immer wir können. Wir sind stolz, Kanadier zu sein! Auf jeden Fall war das damals eine riesige Sache, ich will gar nicht mehr daran denken. Hat aber mit der Sache hier nichts zu tun, die war zehn Jahre später.“

„Wurde ein Mensch von einem anderen Planeten damals vermisst, als es auf der Insel brannte?“ Sam wurde hellhörig.

„Nein, Monsieur, damals nicht. Aber es muss so 56 gewesen sein, da hat man uns verständigt, dass einer in den Horseshoe - Fall oben in Niagara gefallen sei, wir sollten aufpassen, ob wir seine Leiche finden. Unmöglich! Wir haben nie mehr etwas davon gehört. Etwa ein Monat später war dieser Brand hier.“

„Danke, Capitaine!“ Rick reichte dem Mann die beinahe erfrorene Hand, der drückte mit seiner warmen Pranke zu. „Die Beweismittel hat die Polizei von Montreal?“

„Die sind in der Verwahrung der Sûreté de Quebec. Es ist hier nicht direkt die Stadt Montreal, sondern ein Vorort. Sie finden die Büros in der Rue Parthenais, ich nehme an, Sie werden bereits erwartet. Ich bringe sie hin.“

Alle vier klemmten sich in den hochrädigen SUV mit der Aufschrift SIM und dem roten, kreuzförmigen Emblem auf blauem Grund der Feuerwehr Montreal.

„Wundern Sie sich nicht, wir haben hier gerne noch ein paar Räder. Wenn im Winter die Stürme richtig wüten, ist man manchmal ganz froh, wenn man nicht schweben muss, sondern fahren kann. Daher auch die ausfahrbaren Spikes für mehr Halt. Aber natürlich fährt das Ding schon lange mit arkonidischem Minimeiler für den Antrieb. Genau so, wie die RCMP, die nicht auf ihre Schneemobile mit dem Kettenantrieb verzichten will. Wie gesagt, ist ein kaltes und manchmal stürmisches Land, da oben im Norden. Aber auch ein verflucht schönes.“

Damals, noch ehe Perry Rhodan zu seinem Flug zur Wega aufbrach, hatte die Firma SAAB als erste Kontakt zur GCC wegen der Lieferung von Minimeilern aufgenommen und die alten Konstruktionspläne für ein schweres Flugzeug mit Luftschrauben aus den Schubladen geholt. Es sollte jetzt, durch starke Elektromotore angetrieben, sein Comeback feiern. Es wurden einige tausend Exemplare verkauft, ehe der Föhrenantrieb die aerodynamische Luftfahrt auf Kleinstflugzeuge beschränkte. Die Firma VOLVO folgte und baute eine große Luxuslimousine und einen schweren SUV. Der Slogan ‚einmal gekauft, nie mehr getankt‘ bescherte hervorragende Verkaufszahlen, die ersten Käufer des SUV war die RCMP, die berühmten Mounties. Unbeschränkte Reichweite und sichere Heizung hatte für diese Polizeieinheit einen deutlichen Anreiz, minus 20 Grad ohne Benzin sind eine unangenehme Sache.

Als dann 2036 die ersten reinen Gravigleiter entwickelt wurden, waren es wieder die kanadischen Polizisten, die in der Wildnis das neue Gerät testeten. Es bewährte sich nur sehr begrenzt, bei starkem Sturm war kein Manöver mehr möglich. Also bat man den Hersteller VOLVO um einen Hybrid, Räder plus Gravantrieb. Platz war in der Karosserie genug vorhanden, und so fuhren die kanadischen Einsatzkräfte immer noch mit Rädern, bei Sturm drehten sie den Grav unter Umständen in die andere Richtung und machten das Fahrzeug schwerer. Mit den ausfahrbaren Spikes und den Spezialreifen waren sie so bei jedem Wetter sicher Unterwegs. VOLVO bot in Folge dieses Modell, das den Namen ‚eXXXtrail‘ erhielt, auch mit Erfolg in Skandinavien und Russland an. Lada konstruierte für Sibirien eine einfachere und billigere Variante ohne Luxus, ohne Schwebereinrichtung und ohne die im Westen so beliebt gewordene Zusatzausstattung, dafür aber für Jedermann erschwinglich.

Kenda hielt ihre Hände vor die Heizungsanlage. „Ich hätte die Handschuhe auch nehmen sollen. Voriges Monat Hitzewelle in NYC, und jetzt diese verdammte Kälte! Akiri, wieso frierst Du bloß nicht?“

„Wer behauptet denn so etwas?“ die Japanerin drehte sich zu den hinten eingestiegenen Kenda und Bold um. „Nur weil meine Zähne nicht klappern, bedeutet es nicht, dass mir warm ist. Ich ignoriere die Kälte bloß! Das ist japanisch, und auch ein wenig Zen.“

„Respekt, Madame! Sie könnten hier schnell heimisch werden. Aber ein wenig von der schönsten Sprache der Welt sollten Sie schon lernen.“

Akiri dankte mit einem Lächeln und einem kurzen Nicken. „Sagen Sie, wie ist jetzt die Regierung hier?“ Sie sammelte gerne weiter Informationen.

„Wir sind natürlich Untertanen des König oder der Königin von Britannien. Dazu haben wir ein Parlament und einen Ministerpräsidenten. Als es zu den Liquivital-Unruhen kam, haben einige

Vigilanten aus dem Hinterland unseren Arsch gerettet und Ausschreitungen verhindert, mit ihren privaten Thermostrahlern alle vorhandenen Vorräte verdampft und gedroht, jeden an den Ei... Entschuldigung, an den Hoden aufzuknüpfen, der mehr als eine offene Dose ins Land bringt. Die Situation hat sich danach schnell geklärt, ein paar haben aus Scham Selbstmord begangen, es gab massenhaft Scheidungen, aber im großen und ganzen hat sich die Situation wieder halbwegs normalisiert. Nächstens halten wir wieder Wahlen ab, dann geht alles seinen Gang. Der Oberst der Vigilantenarmee, der jetzt als Premier fungiert, wird sich mit seinen Gruppen wieder aus der Politik zurückziehen, er kandidiert bei dieser Wahl nicht. Kaum einer aus den Komitees, der mehr als Bürgermeister werden möchte.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ein guter Kanadier, dieser Bob Grauer Bär. Ein verdammt guter Kanadier!“

Sie fuhren rasch durch die Straßen der Stadt, über eine Brücke kamen sie auf die Hauptinsel der Stadt, die Île de Montreal, und fuhren beinahe lautlos in das Zentrum, wo sich das Büro des SQ befand.

„Wo sind die ganzen Menschen?“ wunderte sich Akamoku, und Yves Moncroix erklärte ihr voller Stolz.

„Die Häuser gehen vier, manche fünf Stockwerke unter die Erde und sind alle mit einander verbunden. Sie können hier hinabfahren und mit den rollenden Wegen am anderen Ende der Insel wieder heraufkommen. Oder Sie nehmen die Metro bis an das Ende der Stadt, unter den drei Flüssen hindurch. Niemand muss bei schlechtem Wetter ins Freie, sie können im Warmen einkaufen oder etwas essen gehen oder was auch immer. Damit haben wir schon Ende des 20. Jahrhunderts angefangen, seitdem ist das System gewachsen, bis die ganze Stadt angeschlossen war. Darauf sind wir mächtig stolz, das haben wir allein hingekriegt, bevor die arkonidische Technik den Vortrieb unter Tage leichter machte. Oben sind die Wohnungen, man kann hinaussehen, für den Sommer gibt es sogar Balkone. Und natürlich kann man auf die Straße gehen. Aber im Winter – glauben Sie mir, bei minus 20, 25 Grad ist man froh, drinnen bleiben zu dürfen!“

„Viel ist nicht übrig geblieben“, seufzte Kenda und stocherte in den mehr als halb verkohlten Überresten, die sie auf dem Tisch in der Asservatenkammer des SQ ausgebreitet hatten.“

„War ein heißes Feuer, Lady!“ Ian Moss von der SQ war groß, dunkelblond und sah mit seinem kantigen Kinn und den sanften Augen absolut umwerfend aus, wie Richarda Kenda fand. Mit Ian gab es keine Verständigungsprobleme, er war Anglophon.

„Was haben wir hier? Sieht aus wie ein Datenstick.“ Akiri hielt mit einer Pinzette das Beweisstück dicht vor ihre Augen.

„Ja, aber wir konnten keine Daten rekonstruieren, es kommt einfach kein Kontakt zustande, wenn man in auslesen will. Und wir haben gute Leute.“

„Dürfte es trotzdem jemand vom TBI versuchen, Sir? Ich will Ihnen und Ihren Leuten nicht zu nahe treten, aber wir haben die bessere Ausrüstung zur Verfügung.“

„Glaube ich sofort“, winkte Ian die Entschuldigung als unnötig fort. „Wir hatten keinen Verdacht, dass die Sache so wichtig ist. Brände kommen vor, und es gab keine Anzeichen von Fremdverschulden. Wir hatten eine vage Hoffnung, so etwas wie eine Kundenliste zu finden, aber deswegen die Terrabehörde einzuschalten – wir hielten es ehrlich gesagt für übertrieben.“

Akamoku hatte bereits ihr Phone in der Hand und schilderte Cesar Alexander den Fall. Dann wandte sie sich wieder an den Kanadier. „John Schwarzer Elch wird morgen da sein. Wir danken Ihnen und der SQ für Ihre Unterstützung, Ian. Können Sie uns ein gutes Hotel empfehlen?“

„Ich bringe Sie hin, das Montreal Hilton mag nicht die erste Adresse sein, aber man wohnt ganz gut und es liegt ziemlich zentral. Wenn Sie möchten, hole ich Sie später zum Abendessen ab?“

„Danke, Ian!“ nahm Richarda an. „Ich werde gerne mitkommen.“ Hinter ihrem Rücken nickten Akiri und Sam, dann zwinkerten sie sich verschwörerisch zu, ohne dass es von Rick und Ian bemerkt wurde.

*

„Es ist kaum zu glauben, dass wir hier drei Stockwerke unter dem Straßenniveau sind!“ Rick Kenda schaute sich bewundernd um. Sie saßen auf einer weiträumigen Terrasse und konnten unter sich eine Plaza bewundern, über ihnen waren kühne Brückenkonstruktionen und Balustraden, Schaufenster, Lokale, eine Stadt unter der Stadt.

„Über uns ist der Park Beaudet“, weidete sich Ian Moss an Kendas Überraschung. „Hier bekommt man das beste Steak in der Stadt, dazu ein feines Moosehead Bier. Wir sind hier in der irischen Kommune, ich dachte, es ist angenehmer, wenn Sie sich auf englisch verständigen können.“ Akiri schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. „Danke, Ian. Sie geben sich viel Mühe.“ Auch Sam war beeindruckt, noch mehr allerdings, als die riesigen Steaks mit Kartoffeln und Salat aufgetragen wurden.

„Ich bin im Himmel, weckt mich ja nicht auf!“ jubelte er und machte sich daran, seinem Stück Fleisch mit Messer und Gabel zu Leibe zu rücken.

„Es war ein schöner Abend, Ian. Aber wenn Sie mich entschuldigen wollen, ich bin müde.“ Akiri trank ihr Bier aus und hob abwehrend die Hand, als Ian aufstehen wollte. „Bitte, ich finde allein nach Hause.“ Unter dem Tisch trat sie nach Sams Schienbein. Der griff nach seiner Flasche, trank ebenfalls aus.

„Ich komme mit, Akiri. Unterhaltet Euch noch schön.“ Ehe Richarda noch halbherzig Einwände erheben konnte, waren ihre Freunde bereits gegangen.

„Möchten Sie noch ein Bier, Rick? Oder darf ich Ihnen noch ein wenig von meiner Heimatstadt zeigen.“

Kenda überlegte kurz, betrachtete die Bierflasche in ihrer Hand, der weitere Verlauf des Abends war glasklar vorgezeichnet.

„Wollen wir diesen Teil nicht überspringen?“, fragte sie, ein Schmunzeln machte sich auf ihrem Gesicht breit. „Es ist doch nur noch verschwendete Zeit. Wären wir an einer ernstern Beziehung interessiert, dann könnten wir noch etwas unternehmen und die Sache wirklich langsam angehen lassen. Aber wir wissen beide, wo der Abend enden soll und wird, in zwei, drei Tagen bin ich wieder weg. Vielleicht haben wir auch nur diese eine Nacht, warum gehen wir nicht gleich ins Hilton? Wo wir doch offensichtlich dasselbe wollen!“ Ians Blick aus grünen Augen versenkte sich in den der braunen Ricks, las darin das gleiche Begehren und Feuer, das er selbst empfand.

„Mon jour de Chance“, sagte er leise, ehe er eine Kreditkarte zückte und in den Zahlschlitz des Tisches steckte. „Geht auf das SQ“, wehrte er die Versuche, ihn zu hindern ab. „Am Ende wird das SQ mit dem TBI verrechnen. Aber ab jetzt“, er grinste breit „Wird alles privat!“ Richarda lehnte sich vor und nahm seine Pranken in ihre schmalen Hände.

„Dann lass uns gehen.“ Sie griff in seinen Nacken, zog seinen Kopf halb über den Tisch, kam ihm auf halben Weg entgegen und küsste ihn zärtlich. „Ein kleiner Vorgeschmack. Wollen wir?“

*

„Guten Morgen, Rick, Ian!“ Sam begrüßte seine Partnerin und den SQ – Beamten. „Gut geschlafen?“

„Wie ein Murmeltier, Sam. Danke!“ Rick winkte einem Ober. „Bitte noch ein Gedeck für Mister Moss. Danke. Und Du, Sam?“

„Zumindest länger! Die englischsprachigen Sender hatten kein interessantes Programm, und französisch beherrsche ich nicht. Also habe ich vom Zimmerservice ein paar Bier kommen lassen und mich früh schlafen gelegt. Ich bin wach und fit! Ich hoffe, Ihr hattet mehr Spaß?“ Rick schloss die Augen und genoss den ersten Schluck Kaffee, spürte nach, wie das Getränk heiß und belebend durch ihre Kehle floss und die Lebensgeister erweckte.

„Guten Morgen!“ Akiris Stimme klang fröhlich hinter ihnen. „Ich hoffe, Ihr hattet einen schönen, langen, sehr langen Abend. Ich könnte einen Bullen verspeisen. Oder einen Hengst? Aber ich begnüge mich auch mit Speck und Ei. Ian, werden Sie doch nicht rot!“ Die Japanerin lachte, und auch Rick verzog lächelnd das Gesicht.

„Ich habe Dich gewarnt, Ian. Diese Sticheleien der Neider musst Du jetzt ertragen! Das ist sozusagen der Preis, wenn man in mein Bett will.“

Auch Ian begann zu grinsen. „In diesem Fall, Rick, ist es ein geringer Preis für ein tolles Erlebnis!“

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Die KLEOPATRA war eine Neukonstruktion, die sich zwar an die alten arkonidischen Muster anlehnte, sich aber doch deutlich von ihnen unterschied. Der Ringwulst war im Verhältnis deutlich größer dimensioniert, zwischen den 18 Impulstriebwerken saßen Geschützdrehtürme, die je zwei wirklich schwere Desintegrator- und Impulsgeschütze trugen. Eben solche Türme waren in zwei Reihen zwischen Äquator und Pol zu finden, eine Reihe mit zwölf Türmen, eine Reihe mit sechs. Der zentrale Turm am Nordpol trug noch einmal je vier Geschütze, zwei davon zählten zu den stärksten, die je außerhalb eines Raumforts verbaut wurden. Obwohl nur sechshundert Meter im Durchmesser, konnte sie es durchaus mit einem Schlachtschiff der STARDUST-Klasse aufnehmen, nachdem erst die geheimen Umbauten und Neuerungen eingebaut waren. Bei einer Übermacht konnte sie zumindest so lange kräftig zurückbeißen, bis sie entkommen konnte, denn immer noch lagen die größten Stärken der Starlight-Schiffe in Beschleunigung und extrastarken Schirmen.

Schweren Herzens hatte Tana Starlight eingesehen, dass ewiges Verstecken nicht möglich war, einmal würde man die HEPHAISTOS finden. Daher gab sie bereits vor einiger Zeit eine schlagkräftige Kampfflotte in Auftrag. Das erste Schiff wurde eben geliefert, der Umbau begann sofort mit allen Kräften. Die HELENA sollte ein Monat später geliefert werden, wieder ein Monat danach die THEOPHANU. Auf die POMPADUR würde man länger warten müssen, sie wurde eben erst auf Kiel gelegt.

Ghoma hatte, wie beinahe alle Raumfahrer an Bord der HEPHAISTOS, die KLEOPATRA besichtigt. Nach dem Studium der Umbaupläne erfüllte sie tiefer Respekt, das war ein Raumer, das sich sogar gegen die Schiffe der Überschweren durchaus mehr als nur behaupten konnte. Sie hatte sich gefreut wie ein kleines Kind, als sie in der Simulation mit der KLEOPATRA fliegen durfte, das Gefühl war grandios.

„Wie gefällt Ihnen die KLEOPATRA?“ Ausnahmsweise traf Ghoma ihre Chefin nicht in einem Lokal, sondern auf der Brücke des neuen Schiffes.

„Es ist umwerfend!“ rief Ghoma in ehrlicher Bewunderung. „Und es ist wunderschön harmonisch in den Verhältnissen Wulst zu Zelle.“

Tana lächelte still. „Setzen Sie sich, Ghoma. Nein, nicht dorthin, das ist ein Reservesitz. Das dort ist Ihrer.“

„Das ist der Sessel des...“ Ghoma stockte der Atem, das konnte nur ein Scherz sein, das war unmöglich. Ihr schwindelte.

„Gratuliere, Skipper. Ihr Schiff! Ich vertraue Ihnen, Ghoma, weil ich Hemghat vertraue und der Ihnen. Also, ich nehme an, Sie werden sich mit Ihrem neuen Kommando vertraut machen wollen. KLEOPATRA! Kommando an Ghoma, heutiger Tag, aktuelle Uhrzeit, durch meine Berechtigung Tango Sierra Sierra KLEOPATRA. Bestätige.“

„Kommando eingetragen. Willkommen an Bord Skipper. Code Tango Sierra Sierra KLEOPATRA. Alle Rechte in Kraft. Bitte legen Sie Ihre Hand auf die leuchtende Platte an Ihrem Sessel. Identität gespeichert. Bitte sprechen Sie jetzt den Code.“

„Tango Sierra Sierra KLEOPATRA!“

„Stimmerkennung gespeichert. Gratuliere, Captain Ghoma!“

„Captain Ghoma, ich möchte Ihnen hier Ihre Bestellung überreichen.“ Tana holte aus einer bisher unbemerkt gebliebenen Mappe ein Schriftstück, dickes Büttenpapier mit einer Schrift, die aussah, als hätte man sie mit dicker Feder handgeschrieben. „Ein Brauch, der ausgestorben war, aber ich finde es schön, so ein Dokument auch mit den Händen angreifen zu können. KLEOPATRA, lass Seite pfeifen!“ Ein schriller Dreiklang erfüllte die Brücke und das Schiff, jeder ließ von der Arbeit, die er eben verrichtete ab und hörte zu. Tana stand auf und bedeutete Ghoma, sich ebenfalls zu erheben. „Ghoma aus der Sippe Hemghat“, las sie vor, oder tat zumindest so. „Sie werden gebeten und angewiesen, das Kommando über die TSS KLEOPATRA zu übernehmen. Ihre weiteren Aufträge folgen.“ Sie reichte die Mappe der rothaarigen Riesin und hielt ihr die Hand entgegen, Ghoma ergriff beides wie im Traum.

„Aachtung!“ bellte im Hintergrund eine Männerstimme, hunderte Besatzungsmitglieder und Umbauarbeiter nahmen Haltung an. „Ma'am, im Namen der Besatzung, willkommen an Bord!“ „Danke!“ Ghomas Blick heftete sich auf die Rangabzeichen. „XO, lassen Sie bitte weitermachen. Darf ich Sie in etwa fünf Minuten in mein Büro bitten? Wenn ich es bis dahin gefunden habe“, lachte Ghoma.

Die Stimme der Picotronik klang auf. „Ich führe Sie hin, Skipper. Bitte folgen Sie dem grünen Punkt.“

„Nanu, kein humanoides Hologramm?“ Im Lift konnte sich Ghoma einen Scherz nicht verkneifen. Neben ihr erschien eine in dünne Schleier und viel Schmuck offenherzig gekleidete, schwarzhaarige, gut aussehende orientalische Frau.

„Dieses wäre das Bild, wenn man alle Vorstellungen über Königin Kleopatra auf ein Bild reduziert. Wenn Sie wollen, speichere ich dieses Erscheinungsbild ab.“

Ghoma lachte. „Für mich den Punkt beibehalten. Aber für sonstige Anlässe – speichere ruhig. Besser als eine Schleimkreatur in Gesicht zu bekommen!“

„Ma'am, melde mich wie befohlen!“ Der XO stand stramm und salutierte, Ghoma stand auf und erwiderte den Gruß. Dann reichte sie ihre Rechte über den Tisch.

„Danke, XO. Bitte, setzen Sie sich. Wir sollten uns so rasch wie möglich kennen lernen, denke ich. Ebenso, wie den Rest der Brückenmannschaft.“

„Da geht es mir nur wenig besser, Skipper. Ich kenne die Leute auch erst zwei Tage. Die meisten zumindest. Aber, fangen wir bei mir an.“

Luther Breckenridge aus New Orleans war eine Mischung aus Afroamerikaner, Mexikaner und American Native. Er hatte diesen typischen, weichen Südstaatenslang, der Anfangs immer ein wenig gewöhnungsbedürftig war, eine Figur wie ein Baseball-Spieler und einen brillanten Verstand. Seine Eltern stammten aus einer armen Familie, seine Mutter hatte eine Stelle bei der GCC ergattert und sich einige Zeit später in New Orleans als Leiter der Niederlassung wiedergefunden, einen Afroamerikaner kennengelernt und geheiratet. Wie es normal war, schenkte sie John Breckenridge ein Kind, genauer einen Sohn, der die Schulen der Reihe nach mit Erfolg absolvierte und nebenbei Baseball spielte. Mit 18 Jahren stand er vor einer schweren Entscheidung. Einerseits hatte er ein Angebot von Starlight Enterprises auf dem Tisch liegen, die eine weitere Ausbildung für den Raumdienst plus Studium anbot, andererseits ein Angebot von Yale. Luther überlegte etwa zehn Minuten sehr intensiv, dann ging er zu seiner Mutter.

„Juristen gibt es wie Sand am Meer, Junge!“ hatte Linda gesagt. „Wenn Du die Chance hast, da hinaus zu gehen, und eine Karriere zu machen, dann verdammt noch mal, darfst Du nicht zögern!“ John hatte seinen Sohn an sein Herz gezogen, ihm seine Gibson in die Hand gedrückt und ihm einen Auftrag gegeben.

„Jetzt rocke das Universum, Sohn, und bring ein paar kleine, grüne Breckenridges nach Hause! Na gut, meinetwegen auch blaugrau!“ Er hatte mit seinem rauen Bass lauthals gelacht. „Aliens sind doch das einzige, das wir nicht in der Familie haben! Es wird Zeit, mach Dich daran!“ So landete Luther auf der HEPHAISTOS und arbeitete sich einerseits auf der Universität und andererseits als Raumschiffoffizier nach oben. Nun war er XO des neuesten Schiffes der Starlight- Flotte.

„Sehen Sie es als Problem, weil man mich über Ihren Kopf so schnell zum Kommandanten befördert hat?“ Ghoma sprach die Zentralfrage sofort und direkt an, Luther lächelte offen.

„Ma'am, man hat mir die Wahl gelassen, entweder hier als XO oder auf der bald eintreffenden CARLOS als Kommandant. Die CARLOS wäre mit 400 Metern auch nicht zu verachten, aber ich habe mich entschieden, lieber auf der KLEOPATRA die zweite Geige zu spielen. Dazu kommt, sie haben bei weitem mehr Erfahrung als ich, also keine Sorge. Ich stehe hinter Ihnen, und der Rest der Mannschaft wird das auch.“

„Gut, Mister Breckenridge.“ Ghoma blätterte durch die Akte. „KLEOPATRA, kann ich eine Trinkschokolade mit Chili bekommen? Und der Commander, was immer er möchte?“

„Kaffee, schwarz, zwei Zucker, bitte!“

„Kommt sofort!“ KLEOPATRA hatte man einen angenehmen unaufdringlichen Alt programmiert. Durch eine Klappe auf dem Schreibtisch hoben sich zwei Tassen, von denen eine Ghoma nahm und schnupperte. Die richtige, sie bedeutete Breckenridge, sich den Kaffee zu nehmen.

„Ich gestehe, dass ich wenig Erfahrung in menschlichen militärischen Umgangsformen habe, XO. Also bitte, buchen Sie nicht jedes Wort von meinem Konto ab und helfen Sie mir.“

„Ma'am, das mache ich gerne. Darf ich frei sprechen, Ma'am?“

„Natürlich, XO, reden Sie. Ist es eigentlich nötig, mich bei jedem Satz mit Ma'am anzusprechen, und darf ich Ihnen erlauben, nicht andauernd in dieser steifen Haltung zu sitzen?“

„Nein, Skipper. Und ja, Sie dürfen bequem sitzen und stehen erlauben.“ Luther entspannte sich ein wenig.

„Dann ordne ich es hiermit an. Sitzen und stehen Sie in Zukunft bequem, wenn es das Protokoll nicht anders vorschreibt.“

„Danke, Skipper“, entspannte sich Luther noch mehr. „Ich habe hier einige Punkte vorbereitet, die Ihre Aufmerksamkeit erfordern.“

„Geben Sie mir die Daten, XO. Spielen Sie übrigens Schach?“ Luther erlaubte sich ein Lächeln.

„Leidenschaftlich, Skipper.“

„Gut!“ Ghoma lächelte zurück. „Ich kann einen Lehrer brauchen.“

Fortsetzung folgt ...



Vader & Ich / Teil 4

Eine Star-Wars-Fortsetzungsgeschichte von Rosalinda Kilian

IN A GALAXY FAR FAR AWAY: Diener des Imperiums

Manches in dieser Galaxis unterschied sich nur unwesentlich oder auch gar nicht von dem, was ich von meiner Heimatwelt kannte. Mit dazu bei trug die Architektur, die Imperial City aussehen ließ wie eine Sci-Fi-Version von Hongkong, Singapur oder Dubai.

Anderes hingegen war gewöhnungsbedürftig. So zum Beispiel, dass fast alle meiner Mitarbeiterinnen lediglich eine Art Zwangs- oder Sklavenarbeiter waren, auch wenn man diesen Tatbestand gerne euphemistisch mit Begriffen wie Kontrakt- oder Kontingentarbeiter verschleierte.

Eine passende Entsprechung zu meiner Welt war die so genannte Indentur, die Vertragsknechtschaft. Hier wie da verpflichtete sich der Kontraktarbeiter, für eine bestimmte Zeit für eine andere Person, ein Unternehmen oder das Imperium zu arbeiten, oft ohne dafür Lohn zu erhalten. Im Gegenzug erhielt er dafür Unterkunft, Verpflegung, Ausbildung oder den Transport auf einen anderen Planeten.

Nachdem der Arbeiter die im Vertrag bestimmte Zeit (unterschiedlich, meist aber ein Zeitraum zwischen zehn und fünfundzwanzig Jahre) gearbeitet hatte, stand es ihm frei, sich weiter oder anderweitig zu verdingen oder wieder auf seinen Heimatplaneten zurückzukehren.

Fragwürdige Praktiken wie Raub, Erpressung, Täuschung oder auch, weil die Kontraktarbeiter im Rekrutierungsprozess nicht persönlich angeworben wurden als auch die Behandlung der Arbeiter an den Zielorten rückten diese Arbeitsverpflichtungen in die Nähe echter Sklaverei, wie man sie häufig noch im Äußeren Rand oder im Hutt-Territorium fand.

Im Gegensatz zu einem Sklaven durfte ein Kontraktarbeiter jedoch persönliches Eigentum besitzen oder sich bei Unstimmigkeiten oder Misshandlung an die Gerichte wenden.

Die Arbeitsbedingungen für imperiale Zwangsarbeiter waren nicht wirklich schlecht und häufig besser als die Lebens- und Arbeitsbedingungen auf so manchem Planeten, vom dem die Arbeiter stammten – es gab Arbeitszeitregelungen, freie Tage, akzeptable Wohnheime, einwandfreie Lebensmittel in ausreichender Menge, ein Mindestmaß an medizinischer Versorgung, Taschengeld und am Ende der Dienstzeit ein paar Credits bar auf die Hand.

Natürlich gab es Disziplinarstrafen.

Aber das hatte nichts mit peitschenschwingenden Sklaventreibern und auch nichts mit den Arbeitsbedingungen in einem Konzentrationslager zu tun.

Kontrakt- oder Kontingentarbeiter waren aber nicht frei. Nicht frei, die Arbeitsstelle zu wechseln oder aufzugeben, sie durften nicht heiraten, Familien gründen oder vor Ablauf ihrer Dienstzeit auf ihren Heimatplaneten zurückkehren.

Es wurde zwar oft behauptet, dass das böse, rassistische Imperium sich hauptsächlich Nichtmenschen als Kontrakt- oder Kontingentarbeiter hielt, was zwar speziell auf meine Abteilung zutraf, aber vom Grundsatz her nicht stimmte.

Außerdem verschwiegen solche Behauptungen, dass es häufig die planetaren Regierungen selbst waren, die ihren jungen und gesunden Bevölkerungsüberschuss dem Imperium oder Konzernen als billige Arbeitskräfte andiente, zur Tilgung von Schulden, zur Absicherung von Krediten oder ganz allgemein zur Gewinnerzielung ...

Nicht alle meine Mitarbeiterinnen waren Zwangsarbeiter. Silk, die Vorarbeiterin, war wie ich eine freie Bürgerin Coruscants.

Der Rest der Truppe war eine bunte Mischung der am weitesten verbreiteten Nichtmenschen: Gad war eine Duros, die uns gerne mit ihren Geschichten unterhielt, Kiieni eine Iktotchi, die zwar weder lesen noch schreiben konnte, aber über eine Art siebten Sinn zu verfügen schien, wohingegen Pili-i eine zierliche, blauhäutige Omwati mit federartigen perlweißen Haaren war. Tiemi war ein Sullustanerin und hatte sich bereits als hilfreich erwiesen, weil sie sich an fast jeden Weg erinnern konnte, den sie jemals gegangen war, wohingegen Chad, Wib und Aayla'a der Spezies der Twi'lek angehörten. Vas Kee war eine Weequay und sehr gläubig, was bedeutete, dass sie ihren Göttern, besonders aber der Mondgöttin Quaay, regelmäßig streunende Tiere opferte (und es deshalb in unserer Abteilung bzw. in der näheren Umgebung keine solchen mehr gab). Außerdem gab es da noch Delenna, eine Wookiee. Die Kommunikation mit ihr war schwierig, da es ihr einerseits physisch unmöglich war, Basic zu sprechen, von uns anderen aber niemand

Shyriiwook sprach (Shyriiwook bestand hauptsächlich aus Brumm- und Knurrlauten sowie Schnaufen, Grunzen und Heulen).

Dann war da noch Laardi und ihr Baby – ja genau, die Rodianerin, die ich bei dem Unfall mit der Bahn vor ein paar Monaten kennengelernt hatte. Nicht, dass ich ernsthaft damit gerechnet hatte, aber Laardi wollte tatsächlich ihre Schulden bei mir abarbeiten und hatte zunächst an einen Job im Haushalt gedacht, ich nutzte die günstige Gelegenheit und rekrutierte sie für das Logistikzentrum bzw. für meine Abteilung.

Die Personalabteilung machte zunächst Schwierigkeiten und wollte keine Rodianerin mit Baby als Mitarbeiterin einstellen, ich begann Druck auszuüben – wir brauchen Leute, und wenn sie nichts taugt, entlasse ich sie eben wieder ...

Laardis Baby war herzallerliebste und schnell unser aller Liebling, kein Wunder, die riesigen Knopfaugen des Rodianerbabys sprachen unser aller Mutterinstinkte an, Laardi selbst erwies sich als flinke und fleißige Arbeiterin, die darüber hinaus mit äußerster Sorgfalt ihre Aufgaben erfüllte. Dafür kam sie später und ging eher, auch die Pausenzeiten legte sie gern zu ihren Gunsten aus, was ich aber im Allgemeinen zu ignorieren pflegte.

Ich kümmerte mich um die Belange „meiner“ Mädchen, ging gelegentlich mit ihnen in die CoCo-Town zum Feiern oder zu irgendeinem Event, beantragte für sie Zulagen und / oder zusätzliche freie Tage, die sie bekommen konnten, wenn man sich als Abteilungsleiter nur die Mühe machte, die Anträge auszufüllen und zu unterschreiben ...

An den Zuständen konnte ich nichts ändern. Aber ich tat, was ich konnte. In gewisser Weise und gemessen an den Umständen war alles in bester Ordnung.

Und so dauerte es eine Weile bis ich bemerkte, dass das nicht der Fall war.

Chad wurde krank und kam erst nach ein paar Tagen wieder.

Wib hatte ein blaues Auge und behauptete, gegen einen Pfosten gelaufen zu sein.

Pili-i erklärte sich unpässlich und tauchte erst eine Woche später wieder auf.

Aayla'a stürzte aus Ungeschicklichkeit eine Treppe hinab und brach sich den Arm.

So ging das in Abständen und in wechselnder Besetzung. Nicht betroffen waren Gad, Kiieni, Tiemi, Vas Kee und Delenna, ebenso wenig meine beiden freien Mitarbeiterinnen, Silk und Laardi.

Schließlich wurde es mir zu bunt und ich übte Druck auf die drei Twi'lek und die Omwati aus, es ging nicht an, dass sie so oft krank feierten, meine Gutmütigkeit ausnutzten und letztendlich die anderen unverhältnismäßig mehr arbeiten mussten. Sie sahen sich unbehaglich an und schwiegen. Irgendetwas stimmte da doch nicht ...

„Mädels, ich kann euch nicht helfen, wenn ihr mir nicht sagt, was los ist“, lockte ich sie.

Eigentlich müssten sie inzwischen wissen, dass ich hinter ihnen stand. Ich glaubte schon, dass sie trotzdem nichts mehr sagen würden, aber dann entschloss sich Aayla'a doch noch zum Reden.

„Sie kommen meist am Wochenende und wollen, dass wir für sie ... tanzen und singen“, sagte sie.

„Tanzen und singen?“, fragte ich und sah sie verständnislos an.

Das Wohnheim für die Kontrakt- und Kontingentarbeiter des Logistikzentrums lag in unmittelbarer Nähe und wurde bewacht, man kam weder als Bewohner noch als Gast einfach so hinein und wieder heraus, musste seinen Ausweis zeigen und sich als Gast zusätzlich registrieren lassen. Es kostete mich viel Zeit und erforderte von Chad, Wib, Aayla'a und Pili-i noch eine Menge verschämtes Herumgedruckse, bis ich endlich verstand, was da vor sich ging: Offenbar hatten es ein paar junge Sternenflotten-Offiziere geschafft, den Code eines Notausganges im Wohnheims zu knacken und einige der Bewohnerinnen dazu zu nötigen, des Nachts für sie zu tanzen und zu singen (= Dienste sexueller Natur zu leisten). Sollten die jungen Männer der Meinung sein, dass die

Frauen dabei nicht engagiert genug waren, schlugen sie sie oder schubsten sie die nächste Treppe runter (manchmal taten sie das aber auch nur so zum Spaß).

Warum sie den Wachdienst nicht informiert hatten?

Die würden ihnen ja doch nicht glauben ...

Das erklärte im Übrigen völlig zwanglos, warum nur die drei Twi'lek und die Omwati betroffen waren – also Nichtmenschen, die eine gewisse erotische Anziehung auf Menschen ausüben konnten, selbst wenn es dabei meist nur darum ging, die Neugier zu befriedigen.

„Diesen Kerlen werden wir es heimzahlen.“, versprach ich meinen Mädchen. „Ich habe da auch schon eine Idee ...“

Sie kamen zu dritt oder zu viert, ihre Vorgehensweise war fast immer gleich: Einer oder zwei schoben Wache (= sie waren sich also über die Unkorrektheit ihres Tuns im Klaren), die übrigen holten sich eine Frau.

Und da setzte ich an. Pili-i würde unseren Lockvogel geben, wohingegen Aayla'a, Silk und ich diesen Dreckskerlen eine ordentliche Abreibung verpassen würden, wozu ich für jede von uns einen handelsüblichen Rohrstock besorgte. Wir mussten uns auch nicht allzu viele Nächte um die Ohren schlagen, bis sie wieder im Wohnheim auftauchten. Wie geplant lief ihnen Pili-i absichtlich-unabsichtlich über den Weg und flüchtete dann, wurde aber nur von einem der jungen Männer verfolgt, der jedoch seinen Kameraden bei der Jagd nach Pili-i lauthals angefeuert wurde.

Wir nutzen die Dunkelheit der nächtlichen Flure, verbargen uns in Seitengängen und Türnischen, stürzten uns dann auf die beiden Zurückgebliebenen und schlugen gnadenlos auf sie ein.

Eine Aktion, bei der man das Überraschungsmoment nicht unterschätzen sollte.

„Lasst euch hier nicht mehr blicken“, rief ich ihnen nach, als sie das Weite suchten, dann kam der dritte Mann zurück, dem es endlich gelungen war, die Omwati zu fangen (was nicht so einfach war, Omwati waren flink). Er zerrte die junge Frau am Oberarm mit sich, dann sah er uns und erkannte, dass er ein Problem hatte.

Er entschied sich für die schnelle Flucht, die Omwati schnöde zurücklassend.

Dann sahen wir uns an und lachten. Die würden so schnell nicht wieder kommen. Was wollten Sie auch sagen? Wir sind ins Wohnheim für Kontrakt- und Kontingentarbeiter eingebrochen und wurden von ihnen verdroschen?

Leider funktionierte das nicht ganz so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Das lag zum einen daran, dass die jungen Männer bedeutenden Familien angehörten und zum anderen, dass wir erkannt worden waren.

Am nächsten Vormittag erschienen ein paar Sturmtruppler und nahmen uns, also mich, Silk, Aayla'a und Pili-i mit.

Sie brachten uns ins Hauptquartier der Imperialen Sternenflotte, wo uns ein höherrangiger Offizier für unsere Unbotmäßigkeit bestrafen wollte. Die beiden jungen Männer, die wir gestern Abend verdroschen hatten, standen daneben und grinsten uns hämisch an. Da kamen sie bei mir aber an die Falsche – wer Darth Vader in die Augenlinsen gestarrt und von ihm eine Tracht Prügel kassiert hatte, fürchtete sich nicht mehr vor einem Sesselpupser gleich welchen Ranges und schon gar nicht vor Nachwuchsoffizieren, die noch nie in einem echten Gefecht waren und deren moralischer Horizont sich offenbar auf einen Kreis mit dem Radius Null beschränkte.

Ich stellte seine Berechtigung, uns zu bestrafen, offensiv und ganz grundsätzlich in Frage, was dazu führte, dass wir ein paar Mal das Büro und den Vorgesetzten wechselten, die sich auf Drängen der beiden Jungoffiziere mit unserem „Fall“ befassen sollten. Manche schienen interessiert, andere genervt und wieder andere leicht angewidert, aber keiner schien sich so recht mit der Sache

befassen zu wollen: Was ging sie das an, wenn zwei Idioten sich eine Abreibung geholt hatten, die sie sich nach Sachlage redlich verdient hatten? Sollten sie doch jemanden anderen die Zeit stehlen

...

Aber wie gesagt, die beiden Jungoffiziere gehörten bedeutenden Familien an und waren gewohnt zu bekommen, was sie wollten, und sie gingen tatsächlich bis zum Oberkommando, bis nach GANZ oben ...

Wir betraten also einen der größeren Konferenzräume in der obersten Etage des Sternenflottenhauptquartiers und unterbrachen eine Sitzung der wichtigsten Führungsoffiziere des Imperiums. Wir blieben am offenen Ende der hufeisenförmig gestellten Tische stehen und harnten der Dinge, die da kommen sollten.

Ich erkannte Großmoff Tarkin, Admiral Motti, General Tagge und den ISB-Colonel Yularen (wer regelmäßig den Teil der HoloNetNews verfolgte, für den man bezahlen musste, dem waren diese Männer ein Begriff), neben diesen waren noch mehr als ein Dutzend weiterer mir völlig unbekannter Generäle, Admiräle und Geheimdienstoffiziere anwesend, unter anderem ein blauhäutiger Humanoide mit leuchtend roten Augen.

Und Darth Vader.

Den ich allerdings erst bemerkte, als er von seinem Platz am Kopfende erhob und sich uns näherte. Silk, Pili-i und Aayla'a hatten ihn eher entdeckt und knieten bzw. lagen schon wieder auf allen vieren und mit gesenktem Kopf am Boden.

Diese Welt wies Ähnlichkeiten und Parallelen mit der meinen auf, war aber trotzdem in vielen Belangen völlig anders. Das Imperium war eine Mischung aus absolutistischer Monarchie und Militärdiktatur, es gab keine Rechtsstaatlichkeit, keinen Humanismus, keine Menschenrechte und keine christliche Nächstenliebe. Und man tat gut daran, sich an die hiesigen Regeln und Etikette zu halten.

Mit anderen Worten – ich fiel neben Silk auf die Knie und hielt den Mund, alles andere wäre selbst bei meinem Stand und Status als Bürgerin Coruscants vor diesem Kreis mehr als nur unklug gewesen.

Vader verlangte den Grund für die Störung zu erfahren, der ältere Admiral, bei dem wir zuletzt waren und der für die beiden Jungoffiziere sprach (wichtige Familie hin, wichtige Familie her, auch die beiden waren viel zu unbedeutend, um vor diesem Kreis ungefragt zu sprechen), schilderte eher unwillig die Situation, Vader hieß uns aufstehen, ging unsere Reihe ab und fing bei mir an:

„Ihr habt also diese beiden Offiziere geschlagen?“, stellte er fest und forderte eine Antwort.

Vader und ich waren Geliebte. Ich ging bei ihm ein und aus. Aber er hatte diese Beziehung nie öffentlich gemacht. Und Vader hasste es, wenn man zu ihm mit Problemen kam, die man ohne ihn lösen konnte oder die man sich selbst eingebrockt hatte. Darüber hinaus verabscheute er langatmiges Geplapper oder langwierige Erklärungen, wo ein klares „ja“ oder „nein“ ausreichte.

„Ja, Herr“, sagte ich deshalb mit einer Zuversicht, die ich in diesem Augenblick nicht wirklich empfand. Auch Vader unterlag Zwängen, denen er sich nicht so ohne weiteres entziehen konnte.

Der dunkle Lord ging weiter zu Silk.

„Stimmt das?“, fragte er.

Silk wich vor seiner enormen Präsenz zurück, nahm sich aber trotzdem an mir ein Beispiel.

„Ja, Herr“, bestätigte sie meine Aussage.

„Was haben Sie dazu zu sagen?“, fragte er schließlich die Twi'lek und die Omwati.

Beide sahen ängstlich zu ihm auf und nickten nur.

Vader ging weiter zu dem Admiral und den beiden Jungoffizieren. Den Admiral ignorierte er und er blieb vor den beiden jungen Männern stehen.

„Was hatten Sie eigentlich in einem Wohnheim für Kontrakt- und Kontingentarbeiter verloren?“, fragte Vader. „Langweilt Sie die Truppenunterhaltung oder finden Sie Ihre Aufgaben hier im Flottenhauptquartier nicht zufrieden stellend?“

Die beiden wirkten mit einem Mal ernüchtert und verunsichert und es sackte offenbar die Erkenntnis, dass das hier nicht lief wie gedacht, ihnen hier ihre familiären Beziehungen nichts nützen würden.

Vader winkte nach einem seiner Adjutanten.

„Stellen Sie einen Marschbefehl für die beiden Herren aus“, befahl er, „Irgend einen unbedeutenden Planeten im Äußeren Rand.“

Der Adjutant nickte bereitwillig (und schadenfroh, wie mir schien) und tippte eifrig auf seinem PAD.

„Wegtreten“, befahl Vader und die beiden verbeugten sich hastig und verließen den Konferenzraum mit den Rest an Würde, den sie gerade eben noch zusammenkratzen konnten. Vader entließ mit einer Handbewegung den Admiral und uns, der Admiral ging nach einer knappen Verbeugung und wir machten, das wir hier rauskamen, wir hatten schließlich noch zu tun ... Ich war schon an ihm vorbei, als mich seine Stimme aufhielt:

„Kilian“, sagte er, „Ihr nicht.“

Weil kein anderer Sessel mehr frei war, folgte ich ihm und setzte mich auf den freien Platz an seiner Seite.

Ich folgte der Besprechung aufmerksam, weil ich zu den Inhalten aber nichts beitragen konnte und auch nicht gefragt wurde, verhielt ich mich still.

Das wiederum gab mir die Gelegenheit, bis zur Mittagspause den Namen fast jedes Generals bzw. Admirals auswendig gelernt zu haben und einem Gesicht zuzuordnen zu können.

In der Mittagspause konnte ich nicht über einen Mangel an Gesellschaft und freundlich-unverbindlicher Plauderei klagen, die Männer versuchten hartnäckig herauszufinden, wer ich war und warum Vader mich an ihrer Sitzung teilnehmen ließ.

Was Vader von mir wollte, zeigte sich nach der Mittagspause, der nächste Tagesordnungspunkt beschäftigte sich mit den neuen, megageheimen Schlacht- und Kommandoschiffen, die zurzeit von Kuat Drive Yards gebaut wurden (und deren dazugehörige Pläne, Studien und Animationen ich bei Vader bereits gesehen hatte). Sie dachten über die Zuweisung dieser Schiffe bzw. deren Stationierung nach, außerdem wurden Namen für die neuen Dreadnoughts gesucht. Für Vaders Schiff wurde übereinstimmend der Name „Bahamut“ vorgeschlagen, ich fand den Namen passend – ein sagenhaftes urzeitliches Monster als Namensgeber für das Schiff eines Mannes, den viele hinter vorgehaltener Hand als Dämon aus den tiefsten Höllenschlünden fürchteten ...

Ich wurde allerdings rüde aus meinen meditativen Betrachtungen gerissen, als Vader mich ansprach – ob ich mir inzwischen einen Namen für sein neues Schiff überlegt hatte?

Ich äußerte zunächst, dass ich „Bahamut“ für eine vorzügliche Wahl hielt, er sah mich finster an, was wiederum meine Gedankengänge beschleunigte – sie hatten den Namen eines Monsters gewählt für das Schiff eines ... ich brach ab. Ähm. Ja. Die spielten hier also Spielchen.

Glücklicherweise hatte ich mir tatsächlich Gedanken gemacht und konnte liefern.

„Executor“, schlug ich vor.

Vollstrecker – dieser Name passte gut zu den Namen vieler anderer bereits existierender Sternenerstörer, wirkte auf den flüchtigen Betrachter zunächst aber weder spektakulär noch besonders bedrohlich.

„Nicht aggressiv genug“, urteilte der blauhäutige Admiral mit den roten Augen und dem unaussprechlichen Namen dann auch.

Ich hielt dagegen.

„In früheren Zeiten, in der alten Sprache Coruscants, war die Bedeutung dieses Wortes eine andere.“

Ich hatte das ganz ernsthaft an der Universität recherchiert, meine Behauptungen entsprachen in jeder Hinsicht der Wahrheit.

„Und die wäre?“, fragte Admiral Thrawn.

„Henker“, antwortete ich. „Passt auch gut zur Tarkin-Doktrin“, bemerkte ich dann noch und sah zu dem Großmoff hinüber.

Ich begann mich zunehmend für meinen Vorschlag zu erwärmen.

„Die Mannschaft wird das Schiff bestimmt bald „Lady Ex“ nennen und ein verzweifelter Ingenieur im Maschinenraum könnte bei passender Gelegenheit ausrufen: Cutie (= Süße), tu mir das nicht an ...“

Vader schien amüsiert. Trotzdem: Sollte es jemals irgendjemand wagen, dieses Schiff in seiner Gegenwart „Cutie“ zu nennen, dann würde er diesen jemand umgehend und persönlich über Bord werfen ...

Später, Zentrale des ISB

„Ich will, dass Nachforschungen über diese Frau angestellt werden“, verlange Colonel Yularen, „Ich will einen vollständigen Bericht. Wer sie ist, ihre Beziehung zu Lord Vader und ihre persönlichen Verhältnisse. Ich will alles. Drehen Sie von mir aus jeden Stein um ...“

Ilum

Auch für Darth Vader gab es Phasen, in denen er verhältnismäßig wenig zu tun hatte, so dass er sich dazu entschloss, eine Inspektionsreise in die Unbekannten Regionen zu unternehmen und mir die Kristalhöhlen auf Ilum zu zeigen.

Ilum war, bis auf einen schmalen Streifen mit borealem Klima am Äquator, eine Welt, die fast nur aus Gebirgen, Gletschern und Eis bestand.

Der Planet hatte eine Tageslänge von 66 Standardstunden, wohingegen ein Jahr 1.078 Tage zählte. Das waren Bedingungen, die intelligente Lebewesen normalerweise mieden, weshalb es hier auch kaum intelligentes Leben gab.

Ilum war von einem Ring aus Eis umgeben und befand sich, wie bereits weiter oben beschreiben, in den Unbekannten Regionen.

Vielen Bürgern des Imperiums galten die Unbekannten Regionen als gefährlich, den Legenden nach fand man hier unter anderem Spezies, welche in den Weiten des Alls lebten (?), magnetische Superstürme und Anomalien aller Art, da konnte das eine oder andere Schiff schon spurlos verschwinden.

Aber ebenso gut konnte dieses Verschwinden auch auf Piraten, mangelhafte Wartung oder Flucht vor den Behörden zurückzuführen sein ...

Wie man in die Unbekannten Regionen kam, wenn sie doch unbekannt waren? Nun, es gab natürlich immer wieder Einzelpersonen, Unternehmen oder Organisationen aller Art, die eine neue Hyperraumroute entdeckt hatten und diese anschließend geheim hielten, um unliebsame Konkurrenz fernzuhalten. Die Hyperraumroute nach Ilum war dem Imperium deshalb bekannt, weil

der Planet einst ein Zufluchtsort der Jedi war und alle diesbezüglichen Daten mit dem Fall des Jedi-Ordens in die Hände des Imperiums gelangt waren.

Vader nahm wie gewohnt die Devastator unter Captain Wermis und als Begleitschiff die Accuser unter Captain Piett (einem Überflieger und erfolgreichen Piratenjäger vom Äußeren Rand, der in den letzten Jahren bei der Imperialen Sternenflotte steil Karriere gemacht hatte).

Dass Vader Piett mitnahm, deutete darauf hin, dass er sich Großes von dem jungen Mann erwartete.

Und dass er das Gebiet für weit gefährlicher hielt, als er mir gegenüber zugab, denn eigentlich gab es in der Galaxis kaum etwas, vor dem sich ein Imperialer Sternenerstörer fürchten musste.

Normalerweise hatten Zivilisten ja nichts auf einem Sternenerstörer oder in einer sonstigen militärischen Einrichtung des Imperiums verloren, doch ich kam und ging mit Vader und / oder spazierte mit ihm zusammen auf den Schiffen und den diversen militärischen Einrichtungen herum, allein schon deshalb wagte es niemand, meine Anwesenheit in Frage zu stellen oder auch nur zur Sprache zu bringen, die Mannschaften und die Offiziere ignorierten mich einfach.

Vader hatte den Quartiermeister der Devastator genötigt, mir einen kompletten Satz Kleidung auszuhändigen, wie sie normalerweise die Kommandanten der Sturmtruppen bzw. Adjutanten trugen, als da wären: zwei gewöhnliche Dienstuniformen in schwarz, die dazugehörige Unterkleidung, Handschuhe, Kappe und Stiefel, außerdem Sportkleidung, eine Ausgeh- und eine Galauniform und zwei Mäntel für verschiedene Witterungslagen, das ganze allerdings ohne jede Rangabzeichen, Codezylinder oder Waffen. Damit sah ich zumindest fast so aus wie jemand, der hierher gehörte.

Nachdem man mich auf der ersten Inspektion ausgiebig angestarrt und sich vor Vader gefürchtet hatte, fing ich bei der nächsten Einrichtung an, so zu tun, als würde ich auf meinen PAD arbeiten, bei der übernächsten begann Vader, mir Notizen zu diktieren – erinnert mich an dies, an das und an jenes ...

Die Mannschaften an Bord eines imperialen Sternenerstörers wurden in aller Regel gut beschäftigt, so dass keine Langeweile aufkam, wer gerade keinen Dienst hatte, ruhte sich aus, verbrachte Zeit mit seinen Kameraden in der Messe oder übte sich im Wehrsport.

Ich hätte Vader vielleicht doch nicht erzählen sollen, dass ich zwei Jahre lang Wing Tsun trainiert hatte, jedenfalls wollte er sehen, wie es um meine Wehrhaftigkeit bestellt war und setzte eine Stunde mit Kommandant Jir und Kommandant Praji an.

Ich kannte beide schon von verschiedenen Gelegenheiten und falls ich jetzt glaubte, dass sie mich deshalb schonen würden, ich leichtes Spiel haben oder sie mich auch nur mit Nachsicht behandeln würden, dann lag ich falsch ... Nun ja. Wer nicht konsequent den Weg des Kriegers geht, sollte nicht erwarten, ein Krieger zu werden. Ich stand kaum auf der Matte, da griff Praji mich an und meine Reflexe waren immerhin noch gut genug, den weisen Rat aller kampferprobten Meister umzusetzen: nämlich nicht zu kämpfen.

Will sagen: ich rettete mich, indem ich mich Praji entzog und nach hinten auswich, ihn dabei immer im Auge behaltend. Weder Wing Tsun noch die hiesigen Kampftechniken waren auf Wettkämpfe, technischen K.o. oder Haltungsnoten ausgelegt, bei beiden ging es ausschließlich darum, sich aus einer potentiell tödlichen Gefahr zu befreien und / oder seinen Gegner zu töten kampfunfähig zu machen.

Andererseits war meine letzte Unterrichtsstunde inzwischen buchstäblich Jahrzehnte her, wohingegen Praji und Jir regelmäßig trainierten. Mit anderen Worten – Praji erwischte mich schließlich doch, ich wehrte mich mit allem, was ich hatte, doch schließlich gewann er die

Oberhand und hielt mich auf der Matte, indem er auf meinem Rücken kniete und versuchte, mir den Arm aus dem Gelenk zu drehen.

War Praji der Mann fürs Grobe und für seine brutale Vorgehensweise bei den Rekruten gefürchtet, war Jirs Taktik eine andere: er simulierte äußerst glaubwürdig eine Verletzung, ich fiel darauf herein und dann hatte er mich – Sie sind zu gutherzig und zu vertrauensselig, aber das werden wir Ihnen schon noch austreiben ...

Auf Ilum gab es eine kleine Garnison der Imperialen Sturmtruppen, außerdem mehrere Kristall- und Erzminen sowie ein Strafgefangenenlager.

Die Kommandanten dieser Einrichtungen lebten und arbeiteten nach dem Motto „der Papst ist alt und Rom ist weit“, wohingegen es sich Vader zur Aufgabe gemacht hatte, Truppenteile, die seiner Meinung nach eine zu ruhige Kugel schoben, hin und wieder so richtig aufzuscheuchen. Was auch ganz hervorragend gelang und ich half ihm dabei bereitwillig ...

Als wir auf Ilum eintrafen, war dort früher Morgen und Dienstbeginn der ersten Schicht, aber der Kommandant der Garnison war nicht aufzufinden.

Der junge Offizier, der uns empfing, verteidigte seinen Kommandanten gegenüber Vader tapfer, aber erfolglos – sagen Sie uns, wo sich der Kommandant Ihrer Meinung nach aufhält ...

Vader eilte zum Quartier des Kommandanten (wenn Vader es eilig hatte und schnell ging, mussten seine Begleiter rennen, was bedeutete, dass ich inzwischen an Fitness gewonnen hatte), öffnete die Tür mit Hilfe der Macht und stürmte in den Raum.

„Weckt ihn!“, befahl Vader barsch, während ich versuchte, den Alkoholdunst im Quartier zu ignorieren.

Ich riss dem Kommandanten die Decke weg, das hatte aber lediglich zur Folge, dass der Mann sich auf die andere Seite drehte und weiterschnarchte. Na warte, dachte ich, packte einen seiner Arme und zog ihn unter vollem Körpereinsatz aus dem Bett, so dass er unsanft auf dem Boden aufschlug.

„Was fällt dir eigentlich ein, du Drecksfotze“, fluchte er unflätig und drückte Daumen und Zeigefinger gegen die Nasenwurzel (als ob das gegen alkoholinduzierte Kopfschmerzen helfen würde).

„Wer sind Sie überhaupt?“, fragte er mit zusammengekniffenen Augen, bevor er zu mir hochsah und versuchte, seinen Blick zu klären.

„Mein Name ist Kilian“, stellte ich mich vor, „Rosalinda Kilian. Persönlicher Adjutant von Lord Vader.“

Diese Aussage war wieder einmal eine meiner spontanen Schnapsideen und veränderte möglicherweise den Lauf der Geschichte dieser Galaxis nachhaltig ...

Zunehmend irritiert sah der Kommandant zu mir hoch, versuchte, seine zerknitterte, von den Alkoholexzessen des Vorabends gezeichnete Uniform in Ordnung zu bringen und dann trat Vader in sein Sichtfeld.

„Und ich bin Lord Vader“, stellte dieser sich grollend vor, „Oberkommandierender der Imperialen Sternenflotte. Und jetzt bringen sie sich, ihre Uniform und ihr Quartier in Ordnung, damit wir mit der Inspektion beginnen können ...“

Vader sprach noch nicht einmal besonders laut, aber offen gesagt habe ich noch nie jemanden so schnell wach und wieder nüchtern werden gesehen wie den Kommandanten der Garnison auf Ilum.

Vader war ein Mann, der eine Sache auch mal auf sich beruhen ließ. Aber wenn er den Eindruck hatte, dass irgendwo nur noch Schlendrian und Schlamperei herrschten, dann wurde er mäkelig und ich bin davon überzeugt, dass der dunkle Lord dem Kommandanten den schlimmsten Tag seines Lebens bereitete. Er schien fast dankbar, als ich am Abend meine lange, lange Mängelliste auf sein PAD sendete und Vader ihn entließ.

Am nächsten „Morgen“ (nach imperialer Standardzeit, in Wirklichkeit war immer noch Tag) zeigte Vader mir die malerische Ruine eines Jedi-Tempels, danach folgten wir einem Bachlauf, der zu den Kristallhöhlen führte.

Vader war in guter, ja fast vergnügter Stimmung und ließ mich das Tempo bestimmen, immer wieder kamen wir an zunehmend dem Verfall preisgegebenen Schreinen vorbei und die Temperaturen waren so mild, dass sie ein paar Grad über Null lagen und Eis und Schnee zu tauen begannen.

Aber so friedlich und romantisch der erste Eindruck auch war, irgendetwas begann mich zu stören, ich fühlte mich ... beobachtet. Vader meinte, dass das vielleicht ein Asharl-Panther sei, nichts, dass uns gefährlich werden könnte ...

Es dauerte nicht mehr lange, bis sich unser geheimnisvoller Verfolger zeigte (es war tatsächlich ein Asharl-Panther), er schlich sich aus der Deckung des Unterholzes und bewegte sich knurrend auf uns zu. Der Asharl-Panther ähnelte einem irdischen Panther, war aber insgesamt kräftiger und hatte ein weißes Fell mit dunkleren Flecken. Auf seinem Rücken fand sich eine Art Antenne, mit der er Angreifer, die von hinten kamen, wahrnehmen konnte.

„Was auch geschieht, bleibt immer bei mir“, warnte Vader.

Ich nickte. Vaders Definition von „nicht gefährlich“ unterschied sich erheblich von der meinen. Wenn dieses verdammte Vieh doch endlich einfach weggehen würde, am besten gefielen mir Raubtiere dieses Kalibers immer noch im Zoo. Vader erfüllte mir meinen Wunsch, machte irgendetwas mit der Macht und eine nachdrückliche Handbewegung, dann zog es der Panther vor, das Weite zu suchen ...

Wir folgten weiter dem Pfad, bis wir schließlich vor einer schmalen, gewundenen, in den Stein gehauenen Treppe standen, die zu den Kristallhöhlen hinaufführte.

Äh.

Da sollten wir hoch?

„Ihr seid hier nicht auf einer Vergnügungsfahrt, sondern zusammen mit mir auf einer Inspektion“, dröhnte Vader gut gelaunt.

Wie gesagt, Vader hatte einen seltsamen Sinn für Humor. Vielleicht hätte ich nicht behaupten sollen, sein persönlicher Adjutant zu sein?

Endlich oben, genoss ich erst einmal die Aussicht, während Vader sich mit den Sturmtruppen auseinandersetzte, die den Eingang bewachten.

Vader gemäß kam man hier nur als Machtnutzer hinein, mir war deshalb nicht so ganz klar, warum das Imperium den Eingang bewachen ließ.

Vielleicht fürchteten sie, dass ein versprengter, übrig gebliebener Jedi hier ein paar Lichtschwertkristalle stahl?

Vader schickte die Sturmtruppen weg, dann öffnete er die Höhlen, was soll ich sagen? Die Kristallhöhlen hinterließen bei mir einen phantastischen, ja geradezu überwältigenden Eindruck, überall an den Wänden leuchteten blaue und grüne Kristalle, gelegentlich fanden sich aber auch gelbe oder sogar violette Abwandlungen.

Die Kristallhöhlen waren weit verzweigt, selbst Vader konnte nicht sagen, wie weit sie reichten. Es war auch nicht dunkel (obwohl es kein künstliches Licht gab) und auch nicht besonders kalt (vor allem, wenn man die Temperaturen draußen bedachte).

Ich stellte Vader wieder einmal eine Menge neugieriger Fragen, die er gern und umfassend beantwortete. Ilum war für die Jedi früher sogar so wichtig gewesen, dass sie hier eine Zitadelle errichtet hatten (deren Ruinen wir gerade besichtigt hatten). Ich wusste zwar, dass Lichtschwertkristalle die Energiequelle für ein Lichtschwert waren. Dass ein angehender Jedi seinen Kristall mit Hilfe der Macht fand, war mir neu, ebenso, dass der Kristall die Macht während eines Kampfes zu bündeln vermochte.

Es mag verwundern, aber Vader sprach normalerweise völlig ruhig und sachlich über seine Zeit als Jedi oder über die Alte Republik. Sogar über seine Zeit als Sklave auf Tatooine.

Wenn er eine Frage nicht beantworten wollte, dann schwieg er beharrlich. Und ich fragte dann nicht weiter nach. Vor allem, da er manchmal nach einer Zeit des Schweigens doch noch redete. Wer jetzt vermutet, dass man mit Vader nur umgehen können muss, liegt nicht verkehrt, ich für meinen Teil habe ja schon als Dreijährige gewusst, wann es besser ist, Papas Geduld jetzt nicht mehr weiter zu strapazieren ...

Damals schon hegte ich manchmal den leisen Verdacht, dass Vader die Machtideologien inzwischen vollkommen gleich waren.

Er wollte Ordnung und Sicherheit für das Imperium, SEIN Imperium, alles andere (außer mir vielleicht) war ihm gleichgültig. Möglicherweise war auch nur deshalb eine Beziehung möglich, wie Vader und ich sie führten. Wenn ich da an den Imperator denke, der für die Dunkle Seite geradezu brannte ... Dann fiel mir ein weißer Lichtschwertkristall ins Auge.

Wie hypnotisiert näherte ich mich ihm und blieb vor ihm stehen.

Vader hatte mir einmal erklärt, dass Jedi, die als Verhandlungsführer oder Diplomaten tätig waren, grüne, und Jedi, die als Krieger und Verteidiger gegen die dunkle Seite der Macht agierten, blaue Lichtschwertklingen führten, weitere Lichtschwertkristall-Farben waren hingegen nur sehr selten gewählt worden.

„Vader“, fragte ich. „Welche Art von Jedi hat eigentlich die weißen Kristalle bekommen?“

„Es gibt keine weißen Kristalle“, beschied er mir.

„Doch“, widersprach ich, strecke die Hand aus, griff nach dem Kristall und zog ihn aus dem Gestein.

Vaders Gemütszustand schwankte zwischen verblüfft und konsterniert, dann nahm er mir den Kristall aus der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Bemerkenswert“, sagte er dann, „Höchst bemerkenswert.“

Vader machte eine Pause und wog den Kristall in der Hand. „Die Macht möchte, dass ihr ein Lichtschwert bekommt. Ich werde Euch eines konstruieren“, verkündete er dann.

„Aber ich kann die Macht nicht wirken, diese Waffe wäre für mich völlig nutzlos“, wandte ich ein.

Man brauchte die Machtfähigkeiten, das Training und die Reflexe eines Jedi bzw. eines Sith, um ein Lichtschwert effektiv einsetzen zu können, ansonsten war ein Blaster die weitaus bessere Wahl ...

Die Weltraumschlange

Vader konstruierte tatsächlich ein Lichtschwert für mich, und zwar auf die traditionelle Weise, wie es die Jedi taten.

Manche Leute sind ja davon überzeugt, dass ein Jedi keine Sith-Techniken anwenden kann und ein Sith keine Jedi-Techniken, aber das ist vollkommener Blödsinn. Vader zufolge ist die Macht der

dunklen Seite der ursprünglicheren und somit der schnellere und leichtere Zugang zu ihr, aber das war es auch schon.

Selbstverständlich konnte er nach wie vor jederzeit Jedi-Techniken anwenden, aber warum sollte er?

Dass Vader und der Imperator mithilfe der ominösen, magischen Macht eigenartige Dinge anstellen konnten, war mir bekannt. Wie das funktionierte und warum sich Jedi und Sith überhaupt bekriegten, war mir jedoch nach wie vor ein Rätsel, weder Vaders Erläuterungen noch die altertümlichen Bücher, die er mir zum Lesen gab, änderten daran etwas.

Ich versuchte mich in Vergleichen und Analogieschlüssen mit den Religionen und Philosophien meiner Welt, kam aber auch damit nicht weit: weder das Konzept des klassischen Gut-/Böse-Schemas noch das der gegenseitigen Entsprechung schien voll und ganz zu tragen.

Irgendwann begann ich den Verdacht zu hegen, dass Vader mich auf ein Problem ansetzte, welches er selber nicht lösen konnte, für dessen Lösung man aber selbst kein Machtnutzer sein musste.

Falls es überhaupt eine Lösung gab, hieß das ...

Ich beobachtete, wie Vader das Lichtschwert zusammenfügte, es in der Hand wog, zündete und die weiße Klinge hin und her bewegte, auf Geräusche lauschte, die darauf hindeuteten, dass mit der Konstruktion irgendetwas nicht stimmte.

„Jetzt Ihr“, sagte er und ich erhob mich, um das Lichtschwert entgegenzunehmen, zündete es, bewegte es hin und her, wie ich es bei Vader gesehen hatte.

„Morgen beginnen wir mit dem Unterricht“, meinte er.

„Aber ich kann diese Waffe doch gar nicht richtig nutzen“, protestierte ich.

„Nein, könnt Ihr nicht. Aber ihr müsst trotzdem lernen, sie zu handhaben.“

Wir erreichten THX 1138, einen Außenposten irgendwo im Nirgendwo, weiter draußen begann der Wilde Raum, eine Region der Galaxis, über die man im Imperium absolut nichts wusste und durch die auch keine bekannten Hyperraumrouten führten.

Weshalb er vermutlich noch lange wild und unbehelligt vom Imperium bleiben würde.

Auf THX 1138 freute man sich, die Devastator und die Accuser begrüßen zu dürfen.

Das war eine dann doch sehr ungewohnte Reaktion, Inspektionen (die im Imperium grundsätzlich unangekündigt stattfanden), besonders durch seine Lordschaft selbst, waren gefürchtet und man sah ihn lieber gehen als kommen.

Für diese untypische Reaktion gab es einen guten Grund: auf THX 1138 waren mehrere Lieferungen mit Lebensmitteln, Ersatzteilen und Ähnlichem überfällig, ihnen ging inzwischen buchstäblich die Luft aus (THX 1138 war eine kleine Raumstation, und die Aufbereitung von Wasser und Atemluft hatte ihre Grenzen).

Ein voll beladener Sternenzerstörer konnte jahrelang im Raum operieren, ohne Versorgungsgüter bunkern zu müssen, weshalb wir THX 1138 mit allem Benötigtem aushelfen konnten.

Dann interessierte sich Vader dafür, von woher die Lieferungen standardmäßig kamen und der Kommandant nannte einen Planeten, von dem ich noch nie etwas gehört hatte.

Eine konkrete Vermutung, warum man THX 1138 vergessen hatte, hegte er nicht, von Schlendrian über Diebstahl und Piraterie bis hin zu Weltraumschlangen war alles drin ... Er sagte das tatsächlich vor Vader:

„Weltraumschlangen“.

Vader kannte das Garn, das die Weltraumfahrer manchmal spannen und ließ diese Aussage deshalb unkommentiert, Captain Wermis und Captain Pielt, die von den Kernwelten bzw. vom Äußeren Rand stammten, hielten den Kommandanten hingegen für ein bisschen plemplem – Weltraumschlangen, also bitte ...

Vader ließ die Devastator und die Accuser auf direktem Weg nach LX 3545 springen, dort überschlug man sich ob des plötzlichen Interesses des Oberkommandos an dem an sich völlig unbedeutenden Stützpunkt, und obwohl dort im Großen und Ganzen und auf dem ersten Blick alles in Ordnung zu sein schien, hatte Vader den dortigen Kommandanten sofort am Hals – wenn mehrere Transporter mit Versorgungsgütern verloren gehen, dann geht man der Sache nach oder schickt einen Sternenerstörer und lässt die Sache nicht auf sich beruhen ...

Man muss bedenken, dass wir zu diesem Zeitpunkt immer noch davon ausgingen, dass es sich dabei um Diebstähle oder Akte der Piraterie handelte, aber als der Kommandant ebenfalls das Wort „Weltraumschlangen“ röchelte, ließ Vader los.

Schlichtere Gemüter glaubten ja gerne jedes Märchen, das die Weltraumfahrer ihnen auftrichteten, Vader hingegen wusste, ob man ihn anlog oder ob sein Gegenüber zumindest glaubte, die Wahrheit zu sprechen. Und der Kommandant war von der Wahrhaftigkeit seiner Aussage absolut überzeugt.

Sollte er nach den Transportern noch weitere Schiffe opfern?

Weltraumschlangen waren so groß, dass sie sich sogar um einen Sternenerstörer wickeln und ihn zerdrücken konnten ...

Sollte das tatsächlich wahr sein? Spezies, die in den Weiten des Alls lebten? Mir schien das zu fantastisch, auch Wermis und Piett blieben skeptisch, änderten ihre Meinung aber dahingehend, dass sie so eine Weltraumschlange gerne mal sehen würden.

Bedenke, worum du bittest ...

Vader beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, weshalb wir am nächsten Tag den Planeten wieder verließen, begleitet von den guten und aufrichtigen Wünschen des Kommandanten – gehen Sie mit Gott, aber gehen Sie (um das zu bemerken, brauchte man kein Machtnutzer zu sein)...

Wir fingen mit der Suche an den letzten bekannten Koordinaten eines der verloren gegangenen Transporter an, Wermis und Piett begannen Suchmuster zu fahren und Vader ging währenddessen mit mir in einen der Trainingsräume, um mich im Gebrauch des Lichtschwerts zu unterweisen. Vader meinte, dass Lichtschwerter natürlich veraltet seien, ein Anachronismus, das sei schon zu Zeiten der Alten Republik so gewesen.

Andererseits waren sie präzise und nicht so ungenau wie gewöhnliche Blaster, deren Bolzen an den Wänden abprallen und etwas anderes als das eigentlich anvisierte Ziel treffen konnten.

In erster Linie ging es um die Handhabung, wie man es am besten trug, es schnell vom Gürtel löste und es in Kombination mit eleganten Bewegungsmustern zündete.

Mit anderen Worten, Vader brachte mir das Posen bei ...

„Lichtschwertdiplomatie“, verbesserte er und wies eindringlich darauf hin, wie sehr Menschen (und Nichtmenschen) sich vor einem gekonnt geschwungenen Lichtschwert beeindrucken ließen, er selbst und Obi-wan Kenobi hatten sich mehr als einmal durchgeblufft, das sollte ich nicht unterschätzen.

Davon abgesehen stimmte es natürlich, ein Normalmensch ohne Machtfähigkeiten konnte ein Lichtschwert gar nicht vollumfänglich nutzen, es fehlten dafür Reflexe, Geschwindigkeit und Voraussicht.

Wer sich jetzt fragt, wie man mit einem Lichtschwert posiert, ohne sich selbst schwere Verbrennungen zuzufügen oder sich ein Bein abzuschneiden: der Laserstrahl eines Lichtschwertes wird durch starke Magnete begrenzt, die die komplette „Klinge“ umschließen. Diese

Magnetisierung sorgt dafür, dass man merkt, wenn man dem Laser zu nahe kommt, Vader ließ mich sogar die Hände ausstrecken und dann erst sein und dann mein Lichtschwert über meinen Handflächen schweben. Wurde die Klinge jedoch mit Kraft und Geschwindigkeit geführt, ging sie mit Leichtigkeit selbst durch Durastahl ...

Es dauerte ein paar Tage, bis wir die Trümmer des ersten vermissten Transporters fanden (und die sahen aus, als hätte jemand auf ihnen herumgekaut und sie dann wieder ausgespuckt).

Vader ließ die Teile scannen und die KI der Devastator daraus den mutmaßlichen Hergang rekonstruieren.

Der Computer errechnete starken Druck von außen um den Mittelteil des Schiffes und Bissspuren. Die KI schien ob dessen fast ein wenig außer sich (auch Schiffs-KI's entwickelten regelrechte Persönlichkeiten, wenn man ihnen nicht in regelmäßigen Abständen die Speicherbänke löscht) ... Andererseits sorgten ungelöschte Speicherbänke für ein mehr an Erfahrung bei den Maschinen, was diese insgesamt schneller und leistungsfähiger machte. Der Reinigungsdroide in meiner Wohnung wollte nach getaner Arbeit hauptsächlich schnell wieder ans Stromnetz und der in meiner alten Wohnung hatte ständig abschalten wollen, so kannte ich die allgegenwärtigen Droiden und KI-Systeme bisher nicht. Aber ich schweife ab.

Wir markierten die Stelle für das Bergungsteam und machten uns bereit für den Sprung zur letzten bekannten Position des zweiten vermissten Transporters, als die Accuser ein weiteres Trümmerfeld meldete, vermutlich ein corellanischer YT-Frachter (den bisher noch niemand vermisst gemeldet hatte, vermutlich ein Schmuggler), soweit man das sagen konnte und die Überreste sahen aus, als hätte jemand auf ihnen herumgekaut ...

Da alle Analysen das gleiche Bild ergaben, sowohl der Transporter als auch der YT-Frachter erst zerdrückt worden waren und dann jemand versuchte hatte, sie zu essen, wurden wir vorsichtiger. Irgendetwas war hier draußen, und das war gefährlich, und zwar auch für ein Schiff von der Größe der Accuser oder der Devastator.

Vader wollte wissen, wie die Mannschaft die Sache nahm und schickte mich zum Spionieren, ich war schon damals Vaders bester Komplize ...

Am einfachsten war das in der Messe, für gewöhnlich setzte ich mich an einen großen Tisch in zentraler Lage, las oder arbeitete auf meinem PAD und wartete auf „Kundschaft“ (= Informanten). Einen Teil der Informationen bezog ich dadurch, dass ich den Männern einfach zuhörte, während ich vorgab, mich mit meinem PAD zu beschäftigen, manchmal schöpfte ich auch Klatsch und Tratsch ab, indem ich einen jungen Offizier dezent anflirtete und anschließend in ein Gespräch verwickelte.

Auf den Kriegsschiffen des Imperiums gab es fast keine Frauen, weshalb allein die vage Aussicht auf weibliche Gesellschaft genügte, um die meist noch sehr jungen Männer zum Plappern zu bringen. Allerdings stellte ich heute fest, dass das nicht mehr funktionierte und ich offenbar aufgefliegen war – mein Tisch blieb nicht nur leer, ich beobachtete sogar, wie einer der Männer gut gelaunt auf meinen Tisch zusteuerte, dann von einem anderen angesprochen wurde, wobei beide immer wieder in meine Richtung sahen, anschließend suchten sie sich gemeinsam einen Tisch möglichst weit von mir entfernt.

Es hatte sich offenbar herumgesprochen, dass ich irgendwie mit Lord Vader zu tun hatte und man mir deshalb besser aus dem Weg ging ...

Kein Wunder, ich begleitete Vader fast ständig auf seinen Inspektionen und rastlosen Wanderungen durch das Schiff, rannte, ging oder spazierte neben ihm her, das musste ja irgendwann auffallen und / oder sich herumsprechen.

Sie zogen nur noch nicht die richtigen Schlüsse ...

Schließlich fanden wir das Wrack des zweiten vermissten Transporters, auch hier ergab sich das gleiche Bild: das Schiff war zerquetscht und anschließend war auf ihm herumgekaut worden. Was so eine Weltraumschlange eigentlich fraß und warum sie auf Schiffen, die sie nicht verwerten konnte herumkaute bzw. sie überhaupt angriff, blieb ein Rätsel.

Tiere aller Art interagierten normalerweise mit Artgenossen und gingen Fressfeinden aus dem Weg, „neutrale“ Lebewesen wurden für gewöhnlich ignoriert, im Zweifel sogar gemieden. Vader konferierte mit Captain Wermis, Captain Piett und ein paar Spezialisten (ich durfte ebenfalls teilnehmen und saß neben Vader, vielleicht wollte er nicht, dass die Plätze rechts und links neben ihm stets frei blieben, wenn das möglich war).

Wir hatten die Blackboxes der drei Schiffe bergen können, auch hier brachte eine Auswertung nicht viel – die Schiffe waren aus dem Hyperraum gefallen, und zwar in unmittelbarer Nähe zur Weltraumschlange.

Die Besatzungen aller drei Schiffe waren davon so überrascht worden, dass sie nicht mehr reagieren konnten und die Schlange mit ihnen ihr Spiel trieb.

Moment mal.

Wollte dieses Ding vielleicht nur spielen?!

Die Männer protestierten vehement, als ich diesen Gedanken äußerte, aber das erklärte noch am besten, warum diese Kreatur sich mit den Raumschiffen beschäftigt hatte ...

Wie auch immer – irgendeine Lösung musste her und wir wussten praktisch nichts über unseren Gegner, nicht einmal, wo wir ihn finden konnten. Gute Voraussetzungen also, gefressen zu werden ...

Vader entschied, die Weltraumschlange auf uns aufmerksam zu machen. Die Accuser gab den Köder, fuhr voll beleuchtet, in schneller Fahrt und mit extra viel Radar auffällige Manöver, außerdem sendete sie auf allen Frequenzen unsinnige, dafür aber umso lautere Botschaften. Die Devastator hingegen blieb getarnt und stumm in der Nähe und lauerte darauf, dass sich die Weltraumschlange zeigte.

Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis die Kreatur auftauchte, und sie war riesig ...

Leider zeigte sich ebenfalls, dass die Präferenzen dieses Wesens völlig andere waren als die unseren, sie ignorierte die Accuser und rammte stattdessen die Devastator.

Was ich jetzt schreibe, habe ich aus den Aufzeichnungen der Bordcomputer der Accuser und der Devastator zusammengesetzt, selbst für die Brückenmannschaften beider Schiffe war die Situation während des Angriffs bestenfalls unübersichtlich, die Kreatur war hier draußen, weit weg von jedem Stern, mit menschlichen Augen kaum auszumachen und schien hauptsächlich aus einem Rückenrücken und Tentakeln, vielen Tentakeln, zu bestehen.

Anschließend versuchte die Weltraumschlange, den Brückenturm der Devastator abzubeißen, was nicht gelang, weil die Schilde des Kriegsschiffes wesentlich stärker und stabiler waren als die eines kleinen Transporters oder eines Frachters.

Bei diesem Manöver wickelte sie sich schon halb um das Schiff, Wermis befahl ein Ausweich- und Rückzugsmanöver (es galt in der Imperialen Sternenflotte keinesfalls als ehrenrührig, sich für eine Neubewertung der Lage zurückzuziehen anstatt das komplette Schiff zu verlieren).

Die Kreatur wandte sich nun der Accuser zu, die sich schnell näherte, um der Devastator zur Hilfe zu eilen.

Als Captain Piett die Kreatur auf sich zuschießen sah, befahl ebenfalls ein Ausweichmanöver, unterschätzte aber die Wendigkeit der Weltraumschlange (wer hätte das nicht).

Piett versuchte zu entkommen, aber die Schlange war so schnell, dass sie sich schon um den Rumpf seines Schiffes wand, bevor er die entsprechenden Gegenmaßnahmen befehlen konnte. Die Kreatur versuchte nun, die Schilde der Accuser mit roher Gewalt zu überwinden, um das Schiff zu zerquetschen.

Die Devastator war in dieser Zeit nicht untätig geblieben, Wermis gab das Feuer auf die Kreatur frei, die die Accuser immer noch im Würgegriff hielt, während deren Schilde langsam schwächer wurden (die Accuser war „nur“ ein ISD-I mit schwächeren Schilden als die auf den neuesten Stand hochgerüstete Devastator).

Die Devastator deckte die Weltraumschlange mit Laser- und Plasmafeuer ein, schließlich lockerte sich der Griff der Weltraumschlange um die Accuser, Piett wagte ein riskantes Manöver, ließ die Schilde für Sekundenbruchteile fallen, bewegte gleichzeitig sein Schiff mit einem Alarmstart rückwärts und ließ die Schilde sofort wieder hochfahren, so dass die Accuser aus dem Würgegriff der Schlange glitt, bevor diese wieder zupacken konnte.

Danach deckte die Accuser den Kopf der Kreatur nun ebenfalls mit Laser- und Plasmafeuer ein, was diese zunehmend als störend zu empfinden schien. Schließlich tauchte sie ab – und war verschwunden ...

Die Sensordaten sowohl der Devastator als auch der Accuser bewiesen, dass die Weltraumschlange in den Hyperraum gesprungen war (!), sowohl Captain Wermis als auch Captain Piett zögerten, blind hinterherzuspringen, wusste man bei so einer Aktion ja nie, wo man herauskommen würde. Vielleicht mitten in einem Nest dieser Kreaturen?

Oder man flog mitten durch einen Stern oder kam einem Schwerkraftbrunnen zu nahe, und das wäre dann eine doch wohl eher kurze Reise ...

Vader hingegen fackelte nicht lange und befahl, der Kreatur zu folgen, Wermis und Piett erlaubten sich ein nur kurzes Zögern, bevor sie den Befehl des dunklen Lords ausführten.

Glücklicherweise fielen wir nur kurze Zeit später wieder aus dem Hyperraum, aber auch eine sofort eingeleitete Suchaktion konnte die Schlange nicht mehr aufspüren.

Wenn diese Kreatur schlau war, hielt sie sich künftig vom Galaktischen Imperium fern ...

Jyn

Die Behauptung, dass das Imperium alle nichtmenschlichen Spezies versklavt, versklaven will oder danach strebt, diese auszulöschen, ist falsch.

Es gibt viele Welten, die überwiegend oder ganz von Nichtmenschen bewohnt sind und die vom Imperium nicht weiter behelligt werden.

Mit Ausnahme der Steuer, natürlich.

Die unschöne Wahrheit hingegen ist, dass die Regierungen vieler Planeten ihren jungen und gesunden Bevölkerungsüberschuss nur zu gerne an das Imperium oder Konzerne, seien sie nun imperiumsnah oder nicht, verkauft.

Das stellt sich natürlich etwas anders dar als ein Sklavenmarkt im Outer Rim oder wie man das in einem Historien-HoloVid sieht, meist bekommen die Betroffenen ganz offizielle Bescheide von ihren planetaren Regierungen, wo sie sich wann einzufinden haben und wie lange sie zu welchen Konditionen für wen arbeiten müssen.

Zudem gibt es auch viele Menschen unter den Kontrakt- und Kontingentarbeitern, wie man es gerne euphemistisch umschreibt, dazu kommt, dass dieser Status nicht lebenslang ist.

Andererseits stimmt es natürlich schon, dass das Imperium von Planeten, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, Kontrakt- oder Kontingentarbeiter verlangt oder man für minderschwere Verbrechen zu bis zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt werden kann (für schwere Verbrechen wird man erschossen, gerne auch auf der Flucht oder man überlebt Arbeitslager wie Kessel oder Despayre halt nicht).

Ein Beispiel dafür ist Silk, meine Vorarbeiterin: als Jugendliche nahm sie Drogen, war als Gelegenheitsprostituierte tätig und bestahl ihre Kunden.

Bis man sie festnahm und zu zehn Jahren verurteilte. Sieht man Silk heute, fällt es schwer zu glauben, dass sie eine kriminelle Vergangenheit hat. Doch Silk war intelligent und begriff, dass dieser Lebenswandel keine Option war, nach dem Ende ihrer Strafe blieb sie als freie Zivilangestellte im Logistikzentrum der Imperialen Sternenflotte und arbeitete sich hoch.

Nicht nur das, sie unterstützte auch ihre Herkunftsfamilie mit Geld und war ihren jüngeren Verwandten ein Vorbild. Eine eigene Familie hatte sie hingegen nie gegründet – welcher anständige, vernünftige Mann würde sie schon heiraten, mit ihrer Vergangenheit?

Die persönlichen Schicksale meiner übrigen Zwangsarbeiter waren durchaus unterschiedlich: Gad und Tiemi waren in ihren jeweiligen Heimatwelten durch Kleinkriminalität aufgefallen und deshalb von ihren lokalen Regierungen verkauft worden (nicht vergessen, in meiner Heimatwelt gab es ganze Staaten, deren Bevölkerungen größtenteils von deportierten Kleinkriminellen abstammten, z.B. Australien), Kiieni war von Sklavenjägern verschleppt und mit anderen als Kontingent erst an einen Konzern und dann ans Imperium verkauft worden, Chad, Wib und Aayla'a gehörten einem Zwangsarbeiterkontingent an, welches das Imperium von Ryloth gefordert hatte, Vas Kee hatte ihre leichtfertig gemachten Schulden (wie sie freimütig zugab) nicht bezahlen können, Delenna war bei der Niederschlagung eines Aufstandes auf ihrer Heimatwelt Kashyyyk gefangen genommen worden, während es sich bei Pili-i etwas Omwati-intern/politisches handelte, über das sie gerne sprach und dessen Verwicklungen ich trotzdem nicht ganz durchschaute. Laardi hingegen war wie ich und Silk eine freie Angestellte (ihre Schulden bei mir hatte sie inzwischen abgearbeitet) und dachte nicht ansatzweise daran, nach Hause zurückzukehren, weil das Ökosystem Rodias zerstört und der Planet vergiftet war.

Und auch hier gab es einen bestimmten Typ Mensch (den man später meist bei der Rebellenallianz fand), der die Behauptung führte, dass das Imperium dafür verantwortlich zeichnete.

Das ist nicht wahr.

Man kann seinen Planeten auch ganz ohne Beteiligung des Imperiums ruinieren ...

Etwa zu diesem Zeitpunkt wurde die Wookiee Delenna krank.

Sie schien vorher schon in sich gekehrt und für einen Wookiee etwas dünn, nun aber aß sie kaum noch, saß mit stumpfen Blick herum, ihr Fell verlor seinen Glanz und sie riss sich ganze Haarbüschel aus, bis sich große kahle Stellen zeigten. Es war offensichtlich, dass mit Delenna irgendetwas nicht stimmte, sie gemütskrank war.

Also ging ich mit ihr zu einem Arzt, der auch Wookiees behandelte bzw. der sich überhaupt mit der Physiognomie und der Psychologie von Wookiees auskannte.

Dieser bestätigte meinen Verdacht, Delenna vermisste ihre Heimat, die Bäume und Wälder Kashyyyks, auf Coruscant würde sie nur dahinsiechen und schließlich sterben, es war ein Wunder, dass sie so lange durchgehalten hatte ...

Ich bemühte mich darum, sie vorzeitig aus ihrem Sklavenstatus zu entlassen (das war möglich, wenn derjenige krank war und keinen weiteren Nutzen mehr hatte), man verwies mich aber darauf, dass für Aufständische keine Abfindung gezahlt wurde, Delenna würde also nicht einmal die Credits für den Transfer haben und auf Kashyyyk vor dem Nichts stehen.

Deshalb lieh ich ihr etwas, ohne damit zu rechnen, es jemals wieder zurückzuerhalten, ich musste wirklich besser auf mein Geld aufpassen, ich konnte ja nicht wissen, ob Vader meiner nicht irgendwann überdrüssig werden würde ...

Wir brauchten also Ersatz für Delenna und ich fand ihn in Jyn.

Jyn Erso war zierlich und schlank, hatte braunes Haar und grüne Augen und sie war noch so jung ... Ich entdeckte ihren Kontrakt eher zufällig und weil ich Mitleid mit ihr hatte und fürchtete, dass man die hübsche junge Frau sonst zur Truppenunterhaltung stecken würde, nahm ich sie gleich mit.

Jyn war zu zehn Jahren verurteilt worden, weil sie hohe Spielschulden hatte und durch eine Serie kleinerer Betrügereien aufgefallen war.

Richtig, Jyn war sehr jung. Aber trotzdem volljährig.

Dass diese aufgeweckte, intelligente, hochbegabte Frau gleichzeitig so dumm war zu glauben, mit diesem Verhalten durchzukommen, war schwer zu glauben, entsprach aber leider der menschlichen Natur.

Silk starrte die junge Frau an, als ich mit ihr auf Arbeit kam, dann meinte sie, dass wir mit der nur Ärger haben würden, auch meine anderen Mädels beäugten Jyn mehr als nur kritisch. Zu jung, zu dünn, zu schwächlich. Kann die überhaupt die Leistung bringen, die hier verlangt wird?

Natürlich hatte ich mir was dabei gedacht, Jyns Kontrakt anzunehmen.

Unsere Abteilung war zuständig für kleine, hochpreisige Ersatzteile, man musste sicher lesen, sich flink bewegen und zuverlässig arbeiten können, um die Paletten korrekt zu packen.

An sich wollte ich Jyn mit Pili-i zusammenarbeiten lassen, die sich meist um den ganzen Frickelkram kümmerte. Die Omwati war am besten dafür geeignet, brauchte aber Hilfe, um ihre Paletten vollzukriegen, meist machte das Silk oder ich selbst, andererseits waren wir aber oft anderweitig unabhkömmlich.

Ich war also, im Gegensatz zu meinen Mädchen, vorsichtig optimistisch. Jyn war intelligent. Sie würde die Vorteile, die ihr diese Arbeit langfristig bot, sicher bald verstehen. Ich war jünger gewesen, als ich bemerkt hatte, dass das Einhalten von Regeln eigenartiger Weise zu größeren Freiheiten führen konnte.

Aber hier irrte ich mich.

Jyn war nicht nur rebellisch und aufmüpfig, sie hatte grundsätzliche Probleme mit Gehorsam und Disziplin und wäre mit diesem Verhalten überall in der Galaxis angeeckt.

Pili-i war wie die meisten Omwati freundlich, duldsam, fügsam und sie widersprach nur selten.

Es dauerte keine Woche, da stand Pili-i aufgebracht vor meinem Schreibtisch und beschwerte sich bitterlich über Jyn. Im Wesentlichen lief es darauf hinaus, dass sie Jyn nicht nur hinterherräumen musste, sondern dass diese ganz im Allgemeinen nicht die geringste Neigung zeigte, ihrer Arbeit im erforderlichen Umfang und mit der nötigen Sorgfalt nachzukommen.

Eigentlich hätte ich Jyn schon an diesem Punkt bestrafen müssen. Prügelstrafen waren hier üblich, Standard waren zwei bis drei Streiche kreuz und quer über den Rücken, und zwar vor Publikum.

Die eigentliche Strafe waren dabei nicht die Schläge (ich spreche da aus persönlicher Erfahrung, aber dazu an anderer Stelle mehr), sondern die Entwürdigung vor den Kollegen oder Kameraden, meist zeigte das die gewünschte Wirkung.

Ich tat es nicht und versuchte es anders. Ich setzte mich mit Jyn in mein Büro, trank mit ihr einen Becher Kaf und appellierte an ihre Vernunft.

Sie hörte mir zu, lächelte und nickte und es änderte sich nichts. Sie kam weiterhin zu spät zur Arbeit, und das nicht nur einmal. Sie ging in Mittagspause und glänzte danach durch Abwesenheit.

Silk und ich suchten und fanden sie in einer der Frachterpilotenkantinas beim Glücksspiel. Dann kam der Tag, an dem zwei wütende Sternenflotten-Captains vor meinem Schreibtisch standen und mich zur Sau machten, weil die wichtigsten Ersatzteile für die Turbolifte ihrer Sternenzerstörer bei der letzten Lieferung gefehlt hatten. Das ließ sich als Sabotage auslegen und konnte sogar mit dem Tod bestraft werden.

Diesmal wusste ich mir nicht mehr anders zu helfen und bestrafte Jyn mit dem Rohrstock (drei Streiche), anschließend ließ ich sie für zwei Tage in eine Arrestzelle sperren (zum Nachdenken). Und beklagte mich noch am selben Abend bitterlich bei Vader.

Normalerweise brauchte man Vader nicht mit Jammerarien kommen, aber ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen.

Wie konnte ich Jyn zur Vernunft bringen, ohne sie jeden Tag zu schlagen?

Ich hatte von frühester Jugend an gelernt, dass man Probleme durch Diskussionen und nicht durch Schläge löste. Dass das bessere Argument zählte und man seine Konflikte nicht mit dem Blaster ausschoss.

Andererseits gab es in den letzten Jahrzehnten auf meiner Heimatwelt eine Entwicklung, die es Sicherheitskräften selbst bei renitentem, uneinsichtigem Verhalten des Delinquenten schwer machte, diesem seine Grenzen handfest aufzuzeigen. Polizisten, Feuerwehrleute und Sanitäter mussten sich beschimpfen, bespucken und mit Pflastersteinen bewerfen lassen, es stand das Wohlergehen von Personen im Fokus, die sich selbst nicht an Regeln halten konnten oder wollten oder sogar hochgradig kriminell waren.

Irgendetwas lief da schief: der freiheitliche, säkularisierte Staat, in dem ich den zu diesem Zeitpunkt immer noch den weitaus größten Teil meines Lebens verbracht hatte, schien nicht in der Lage, Verhaltensweisen zu erzwingen und lebte von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren konnte. Wenn in so einem Staat ein Teil seiner Bürger nicht mehr mitspielen wollte, dann war dieser Staat offenbar wehr- und hilflos.

Im Gegensatz dazu war das Imperium diesbezüglich nicht zimperlich (die Alte Republik übrigens auch nicht).

Und trotzdem scheute ich mich, die hier üblichen Disziplinarmaßnahmen an einer jungen Frau wie Jyn zu exekutieren, frühkindliche Prägungen können sehr nachhaltig sein ...

„Ihr seid zu nachsichtig und habt zu viel Mitleid“, urteilte Vader hart, „Ihr werdet Jyn nicht helfen, wenn ihr sie zu verstehen sucht. Was Euch eine helfende Hand ist, erkennt sie als eine Schwäche und nutzt sie aus, zum Schaden von Euch und eurer Abteilung.“

Ich schwieg.

„Ihr wisst, dass ich Recht habe, nicht wahr?“, fragte er leise, als ich immer noch nichts sagte.

„Brecht Jyn oder lasst sie von jemandem anderen brechen“, fuhr Vader fort, „oder es wird ein schlimmes Ende mit ihr nehmen.“

In späteren Jahren stellte ich mir gelegentlich die Frage, ob die Geschichte dieser Galaxis anders verlaufen wäre, hätte ich damals Vaders Rat befolgt ...

Das Sortieren des Kleinkrams auf Paletten war an sich eine leichte Arbeit (die anderen „Kleinteile“ konnten schon mal bis zu fünfzig Kilo wiegen).

Weil Jyn aber nicht zuverlässig arbeitete, ließ ich sie jetzt Arbeiten machen, bei denen sie nicht so viel anstellen konnte und die ihr wesentlich schwerer fielen. Und meine Mädchen hatten im Gegensatz zu mir nicht das geringste Problem damit, Jyn den Ellbogen in die Rippen oder die Faust in den Magen zu rammen, wenn sie sich wieder einmal aufsässig und unkooperativ zeigte oder schlampig arbeitete.

Jyns Verhalten ließ mir keine Ruhe. Warum machte diese Frau nicht einfach was sie sollte?
Die Bekanntschaft mit Vader hatte vielerlei Vorteile, unter anderem den, dass ein Telepath wie er meine tiefsten und geheimsten Wünsche kannte.

Der Zugang zu Informationen, bevorzugt zu Informationen, die klassifiziert waren, war mir wichtiger als Tand wie Kleider oder Schmuck, und so hatte er mir Sicherheitsfreigaben verschafft, die einen ISB-Agenten vor Neid hätten erblassen lassen.

Und diese Sicherheitsfreigaben nutzte ich jetzt, um mehr über Jyn herauszufinden ...

Jyn Erso wurde während der Klonkriege auf Vallt geboren. Dort waren ihre Eltern für Zerpen Industries mit wissenschaftlicher Forschung zur Energiegewinnung aus Kyberkristall beschäftigt. Vallt war republikanisch, wurde jedoch wenige Wochen vor Jyns Geburt von den Separatisten überfallen und eingenommen und zwar mit Hilfe der lokalen Regierung (durch einen Militärputsch von Marschall Phara gegen König Chai).

Jyns Vater Galen Erso galt als Koryphäe für die Energiegewinnung aus Kyberkristall, weigerte sich aber, mit den Separatisten zusammenzuarbeiten, weshalb er von diesen in Haft genommen wurde. Und an diesem Punkt wurde es interessant: Galens Freund aus Studientagen, Orson Krennic, organisierte dessen Austausch gegen mehrere separatistische Wissenschaftler.

Krennic war damals schon mit Waffenforschung beschäftigt und schaffte es unter Vorspiegelungen falscher Tatsachen, Galen Erso zu seinen Projekten hinzuzuziehen. Ein paar Lügen über das Projekt („Energieforschung“) und ein paar Intrigen später (um Erso von seiner Familie zu entfremden), floh dieser samt Ehefrau Lyra und Tochter Jyn von Coruscant.

Nach Galen Ersos Flucht stockte das Projekt, an dem Krennic arbeitete (da ich auf dieses Projekt keinen Zugriff hatte, handelte es sich meiner Meinung nach nicht wirklich um Energieforschung – hatte das was mit diesem ominösen Projekt „Himmelsenergie“ zu tun, auf das ich bei Recherchen auf Jedha gestoßen war? Auch hier war der Name Orson Krennic gefallen).

In seiner Funktion als Bauleiter eines supergeheimen Projekts war Krennic gleichzeitig auch Mitglied des ISB, den er galaxisweit nach den Ersos suchen ließ.

Schließlich wurde die Familie auf Lah'mu (irgendwo im Äußeren Rand) aufgespürt, wo sie eine Farm betrieben.

Krennic wollte Galen mitnehmen und wurde von dessen Frau Lyra angegriffen, weshalb diese von den Todestrupplern, die Krennic begleiteten, erschossen wurde.

Von Jyn (die damals noch ein Kind gewesen sein musste) war in diesem Bericht nicht die Rede, vermutlich hatte sie rechtzeitig fliehen oder sich verstecken können.

Und dabei wohl beobachtet, wie Krennics Männer ihre Mutter töteten und ihren Vater mitnahmen. Das würde zumindest einiges erklären ...

Am nächsten Morgen kurz nach Dienstbeginn stand Vader auf der Matte und hieß mich, mit ihm zu kommen.

Dass Darth Vader hier herumschlich, war nichts Besonders mehr, seit ich hier arbeitete, meistens kam er während der Frühstückspause, entweder saßen wir dann in meinem Büro oder wir gingen ein paar Schritte. Meine Mädchen hatten sich daran gewöhnt und die Diebstähle waren drastisch zurückgegangen, seit Vader einmal zwei Diebe auf frischer Tat ertappt und getötet hatte, den dritten hatte er entkommen lassen, damit dieser die Nachricht verbreitete ...

Heute allerdings schien er verärgert auf eine Weise, die Besorgnis kaschiert, und er verbot mir ein für alle Mal, weiter nach dem Projekt „Himmelsenergie“, Orson Krennic und Galen Erso zu forschen.

Wären diese Aufzeichnungen ein Film oder ein Roman, dann würde die Heldin diese Ansage ignorieren und des Dramas willen weitere Nachforschungen anstellen. Das wäre mehr als nur unklug und ich war nicht Blaubarts Frau, also bezwang ich meine Neugier und ließ die Finger von diesem Thema.

Vader meinte noch, dass selbst er nicht vollumfänglich in dieses Projekt eingebunden war, und dass es besser für alle Beteiligten wäre, Jyn Ersos Kontrakt anderweitig anzubieten ...

Das Problem „Jyn“ erledigt sich schneller und einfacher, als ich zunächst gedacht hatte – sie verschwand einfach.

Ich meldete sie vermisst, und nach ein paar Wochen bekam ich ein Schreiben von der Militärpolizei, dass Jyns Aufenthalt nicht ermittelt werden konnte (vermutlich hatten sie sich nicht einmal Mühe gegeben, dem nachzuforschen – eine junge Frau mit minderschweren Vergehen, die unwillig ihren Kontrakt erfüllte und die geflohen war? Da gab es wichtigeres ...).

Im Grunde waren wir froh, sie los zu sein, auch wenn das hieß, dass jetzt jeder Einzelne wieder mehr zu tun hatte. Parallel zu den Ermittlungen der Militärpolizei fragte ich ein wenig in den Frachterpilotenkantinas herum und zeigte Jyns Bild, einer der Männer am Tresen meinte sich zu erinnern, „vor ein paar Wochen“ eine junge Frau, die Jyn gewesen sein konnte, mit einem „feinen Pinkel, sah aus wie ein Senator“ gesehen zu haben (was wohl der Grund war, warum er sich überhaupt daran erinnerte), danach verlor sich ihre Spur.

„Ich danke Euch, Senator Organa, dass ihr mich gerettet habt“, sagte Jyn und neigte den Kopf,

„Aber wie habt Ihr mich überhaupt gefunden?“

„Saw Gerrera hat mich kontaktiert“, antwortete Organa, „und mir als Senator war es ein leichtes, Informationen über Euren Verbleib einzuholen.“

„Saw“, sagte Jyn und ein erleichtertes, ja erfreutes Lächeln legte sich über ihre Züge, „Ihr habt ihn gesehen? Geht es ihm wohl?“

„Aber ja“, beruhigt der Senator die junge Frau, „Und ich werde Euch zu ihm bringen.“

Fortsetzung folgt ...



Alles wandelt sich

Science Fiction-Story von Uwe Lammers

Derselbe Wind, der den würzigen Geruch aus den Vorgärten der Stadt herübertrug, wehte auch die Geräusche der Zerstörung heran. Ich hob den Blick von meinen Rosen und blickte über die grünflorigen Hügel und die Trümmerlandschaft hinüber nach TechnoCity.

„Es geht wieder los“, meinte ich zu Florian am Fuß der Leiter.

„Ja, Großvater, aber das interessiert uns doch nicht. Los, reich mir noch ein paar Blumen runter, ich muss zu Annette, und du weißt, sie braucht zweihundert.“

Ich schmunzelte und schnitt geduldig mit der rostigen, liebevoll geölten Heckenschere weiter an den vielfarbigen Gen-Rosen. Sie hatten interessante Farben, manche waren rot mit weißen Sprenkeln, andere durchzogen von blau geäderten Bändern. Früher wäre mir so etwas völlig unreal erschienen, doch wie es schon bei Ovid hieß: alles wandelt sich, nichts vergeht ...

„Großvater!“

„Ja, ist schon gut“, riss ich mich zusammen.

Unwillkürlich hatte ich in meiner Arbeit verharret, und diesmal lag es nicht an den Technoparasiten, die in der Ferne ihr Zerstörungswerk gegen die Automatismen fortsetzten. Damals ...

Als ich schließlich fertig war und ächzend von der knarrenden Leiter herabstieg, wartete mein Enkel schon ungeduldig auf die letzten paar langstieligen Rosen, die man hier oben am Gaußberg am besten ernten konnte.

Florian, ein junger Mann inzwischen – wie war er nur so schnell so groß geworden? War er wirklich schon siebzehn Jahre alt? – und von sehniger, kräftiger Statur, naturblond und bartlos, schaute interessiert an mir hoch und nahm mich ganz spontan in die Arme und drückte mich, dass mir die Luft wegblieb.

„Junge!“, keuchte ich. „Du bringst mich noch um!“

„Nie im Leben, Großvater!“, krächte er vergnügt. „Aber irgendwie danken muss ich dir ja ... weißt du, du bist so viel erfahrener, was die Rosen angeht ... ich hab’ nicht soviel Geduld und würde bestimmt was falsch machen ...“

Ich seufzte amüsiert und warf einen Blick zum Rosenstock am alten Haus der Jaspers, fünfzehn Meter hangaufwärts. Da hatte er vor zwei Jahren schon versucht, Rosen zu schneiden. Bis heute kränkelten sie, weil er sie nicht richtig fachmännisch geschnitten hatte, doch damals meinte er, keine Zeit zu haben. Die Konsequenz war gewesen, dass seine unfachmännisch geschnittenen Rosen weit weniger Erlös gebracht hatten als erwartet. Seither hörte er auf mich. Manchmal waren wir alten Leute eben doch noch nicht zu überholt.

Wir steuerten den Hügel hinab, wobei er den schweren Korb trug, in dem die duftende Pracht der vielfarbigem Gen-Rosen lag, und ich mich mit dem knorrigen Stock vorsichtig vorantastete. Florian war so freundlich, mit mir Schritt zu halten, obwohl ich für unvergleichlich langsam sein musste.

„Ach, einmal im Leben wieder die Technik spüren, die man in diesem Alter bräuchte“, dachte ich wehmütig mit einem indifferenten Sehnen nach der vergangenen Zeit, der Zeit vor dem BESUCH.

Dieses Sehnen war natürlich sinnlos. Keiner wusste das besser als die Alten. Die Jungen kümmerte es nicht, sie kannten ihre Welt nicht anders.

Für sie waren die Technoparasiten ohne Wert und ohne Gefahr, es sei denn, sie walzten direkt über den Weg. Es erschien wenig ratsam, sich von zig Tonnen Polymetall niederquetschen und flachdrücken zu lassen. Pflanzen überlebten so etwas meistens. Menschen jedoch waren viel zu anfällig dafür.

Am Ende des steilen Bergpfades kamen wir an einer Bank vorbei, die für Leute wie mich gemacht war. Da ich schon außer Atem war, ließ ich mich kurz nieder und streckte meine knorrigen alten Glieder stöhnend aus.

„Macht es dir was aus, Florian, wenn ich etwas ausruhe?“

Er grinste spitzbübisch.

„Mir nicht“, entgegnete er, während er sich im Schneidersitz auf dem staubigen Pfad niederließ, auf den heiß die Sonne niederbrannte. „Den Blumen aber vielleicht.“

„Herrje“, lächelte ich matt und schob meinen Hut etwas tiefer in die Stirn, „wir sind auch rechte Trottel, dass wir das Tuch vergessen haben!“

„Mein Fehler“, gab Florian zu.

„Aber ein paar Minuten halten sie sich, und dann sind wir im Schatten der Bäume“, fuhr ich fort.

„Ich bin halt kein D-Zug.“

Mein Enkel lachte.

D-Zug. Fernsehen. Hightech. Internet. Alles Worte aus dem Gestern ohne Bedeutung. Für ihn. Ich wusste, dass es diese Dinge noch an manchen Ecken der Erde gab. Aber nur an manchen, wo die

Technoparasiten noch nicht hingekommen waren. Hätte es sich anders verhalten, dann, so nahm ich an, wären sie wie das Gros längst weitergereist. Doch solange sich noch militärisch-technischer Widerstand auf der Erde zeigte, würden sie bleiben, um möglichst stark zu partizipieren. Ich dachte dämmerig im warmen Schein der Spätsommersonne an vergangene Zeiten in ungeahntem Wohlstand, den wir weitaus mehr genossen hätten, wenn wir hätten ahnen können, was kommen würde.

Aber die Technoparasiten waren etwas, was nicht vorhersagbar war.

Oh, ich erinnerte mich noch sehr gut, und häufig erzählte ich die Geschichte meinen Enkeln, jene Geschichte, wie ich es erlebt hatte, dass die Technoparasiten kamen und unsere Kultur zugrunde richteten ... oder wieder zurechtstutzten, je nachdem, wie man das sehen wollte. Mein alter Geist verfiel sich wieder in den Netzen der Vergangenheit und verirrte sich in dem labyrinthischen Geflecht von verstaubten Erinnerungen.

Ich döste in die Vorzeit hinüber.

*

Es war der fünfte Oktober des Jahres 2003, daran erinnerte ich mich sehr deutlich. Es war noch nicht allzu lange her, dass Bundeskanzler Schröder die Bundestagswahl erneut gewonnen hatte. Mit Deutschland ging es nach einer schier endlosen Rezession unter der Regierung Kohl allmählich wieder einem bescheidenen Wohlstand entgegen. Ich war in jenen Tagen junger Student, gerade einmal 23 Jahre alt, hochmotiviert, ich studierte in Berlin und fuhr an den Wochenenden immer nach Hannover mit der gut ausgebauten ICE-Strecke und dem Studententicket.

Als das Verhängnis über uns kam, las ich gerade in irgendeinem Buch, dessen Titel mir entfallen ist, weil viel schlimmere Gedanken mich später heimsuchten und jenen Moment überlagerten. Aber an den MOMENT und das Drumherum kann ich mich noch sehr gut erinnern, es wird förmlich bis ans Ende meiner Tage in meinen Geist eingebrannt sein.

Bequem zurückgelehnt saß ich im Sitz, spürte nichts von der immensen Beschleunigung, und ganz sicher dachte ich nicht daran, dass die Welt, wie ich sie jetzt kannte, gleich untergehen würde.

Aber dem war so.

Das erste, was ich spürte, war eine heftige Vibration des gesamten Zuges, die die Gläser auf der anderen Gangseite in den Halterungen klirren ließ. Fahrgäste schrakten auf, der Schaffner, der eben in unser Großraumabteil getreten war, griff unwillkürlich nach seinem Funkgerät, doch er kam nicht mehr dazu, es zu aktivieren.

Wir kamen insgesamt zu gar nichts mehr.

Mit einem brutalen Ruck kam der Zug beinahe zum Stillstand, und hätte ich nicht das Buch sein lassen und die Hände hochgerissen, so hätte ich mich gewiss schwer verletzt. So prallte ich nur mit den verschränkten Armen vor dem Gesicht gegen die Rückenlehne des Vordersitzes und hatte einen kurzen Blackout.

Das nächste, an das ich mich erinnere, ist die Tatsache, dass der Zug SCHIEF lag. Er war nach links geneigt, und auf meiner Fensterseite sah ich Gebüsch, das gegen das Fenster drückte.

Der Waggon ruckte ständig in absurden Zuckungen, bebte, hob sich und wurde wieder aufs Gleisbett zurückgeschleudert, auf dem er noch teilweise lag. Ringsum war Panik ausgebrochen, Menschen kletterten den steilen Gang entlang, schlugen Fenster ein und versuchten, hinauszuklettern. Irgendwo weinten Kinder, Verletzte schrien, und das knisternde Geräusch, das von draußen aufklang, hörte sich auch nicht viel Vertrauen erweckender an.

Ich beeilte mich, wenigstens meine kleine Tasche zu retten und es den anderen Leuten

nachzumachen. Zugegeben, ich dachte erst mal nur an mich. Und als ich draußen war und auf

einer Weide neben traumatisierten Kühen stand, versuchte ich das Bild zu verarbeiten, das mir meine Augen zeigten und das ich nicht glauben mochte.

Der ICE war entgleist, weil ... ein UNGEHEUER auf zwei mächtigen Beinen, die wie der Unterleib eines gewaltigen Roboters aussah, auf den Triebwagen gesprungen und gerade dabei war, ihn mit gleißendhellen Laserblitzbögen in Stücke zu zerlegen. In dem wahnsinnig hellen Licht, das selbst durch meine Sonnenbrille nur höchst unvollkommen abgemildert wurde, ließ sich das Ungetüm kaum erkennen. Aber es war gewiss groß wie ein dreistöckiges Haus, eher höher.

Später bekam ich heraus, dass das einer von den kleineren gewesen war, sozusagen einer aus einer „jungen“ Generation. Er besaß dreizehige Füße, ausgerüstet mit Tiefbohrdornen, die sich problemlos durch zentimeterstarkes Metall bohren konnten. In den „Füßen“ und unter dem zwischen den klobigen Beinen freischwingend aufgehängten, entfernt kubischen Körper, besaß er Sensoren für Radiowellen- und Mikrowellenkommunikation, außerdem für Energieströme sowie umfangreiche Erfassungssysteme optischer Natur. Spezielle Massenspektrometer zeigten ihm außerdem an, wo sich lohnende Ziele befanden, die mit minimalem Energieaufwand erreicht werden konnten. Da er nun einmal über der Ebene Norddeutschlands herunterkam, musste er sich das nächstbeste Ziel suchen, und das war unser ICE.

Er ignorierte gänzlich unsere Anwesenheit. Die meisten Zuggäste, die unter Schock standen, flohen sowieso kopflos in die Gegend, allein getrieben von dem panischen Gedanken: Weg! Nur weg von hier!

Bis die Bundesgrenzschutzeinheiten und Sanitäter eintrafen, dauerte es über drei Stunden. Und es war ein lausig kalter Tag. Meine Jacke war im Zug zurückgeblieben, den die unheimliche Kreatur jetzt mit enormer Geschwindigkeit und gnadenloser Zielstrebigkeit in Einzelteile zerlegte und dann zu einem stark komprimierten, etwa zwölf Meter durchmessenden Ball aus Metallen und Kunststoffverbindungen umformte, der aussah wie die Dungkugel eines Skarabäuskäfers. Noch später sollte ich erfahren, dass das durchaus richtig war.

Als er mit dem ICE fertig war, ging er gewissermaßen „in die Hocke“, ließ ein ohrenbetäubendes Summen hören – und schoss raketengleich, doch ohne Feuerschweif, in den grau verhangenen Himmel und war verschwunden.

Das war meine erste Begegnung mit den Technoparasiten.

*

Naturgemäß interessiert das meine Enkel nicht mehr so sehr heute. Schließlich haben sie mit den Nachkommen der damaligen Parasiten immer noch zu tun. Wir haben uns inzwischen aber fast an sie gewöhnt. Meine Enkel fragen heute stets nach obskuren Details unserer früheren Kultur. Etwa ob wir diese seltsamen rechteckigen Dinge aus Papier wirklich „lesen“ konnten.

Bücher. „Seltsame rechteckige Dinge aus Papier“. Ob ich mich daran jemals gewöhnen werde, dass Nachgeborene so von ihnen sprechen?

Einerlei – wenn ich ihnen dann den Anfang von Tom Sawyer und Huckleberry Finn vorlese, mehrmals, da immer später noch Kinder hinzukommen, die den Anfang nicht mitbekommen haben, dann halten sie mich für jemanden mit einem sehr guten Gedächtnis. Ich muss da immer an Homer denken, der wahrhaftig ein gutes Gedächtnis hatte – ich kann einfach nur noch lesen. Die heutigen Kinder sind dagegen fast alle Analphabeten. Schriftsprache besitzt kaum mehr Relevanz fürs Überleben. Ich finde das sehr traurig, aber ich muss es wohl akzeptieren.

Die Kinder fragen mich, wenn sie CDs finden oder Disketten, wie es kommt, dass die Parasiten solche Dinge ablegen, oder ob es sich vielleicht sogar um „Eier“ der Parasiten handelt. Wenn ich ihnen zu erklären versuche, dass es sich um Datenträger der Menschen handelt, stoße ich auf

völliges Unverständnis. Es wird mir einfach nicht geglaubt. Ich bin als Märchenonkel verschrien, der immer so drollige Sachen aus der Vergangenheit erzählt.

Unsere Zeit ist schon so lange vorbei, dass man denken könnte, sie läge Jahrhunderte zurück. Und dabei sind seit damals, seit sich alles wandelte, gerade mal etwas mehr als sechzig Jahre vergangen.

Der Anfang des 21. Jahrhunderts ist für unsere Enkelkinder so unvorstellbar, wie es für uns damals Lebende am Beginn des Jahrhunderts die heutige Zeit gewesen wäre. Das Heute widerspricht ja auch allem, was damals in unseren Köpfen und vor allen Dingen in den Köpfen der gesellschaftlichen Eliten als Zukunftsvision Bestand hatte.

Damals redeten alle Politiker von „unumkehrbaren“ Ereignissen und Entwicklungen, erzählten von einem globalen Aufschwung der Weltwirtschaft, von der Befriedung lokaler Problemzonen und der Einhaltung der Menschenrechte. Heute ist das alles so fremd wie uns damals solche Dinge wie die Technoparasiten notwendig sein mussten.

Aber das Universum kümmerte sich nicht um unsere Kleinkariertheit, das lernten wir auf die härteste Weise, die es nur gab.

*

Am 6. Oktober 2003 in aller Herrgottsfrühe kam ich schließlich mit den anderen Unverletzten des Bahnunglücks in Braunschweig an, und hier erkannten wir erst allmählich, was wirklich los war und in was für einer chaotisch veränderten Welt wir lebten.

Auf den Straßen standen militärische Fahrzeuge. Polizisten, die deutlich übernächtigt aussahen, allesamt bewaffnet, kontrollierten unsere Personalpapiere. Irgendwo in der Ferne donnerte Artillerie, und Teile der Stadt standen zu unserer Bestürzung in Flammen.

Glücklicherweise konnte ich mich zu einem Mitkommilitonen durchschlagen, der mir erst mal Obdach anbot, etwas zu essen und zu trinken, und mir Ahnungslosem dann erklärte, was eigentlich passiert war.

Schon Anfang September war ein Objekt beobachtet worden, das mit hoher Geschwindigkeit von irgendwo außerhalb der Ekliptik ins Sonnensystem einflog (ich hatte das einfach nicht mitbekommen, sondern mich damals in meiner Studienliteratur vergraben, da ich an irgendeiner Hausarbeit schrieb). Anfangs war es noch für einen Kometen oder ähnliches gehalten worden, aber die Wissenschaftler wurden immer aufgeregter, je näher es der Erde kam. Schließlich stellte es sich als mächtige Kugel heraus, die mehr als fünfzehn Kilometer Durchmesser besaß und direkten Erdkurs eingeschlagen hatte.

Endlich, so glaubten viele geängstigt, andere hoffend, kam es zur Begegnung mit den Wesen „da draußen“, jenen hoch stehenden, uralten Intelligenzen, die ganz zweifellos über einen hohen Intellekt verfügen mussten und von denen wir lernen würden, wie wir das Tor zu den Sternen aufstoßen und mit unseren hausgemachten Problemen fertig werden würden. Das waren die naiven, positivistischen Anhänger der Science Fiction-Community, geprägt durch Serien wie Star Trek.

Besonders militärische Stellen befürchteten dagegen eine Invasion und gaben vorsorglich Alarm, verhängten Ausgangssperren für Kasernen und setzten Alarmfallübungen an. Wenn sie sich an filmischen Vorbildern orientierten, dann wohl eher an H. G. Wells Krieg der Welten oder Vergleichbarem.

Dummerweise irrten sich beide Gruppen gründlich in dem, was später als DER BESUCH in die Annalen der Menschheitsgeschichte eingehen sollte. Auf das, was kam, war niemand wirklich vorbereitet, weder im Guten noch im Schlechten.

Und dann, am Abend des 4. Oktober, geriet das Objekt in die Lunabahn und brach auseinander! Von da an überschlugen sich die Ereignisse.

„Du musst dir das vorstellen!“ schrie mein Studienfreund José fast. „Es BRACH auseinander! Die Kameras der Station FREEDOM konnten das genau beobachten. Es ... es zerfiel wie ein Mosaik in Tausende von kleinen, identischen Teilchen, in Miniaturkugeln, die auf die Erde herabregneten. Es war ein Bild für die Götter ...“

Es war zugleich das letzte Bild von FREEDOM, bevor die Station durch den Frontalkontakt mit den Parasiten die Bordatmosphäre verlor und als Rohstoff verarbeitet wurde. Die Besatzung kam dabei ums Leben. Die Kosmonauten von MIR II hielten sich noch fast sechs Wochen länger. Ihre Station war zu klein, um auf Anhieb entdeckt zu werden. Sie dürfte heute noch im Orbit kreisen, an Bord die verhungerte Besatzung, die natürlich nicht mehr versorgt werden konnte, nachdem die Parasiten alle Raumfahrtbahnhöfe demontiert hatten.

José fuhr fort, dass überall auf der Welt diese Kugeln heruntergekommen seien, besonders viele in Nordamerika und in Europa. Ganze Schwärme riesenhafter Parasiten seien „ausgeschlüpft“ und alsdann ohne Warnung über die Metropolen der westlichen Welt hergefallen.

Sie sahen aus wie Quader mit abgerundeten Kanten, die als Anhängsel zwei Ein-Gelenk-Beine hatten, die sie voranstapfen ließen. Das Gewicht betrug bei kleinen Parasiten vierundfünfzig Tonnen, bei großen konnten es schon mal dreihundert werden. Ihre Ziele waren energetisch aktive und materialienreiche Metropolen.

Tokio, Bombay, Kalkutta, Perth, Hongkong und Manila zählten zu den ersten Opfern im pazifischen Raum, San Francisco, Los Angeles, Hollywood als Anhängsel davon, New York, Washington, Boston, Chicago und ähnliche Städte wurden von ganzen Schwärmen von Technoparasiten attackiert. Zunächst nannte man sie einfach nur „die Aliens“ und sprach von „Robotern, die die Festung sturmreif schießen“ sollten.

Erst nach ein paar Wochen, als sich die ersten bescheidenen Anfangserfolge in der Bekämpfung der Invasion eingestellt hatten – diese Handlungsweise sollte übrigens dafür verantwortlich sein, dass wir weitaus länger unter ihnen zu leiden hatten als sonst –, begriff dann aber auch der letzte Depp, dass dies die Feinde SELBST waren, nicht irgendwelche vorausgeschickten Alien-Rollkommandos.

Wir hatten es mit mechanischem Leben zu tun. Und es kämpfte uns systematisch nieder.

*

Die ersten Ziele waren, wie erwähnt, Großstädte und großindustrielle Ballungszentren. Mit anzusehen, wie Detroit in Schutt und Asche gelegt wurde – CNN war als Kriegsberichterstatter live dabei und sah den heroischen Kampf der Nationalgarde und der Air Force gegen die größten der Technoparasiten, die sich als teilweise gut gepanzert erwiesen und nur mit strahlungsarmer nuklearer Artillerie vernichtet werden konnten, das war schon grauenvoll. Aber in Braunschweig zu sitzen und zusehen zu müssen, wie die nahen Volkswagenwerke in der Stadt an der Hamburger Straße, kaum drei Kilometer von mir entfernt, und in Wolfsburg, nicht einmal dreißig Kilometer weg, geradezu ausgeschlachtet wurden, gegen den heftigen Widerstand der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes, der letztlich nur hohen Blutzoll und unglaubliche Materialverluste zur Folge

hatte, aber am Endresultat nichts änderte – am Sieg der Technoparasiten – das mit anzusehen war einfach entsetzlich.

Nachdem die Menschen die ersten Schocks überwunden hatten vereinigten sich die Streitkräfte, ihre Rivalitäten in verschiedenen Ländern vergessend, und gingen massiv gegen die Feinde vor. Es gab schon eine Reihe spektakulärer Anfangserfolge, und viele hundert der Technoparasiten, darunter besonders die großen, die zum Teil in New York und Paris schon hohe Kuppeln angelegt hatten, deren Inneres völlig fremdartig war, wie die Geheimdienste und Sturmtrupps herausfanden, die sie inspizierten, viele hundert dieser Parasiten also fielen den heftigen Kämpfen der frühen Widerstandswochen zum Opfer. Inzwischen fanden die Wissenschaftler auch heraus, dass die Zahl dieser Wesen nicht strikt begrenzt war. Offenkundig reiften in den unzähligen Metall- und Kunststoffkugeln wie der, zu der unser ICE transformiert worden war, die Nachkommen der Invasoren heran.

Das Entsetzen war unermesslich.

Aber es wurde noch schlimmer, als die nächste Phase eingeläutet wurde: Ende November klinkten sich die Parasiten ins Internet und die weltweiten noch existierenden Kommunikationsleitungen ein und begannen massiv damit, Wissen abzuzapfen, Desinformation zu verbreiten. Und dann, als sie alles hatten, was sie wissen wollten, zerstörten sie durch eingeschleuste, vollkommen fremdartige Virenprogramme die globale Datensphäre.

Ungeheuerliche volkswirtschaftliche Werte gingen auf diese Weise über Nacht verloren. Die Kommunikationssatelliten wurden nahezu völlig nutzlos. Militärische Aufklärung wurde beinahe in die Steinzeit zurückgeworfen. Die Presse stand weitgehend still. Radio- und Fernsehstationen, inzwischen meist nur noch Zweit- und Drittsender, weil die Sendehäuser zerstört worden waren, fielen ebenfalls aus. Der globalen Informationsinfrastruktur wurde sinnbildlich das Rückgrat gebrochen und die Menschheit in nationale Zellen parzelliert.

Menschen sind jedoch flexibel und erfinderisch, und so stiegen wir darauf um, zeitraubende Kommunikationswege zu gehen. Briefverkehr nahm große Ausmaße an. In großen Lastern donnerten die Postexpressdienste über die Lande, Autos ersetzten die schnelle Mail oder wichtige Telefonanrufe.

Derweil begannen die Parasiten, sich kleinere Ziele zu suchen. Nun schienen sich Spezialistenkasten herauszuprägen. Im Laufe der Wintermonate machten einige von ihnen Jagd auf Flugzeuge – eine unerquickliche Tätigkeit für beide Seiten. Wenn nämlich die Parasiten die Flugzeuge rüde zur Landung drängten, explodierten diese meist und verstümmelten den betreffenden Parasiten oder zerstörten ihn ganz. Dennoch passierte das immer wieder, und irgendwann brach der Flugverkehr völlig in sich zusammen, natürlich auch deswegen, weil die Airports von den Parasiten besetzt und wiederholt geplündert wurden. In vielen Fällen schneller, als die verlorene Infrastruktur ersetzt werden konnte.

Andere Parasiten spezialisierten sich, gehend Jagd auf Autos in den Innenstädten zu machen. Häufig hockten sie, gewaltigen bizarren Geiern nicht unähnlich, auf den Ruinenskeletten alter Backsteinbauten, denen sie die Glasscheiben entnommen hatten, ebenso Regenrinnen und kunststoffhaltige Installationen – alles Ressourcen für sie –, und sprangen hinab, wenn die Kurierfahrzeuge vorbeifuhren. Die wenigsten Kuriere überlebten eine solche Verfolgung. Ein Überlebender meinte einmal zu einem Journalisten: „Mir war, als wäre ein T-Rex hinter uns her! Bei Gott, das kann nie im Leben schlimmer gewesen sein!“

Grundsätzlich wurde die Kommunikation immer problematischer, je weniger Technik zur Verfügung stand, die staatlichen Verwaltungen und Ordnungsstrukturen brachen immer rascher in sich zusammen. Die Menschen flüchteten aus den Städten, auch ich gehörte wie selbstverständlich dazu und ließ mich in einem kleinen Dorf unweit von Berlin schließlich nach wochenlangen

Wanderungen nieder, wo desertierte Pioniere einen leidlich funktionierenden Hof übernommen hatten. Das gelang erst, nachdem die Technoparasiten in Scharen an dem Dorf vorbeigewandert waren, einige Häuser zerstampft und die Einwohnerschaft in die Flucht getrieben hatten.

Allmählich bekamen wir trotzdem ein genaueres Bild von dem, was ablief.

Die Menschheit befand sich kollektiv auf der Flucht vor den außerirdischen Maschinen, und diese hatten inzwischen ihre kurzen Flüge und brüskten Startmanöver, um rasch größere Strecken zu überwinden, nahezu völlig beendet. Heute wissen wir, dass die Gründe dafür in der Energieversorgung lagen.

Die Parasiten sind genau das, als das sie anfangs apostrophiert wurden, und sie können auch einfach nicht mehr leisten. Sie plündern Städte – die sie wohl als abzuerntende Felder, gut gefüllte Depots oder Ähnliches ansehen –, um an Glas, Keramik, Verbundmetalle, Edelmetalle und Kunststoffe heranzukommen, die sie für die „Konstruktion“ ihres „Nachwuchses“ benötigen. Wie immer das auch genau gehen mag. Außerdem klammern sie sich an Energieleitungen und fangen Mikrowellenbündel ab für die Eigenenergieversorgung. Ganze Horden schaffen es mit entsprechendem technischen Knowhow sogar, Kernkraftwerke bis zur Neige leerzuzapfen und dann alle Materialien rückstandsfrei zu verarbeiten, ganz besonders alle strahlungsaktiven Materialien. Sie saugen Radioaktivität geradewegs in sich auf und transformieren sie in verwendbare Energie. Für uns klingt das ganz unglaublich, weil wir mit nuklearen Altlasten immerzu zu kämpfen hatten.

Die Technoparasiten sehen darin überhaupt keine Schwierigkeit. Für sie ist die Verwertung solcher industrieller Lasten vielmehr eine in Jahrtausenden eingeübte Praxis, die ihnen keinerlei Probleme mehr bereitet.

Je weniger Kraftwerke allerdings arbeiteten, desto mehr schränkten sie automatisch ihren Energieverbrauch ein und vermieden kräftezehrende Manöver nach besten Kräften. Und Gehen über Land ist nun einmal energiesparender als Fliegen oder was sie sonst taten.

Als der erste Nachwuchs aus den Rohstoffeiern schlüpfte, bekamen wir die nächsten unerwarteten Probleme. Denn die „Eltern“ standen mit den „Kindern“ per Mikrowellentransmitter in Nachrichtenverbindung, während letztere heranreiften. Die Konsequenz bestand darin, dass sie „schlauer“ waren als die Alten zu Beginn.

Im zweiten und dritten Jahr der Invasion begannen die „kleinen“ Parasiten damit, U-Bahnen auszuschlachten und Bergwerke zum Einsturz zu bringen. Letzteres geschah eher unabsichtlich, als sie Ressourcen ergraben wollten. Manche wurden auch gezielt durch Bergwerkssprengungen ausgeschaltet. Dass uns das alles sehr viel weiterhalf, konnte man aber nicht behaupten.

Die Verhältnisse waren und blieben einfach verheerend und wollten sich einfach nicht verbessern. Es existierten allerdings noch einige wenige Technik-Enklaven, wo es gelungen war, einzelne Rechner und Maschinenfuhrparks zu verbergen. Das wurde umso leichter, als die großen Parasiten nahezu einheitlich abgeschossen worden waren bzw., als sie im dritten Jahr begannen, sich selbst zu zerfleischen.

Das war ein seltsamer Prozess, wie wir fanden. Auf dem flachen Land war das so deutlich nicht bemerkbar, aber je mehr man an industrielle Ballungszentren kam, desto häufiger konnten wir beobachten, wie Scharen von kleineren Parasiten sich über die lethargischen großen hermachten und sie zu zerlegen begannen.

Das machte uns natürlich Hoffnung.

So genannte Techno-Ökologen, eine Zunft, die sich erst fünf Jahre später zaghaft etablierte und zwölf Jahre nach der Ankunft ihre Blütezeit erlebte, erklärten dann in Form von „Wanderpredigern“, womit wir es hier zu tun hatten.

„Es ist eine altershierarchische Gesellschaft, die sich offenkundig primär daran ausrichtet, wie hoch das Nährstoffangebot ist. Da unsere Welt inzwischen weitestgehend ausgeplündert ist, bauen die am höchsten entwickelten Technoparasiten Nester in den rohstoffreichen Hochburgen. Sie verteidigen sie auch gegen ihresgleichen und modifizieren sich unter dem Druck des Wettbewerbs wie normale Lebensformen.

Sie leiden jedoch allgemein unter dem Mangel an Energie, das ist gewissermaßen der Preis ihres eigenen Erfolges. Je größer sie sind, desto mehr Energie benötigen sie. Deshalb werden inzwischen kleinere, mobilere und energiesparendere Varianten entwickelt, die für den Kuppelbau zwar länger brauchen, aber dafür eine bessere Kosten-Nutzen-Effizienz aufweisen. Diese werden aber auch leichter Opfer feindlicher ‚Gruppen‘, wie ich sie mal nennen möchte.

Wir brauchen aber nicht zu glauben“, hatte Alan Baumgart, ein Techno-Ökologe aus dem agrarisch gewordenen Cambridge im März 2010 erklärt, „dass damit unsere Probleme enden. Denn die Population wird sich irgendwann stabilisieren. Wir wissen noch nicht genau, was das langfristige Ziel dieser Wesen ist, jenseits des Baues dieser Kuppeln und der Ausschlichtung der natürlichen und zivilisatorischen Ressourcen. Es scheint keins zu geben, das wir bislang erkennen können.“ Das schien wirklich so zu sein.

Wir einfachen Menschen gaben es alsbald weitgehend auf, uns nach solchen vergessenen Dingen wie elektrischer Beleuchtung, Fernsehen, Internet, Automobilen oder ähnlichem zurückzusehen. Wir waren viel zu stark damit beschäftigt, die harten Winter durchzustehen.

Es zog mich aus der einstigen deutschen Hauptstadt wieder fort, denn hier lag die Todesrate durch marodierende Kleinst-Technoparasiten immer noch um vierzig Prozent höher als im Umland. Das lag schlicht und ergreifend daran, dass hier viel zu holen war und Menschen immer wieder in die Ruinenstadt vorstießen, um sich mit zivilisatorischen Gütern zu bevorraten: Konserven, Bücher, Geräte, Tauschgut.

Auf diese Weise prallten die Trupps natürlich immer wieder auf die Technoparasiten, die sich hier ballten und die Ruinen plünderten.

Längst war die Menschheit in ganz Mitteleuropa zur Natural- und Tauschwirtschaft zurückgekehrt. Vom Rest der Welt bekamen wir wenig mit, aber es sah nicht danach aus, als ob es realistisch sein würde, bessere Verhältnisse im Rest der Welt für plausibel zu halten. Ähnliche Schwierigkeiten wie bei uns plagten die Menschheit überall auf dem Globus. Bauernhöfe im Umland der Hauptstadt wurden nicht nur von Flüchtlingen aus dem Osten besiedelt und teilweise mit brutaler Gewalt besetzt, sondern es kam auch zu Plünderungen, Vergewaltigungen, ganzen Massakern, Standgerichten und manchmal zu regelrechten Versklavungen von Minderheiten und Leuten, die sich dagegen nicht wehren konnten.

Ich zog quer durch das verwüstete Norddeutschland. Über Schottertrassen, aus denen die einstigen Gleisbetten entfernt waren. Entlang der Bundesstraßen, deren Asphalt von den Tritten der Parasiten schon vor Jahren zertrümmert worden war. Durch Ortschaften, die aufgewühlte Böden und Straßen besaßen. Kleinst-Parasiten waren hier wühlend tätig gewesen und hatten Kanalisationsrohre aus Kunststoff sowie Glasfaser- und altmodische Kupferkabel herausgerissen. Dann und wann kam ich bei Höfen unter, anfangs misstrauisch beäugt, bis ich meine Arbeitskraft unter Beweis stellte und mir damit meine Mahlzeiten und manche Informationen verdiente. So fügte sich langsam, sehr langsam ein Bild zusammen. Wenngleich auch nur für einzelne Landstriche.

*

Es gab wenige Sender in Europa, aber immerhin war das Netz noch nicht vollkommen zerstört. Die meisten waren mobile kleine Stationen, die nur alle paar Tage Sendungen ausstrahlten und dann ihre Standorte wechselten, um nicht von den Parasiten aufgespürt und in Rohstoffe zerlegt zu werden.

Besonders in Amerika, aber auch in Frankreich, England und osteuropäischen Staaten gab es noch kleinere Enklaven von Hightech, die sich erfolgreich gegen die größeren Technoparasiten gewehrt hatten. Offensichtlich mit nuklearer Munition erzielt, wie wir später mitbekommen sollten. Weltweit forschten Wissenschaftler, besonders in den USA, mit Hochdruck daran, Mittel gegen die Parasiten zu finden.

Später, als die Energieknappheit die Bewegungsradien der Parasiten beschränkte, und als sie deshalb an die Gebiete gekettet waren, in denen sie zur Zeit verweilten, da sahen wir sie weitaus seltener. Sie konzentrierten sich nun auf die einstigen Großstädte und pulverisierten sie allmählich, lösten Stahlbeton in seine Bestandteile auf, wrackten Dock- und Hafenanlagen ab, Wehre, Straßen, Brücken, Kommunikationszentren, Kläranlagen und dergleichen.

Das flache Land wurde dadurch sicherer. Dort konnten wir durchaus leben, wenngleich auch unter den Bedingungen, wie sie etwa im beginnenden neunzehnten Jahrhundert geherrscht hatten: Ohne elektrischen Strom und ohne Zeitungen etwa, denn alle Druckanlagen, Computer, Druckerpressen und dergleichen gehörten genauso wie Kopierer längst der Vergangenheit an. Meist auch ohne fließendes Wasser, obwohl manche Gegenden im Improvisieren da recht gut waren. Und leider auch ohne Antibiotika, was die Zunahme von Krankheiten, zuweilen auch Seuchen im Gefolge hatte und so die ohnehin bereits arg dezimierte Bevölkerung noch weiter schrumpfen ließ.

Aber in all dieser Primitivität und Langsamkeit entdeckten wir allmählich ein rares Gut der Vergangenheit wieder – die Geduld. Geduld und zugleich eine innere Ruhe, die schlussendlich viele Überlebende zu der Überzeugung brachte, die Technoparasiten seien eine Geißel Gottes gewesen, um uns irregeleitete Menschen, die den Götzen Technologie anbeteten, auf den Rechten Weg zurückzuführen. So führte der Kulturzusammenbruch zugleich zu einer eigenwilligen Renaissance der Gläubigkeit und der spirituellen Lebenseinstellungen.

Die Leute, die das glaubten, waren es dann paradoxerweise auch, die uns retteten: sie predigten nämlich nichts Geringeres, als die einstmaligen Großstädte dem Verfall zu überlassen und sich nicht mehr um die Technoparasiten zu kümmern.

„Irgendwann werden sie sehen, dass hier nichts mehr zu holen ist, und sie werden verschwinden“, prophezeiten sie.

Die vormaligen Manager, Wissenschaftler, Militärs und Politiker, also all jene, die an der Restaurierung des vormals dominierenden technologischen Pfades arbeiteten, wollten von alledem natürlich nichts wissen. Sie merkten schon deutlich alarmiert, dass der Analphabetismus wieder um sich griff, dass es schwierig wurde, den Kindern Mathematik und Geometrie oder gar Informatik beizubringen. Es gab eben kaum mehr Anschauungsmaterial, und das tägliche Leben, ja der Kampf ums Überleben, der schon den Einsatz Fünfjähriger bei der Ernte erforderte, erschöpfte die nachwachsende Generation dermaßen, dass an Lernen jenseits des zwingend Existenznotwendigen kaum mehr zu denken war.

Es lag auf der Hand, dass der Kampf der Technologen gegen die Technoparasiten schnell gewonnen werden musste, in den nächsten zehn oder fünfzehn Jahren. Danach würde die Elite schlicht ausgestorben oder so ungeübt sein, dass es einfach unmöglich war, innovative Technologien zu entwickeln.

Der Wettlauf um den Bau der TechnoCities setzte ein.

Mich bekümmerte das alles insgesamt recht wenig, obwohl ich in den Anfangstagen auch noch diesem Traum hinterher hing und den Segnungen der Zivilisation hinterher trauerte, das muss ich offen zugeben. Ich war darum nach einer Weile der Neuorientierung Technoscout in den Ruinen von Braunschweig geworden, und mein Job bestand darin, die sich meist an sonnigen Plätzen aalenden kleinen Technoparasiten aufzustöbern und unsere Kampfmannschaften heranzuführen, die sie dann überfallen und zerstören konnten.

Die kleineren Parasiten erwiesen sich da als vergleichsweise tumb, besonders, wenn man sie mit der in Dessau entwickelten Kältebombe konfrontierte. Die legte ihre ganze Stromzufuhr vorübergehend lahm, und wenn es dann gelang, den Parasiten in eine Grube zu wälzen und unter Tonnen von Schutt zu begraben, möglichst so, dass seine Oberfläche keine direkte Wärmeeinstrahlung mehr mitbekam und er mithin seine Batterien kaum mehr aufladen konnte, dann hatten wir eine reelle Chance, diese Maschinen völlig zu liquidieren.

Aber es war und blieb natürlich ein gefährlicher Job, und die Todesrate bei den menschlichen Jägern lag bei fast fünfzig Prozent.

Immerhin schafften wir es damit, Braunschweig fast völlig parasitenfrei zu bekommen. Und ohne diese Aktionen hätte ich auch Sonja nie kennen gelernt. Sie war ein Wildkind, wie man das nannte, ein Mädchen, das in den Ruinen von Braunschweig groß geworden war und im einstigen Bürgerpark in einem Pavillon lebte.

Ihre Streifzüge führten sie schließlich zu unserem Aktionsgebiet, und sie fand mich glücklicherweise in dem Moment, da mich ein durchdrehender „tückischer“ Parasit überrascht und fast zermalmt hatte. Ich war auf der Flucht vom Rest der Truppe getrennt worden und unglücklich von einem Trümmerhügel gerutscht. Dabei hatte ich mir das Schienbein gebrochen – wahrlich ein irrsinniger Schmerz, den ich niemandem beschreiben kann – , und sie fand mich, schiente mir Geschick das verletzte Bein und half mir, mich aus dem Kampfgebiet zurückzuziehen. Allerdings brachte sie mich nicht zur Kampfgruppe zurück, sondern drängte mich recht unsanft mit einem aus hartem Eibenholz geschnitzten Dorn durch die Wildnis von Braunschweig, bis wir schließlich den Bürgerpark erreichten.

Ich begann bald zu verstehen, warum ein dreizehnjähriges, wildmähniges und durchaus nicht unattraktives Mädchen wie Sonja so etwas tat ... Sonja hatte ihre Eltern und ihre Sippe schon vor Monaten verloren und brauchte nun zweierlei. Einmal war sie furchtbar einsam. Und zum zweiten wusste sie intuitiv aus der Gruppe, das man zu zweit besser durchkam.

„Du siehst das doch. Einer wird verletzt, der andere hilft. Einer gerät in Not, der andere sucht. Der eine wird krank ... die Liste ist ziemlich lang.“

Da hatte Sonja natürlich recht.

Das andere war ... sie spürte zunehmend ihren erwachenden Körper. Bei ihren Eltern hatte sie es deutlich mitbekommen, wie sich Sex zwischen den Geschlechtern äußerte, und sie hatte das damals nie recht verstehen können. Doch nun wurde sie häufig von einander widerstrebenden Regungen durchpulst und änderte allmählich ihre Einstellung zur Sexualität ... und um sich dabei auszuprobieren, fehlte ihr ein Partner.

Das war ein weiterer Grund, warum sie mich nicht zu meinen Leuten zurückließ.

Ich stellte das dar, was ihr physiologisch fehlte.

Sie nannte das, was sie dann anging, schlicht „die Gruppe vergrößern“.

Anfangs begriff ich, manchmal etwas begriffsstutzig, wie ich war, nicht so recht, was sie damit meinte. Schließlich war Sonja doch erst dreizehn Jahre alt. Dreizehn! Himmelherrgott noch mal! Und ich war schließlich etwa 38 Jahre alt. Ihr zielstrebiges Ansinnen kam mir deshalb anfangs vor wie eine entfernte Spielart von Pädophilie ... aber Sonja hatte sehr nachdrückliche Argumente, zu

denen es gehörte, immer nachts zu mir nackt unter die Bettdecke zu kriechen. Und irgendwann passierte es halt einfach.

So also wurde ich zum Vater, eigentlich eher ungeplant, und auch Teil der minder privilegierten Hordenbevölkerung von Braunschweig, die sich bald nicht mehr um die vereinzelt an der Peripherie – also in Rünigen, Riddagshausen, Völkenrode, Meine und ähnlichen Ortschaften – herumlungern Technoparasiten kümmerte. Wir begannen ein davon unabhängiges Leben zu führen, und ich gab bereitwillig meinen „Beruf“ des Technoscouts auf, um für die wachsende neue eigene Familie da zu sein.

In der Gegend des einstmaligen Kraftwerks entstand derweil aus den Ruinen einer erstürmten Brutkuppel der Parasiten die so genannte TechnoCity, ein weithin schimmernder, silbergrauer Dom, schwer bewaffnet von den Technokraten, die es sogar schafften, Teile der Bevölkerung als Nahrungslieferanten und Arbeitskräfte zu rekrutieren. Aber das wurde im Laufe der Jahre immer schwerer.

Um Sonja und mich versammelten sich allmählich Alex, Reginald, Jannik und Suzanne, unsere Kinder, außerdem taten wir uns mit den Jaspers und den Woronzeffs zusammen, zwei größeren Sippen, die aus Polen kommend hier hängen geblieben waren.

Wir richteten uns im Bürgerpark ein, anfangs jedenfalls, und unternahmen dann Streifzüge durch die zerstörte Kernstadt, in der sich allmählich wieder sumpfige Vegetation breitmachte.

Braunschweig wurde zunehmend weitflächig von der Natur zurückerobert, es war bisweilen atemberaubend, das zu verfolgen. Dichte Pappelwälder, Trauerweiden, große Gebiete mit Rohrkolben und Schilf, weite morastige Flächen, in denen Wildschweine wühlten, mannigfache Vögel auf ihren Zügen Halt machten ... all das überwucherte sehr rasch die dem Verfall überlassene einstige Metropole.

Mit den Technokraten in der TechnoCity arrangierten wir uns dergestalt, indem wir Jagdbeute gegen Medikamente tauschten. Und dann und wann erbaten wir natürlich Waffenhilfe – dabei half mir mein vormaliger Status als Technicscout, da Sonja und die anderen arge Berührungsängste mit der TechnoCity hatten. Ich fungierte hier quasi als Bindeglied zwischen zwei sich zunehmend divergent entwickelnden Lebensgemeinschaften.

Im Grunde genommen aber jagten wir mit dem, was wir selbst anfertigen konnten, mit Pfeil und Bogen, Schlingen und Speeren. Das war ein wenig steinzeitlich, wie ich insgeheim befand, aber wenn man sich daran erst einmal gewöhnt hatte, konnte man auf diesem technischen Niveau ein erstaunlich angenehmes Leben führen.

Oh, es war am Anfang gar nicht so leicht, an Pfeilspitzen zu gelangen. Jedenfalls galt das, bis wir im einstigen Magniviertel, wo eine hübsche kleine Burg aus den Trümmern gebaut worden war, wobei die Magnikirche als Steinbruch diente, einen weiteren Clan aufboten, der Speerspitzen aus Marmor herstellte. Die waren entsprechend teuer, weil die Herstellung sich recht schwierig gestaltete. Und vor allen Dingen gab es keinen Feuerstein in der Nähe. Das war unser vielleicht größtes Problem in den Jahren zwischen 2020 und 2032.

Dann kam über die TechnoCity der Tauschhandel mit entfernteren Regionen, mit denen auch kommuniziert wurde, ein besserer Handelskontrakt zustande, und es wurde eine so genannte Flintsteinstraße zum Harz eingerichtet, wo es ergiebige Vorkommen gab.

*

Nur die Hutzelgreise und Leute gesetzten Alters wie ich beispielsweise, nur wir interessierten uns nach 2030 noch wirklich jenseits der TechnoCity für die Technoparasiten und wie es in so fernen Ländern wie dem einstigen Russland oder Frankreich oder jenseits des „Großen Teichs“ aussah. Die

meisten Angehörigen unserer Sippen besaßen dafür überhaupt kein Gespür, und sie verfügten über einen relativ engen Welthorizont.

Mein Drittgeborener Jannik überraschte mich mal mit einer Bemerkung, das muss so 2036 gewesen sein, als er 13 Jahre alt war. Die prägte sich dann tatsächlich ein und brachte mich immer wieder zum Schmunzeln.

Auf meine Bemerkung zum „Großen Teich“ hin meinte er nämlich keck: „Das ist doch der Europateich, Dad, nicht wahr?“

Eine goldige Ansicht, finde ich heute noch.

Natürlich war das nicht der Europateich, der entstanden war, als Hochwasser den einstmaligen Europaplatz und den dort gelegenen Busbahnhof wegschwemmen, von dem die Parasiten kaum etwas gelassen hatten. Übrigens galt dasselbe für den so genannten Nord-LB-Tower, einen etliche Stockwerke hohen Stahlglasbau, der schon sehr frühzeitig von den Parasiten bis zu den Fundamenten abgetragen worden war und von dem letzten Endes nur noch ein röhrichtbestandener, vollgelaufener ovaler Teich kündete. Daneben waren die Trümmer des Alten Bahnhofs durch das Hochwasser abgesackt und eingestürzt. Man konnte sie nur noch mit großer Phantasie erkennen, und heute sind sie völlig versunken.

Ich meinte mit dem „Großen Teich“ allerdings vielmehr den Atlantik.

Aber die Kinder kannten und kennen eben kein Meer. Keines meiner Kinder oder Enkelkinder ist jemals über fünfzig Kilometer im Radius aus Braunschweig herausgekommen. Dazu bestand einfach nie Notwendigkeit. Unsere Zeit ist unwiderruflich das Wiedererwachen der Provinzialität. Und niemand kümmert sich heute mehr um Rechtschreibung oder dergleichen. Wir degenerierten immer weiter zu einer Jäger- und Sammler-Kultur. Manchmal erschreckte mich das, aber häufig ... Doch meine Gedanken schweiften bereits wieder ab. Wo war ich doch eben? Ah ja, bei der Kommunikation mit der Außenwelt über die TechnoCity.

*

In Amerika, so erfuhren wir, ging das alles etwas schneller, soweit es die Parasiten anging. Die Kuppel von New York und die von Baltimore und Detroit wuchsen so atemberaubend schnell, dass sie bereits im Januar des Jahres 2016 unangreifbar für die Artillerie wurden, die noch überlebt hatte (wie auch immer! Das ist wohl ein ewiges Rätsel. Vielleicht in Bergwerksschächten oder so). Dann herrschte interessanterweise jahrelang Ruhe. Erst 2024 wurden die Technoparasiten wieder aktiv. Viele der jungen Generation nahmen nun Kurs auf die fertigen Dome und schienen sich mit ihnen zu vereinigen. Das wurde nur sehr seltsam beschrieben, und unsere Vorstellungskraft streikte, offen gestanden, als wir davon hörten, dass die außerirdischen Maschinen geradewegs zerflossen, wenn sie mit den Domen Fühlung aufnahmen. Sie selbst verflüssigende und gleichwohl weiter funktionierende Maschinen hatten und haben etwas von Zauberei an sich. Kaum einer von uns Alten konnte das glauben, was über Funk herüberkam. Die Kinder amüsierten sich ohnehin nur, sofern sie sich halt nicht vor den körperlosen Stimmen aus den Lautsprechern fürchteten.

2035 starteten dann überraschend die Kuppeln! Es geschah von einem Tag zum nächsten und deutete sich durch einen heftigen Ruck an, der wie ein Erdbeben wirkte, zumindest in der Nähe. Es wurden Erschütterungen von 2,8 auf der Richter-Skala gemessen.

Die Techno-Ökologen begannen dieses Verhalten zu analysieren und kamen zu erschreckenden Ergebnissen: die Technoparasiten, so ihr Fazit, stellten offenkundig so etwas wie eine Heuschreckenplage interstellarer Räume dar, allerdings mit dem Trieb, so etwas wie neue Nester zum Zweck der Regeneration, Vermehrung und Optimierung zu bauen. Vom Irgendwo ausgehend,

vielleicht einstmals als eine Art von kosmischen Mineurkolonnen entworfen, hatten diese Roboter offensichtlich künstliche Intelligenz erlangt, wenn auch auf einem bescheidenen Level. Diese Intelligenz schrieb ihnen vor, sich selbst zu replizieren und den Weg fortzusetzen, ad infinitum. Die Reiseziele wurden scheinbar mit einer Art elektromagnetischen Sensors ausgesucht, der empfindlich in das kosmische Rauschen hineinlauschte und verheißungsvolle Ziele ausfindig machte. Da die Erde wie bescheuert im 20. Jahrhundert Radiosendungen in alle Richtungen der Milchstraße ausgesandt hatte, allein durch den Streupegel unzähliger Radio- und Fernsehprogramme, von Sonden und ähnlichem Firlefanz mal ganz zu schweigen, war das für die Parasiten quasi wie ein elektromagnetisches „Duftsignal“, wie es Pflanzen oder Tiere ausstreuten, wenn sie paarungsbereit waren oder reiche Erntegründe versprachen, um ihre Pollen weiterzugeben. Die Erde präsentierte sich als höchst attraktiver Vermehrungsgrund, und so kamen sie aus den Universumtiefen geradewegs auf uns zu.

Die Technoparasiten-Kollektive überwandten die gewaltigen Distanzen zwischen den Sternen in jahrzehnte- oder jahrhundertelangen Reisen in mächtigen Kolonien, die Kugelform besaßen. Wenn sie sich dem nächsten Gestirn näherten, das eine Technosphäre möglich sein ließ, aktivierten sich durch die Wärme und Partikel des Sonnenwindes Generatoren, die sich allmählich aufluden, während das Kollektiv sich dem Ziel näherte.

Am Ziel zerplatzte die interstellare Arche dann und streute die aktuelle Generation an Parasiten über die Zielwelt aus, wo sie sofort mit ihrem Raubzug begannen und Rohstoffkugeln anfertigten. Soweit war das wohl noch Teil der alten Programmierung. Aber statt dann – wie wohl ursprünglich geplant – Materiallager anzulegen, dann Rohstoffschiffe fertig zu stellen und das Material größtenteils in die Heimat zurückzuschicken, wobei ein weiterer Teil für den Aufbau einer neuen Kollektivgeneration gebraucht wurde und ein letzter Schwund und Ermüdungserscheinungen der älteren Generation kompensierte (die aber nahtlos recycelt wurde), stattdessen flossen alle Energien und Rohstoffströme in die Erstellung neuer Parasitengenerationen. Der Zyklus war offenkundig im Laufe der Zeit entartet wie bei Viren beispielsweise, die sich selbst bis zur Vernichtung des Wirtes replizierten.

In dieser kybernetischen Evolution waren die Technoparasiten also irgendwann zum Selbstläufer geworden, den nichts und niemand mehr stoppen konnte. Dazu waren die Anfangszahl und das Schockmoment einfach zu groß. Sie kamen wie eine Lawine über eine unvorbereitete Welt, und wenn man sie nicht sofort abwehrte, war es quasi für alle Reaktionen zu spät.

Die Techno-Ökologen berechneten, dass die damals eingetroffene Kollektivkapsel sich in gut vierhunderttausend Individuen aufgespaltet haben musste, die überall in dicht besiedelten Gebieten heruntergingen. Da handelten sie wie Motten, die vom Licht angezogen wurden. Ihre Sensoren lenkten sie ganz automatisch zu den wichtigsten Zielen, wo sie ihr Reproduktionsprogramm mit maximaler Effizienz umsetzen konnten ... und da tauchten sie dann halt zu Hunderten auf. Ich erfuhr irgendwann mal, dass Tokio an dem denkwürdigen 5. Oktober angeblich von siebenhundert bis tausend Parasiten angefliegen worden war. Das konnte ich mir aber inzwischen einfach nicht mehr vorstellen.

Es erübrigt sich zu beschreiben, dass Tokio diese Attacke nicht überstand. Heute ist nach allem, was ich höre, der Raum Tokio eine einzige, von Ruinenresten durchsetzte Wildnis, in der kaum mehr jemand lebt.

Allerdings: Die Probleme hörten an diesem Punkt durchaus nicht auf, wurde uns erklärt.

Die Techno-Ökologen vertraten bald vielmehr einen bizarren Standpunkt, der für uns Ältere an Häresie grenzte und für die Jüngeren völlig unverständlich blieb: „Es wäre sinnvoll gewesen, die erste Generation NICHT zu vernichten“, sagte einmal Hubert Casselwirth aus Stuttgart, ein führender Techno-Ökologe.

Er begründete für mich leider sehr plausibel: „Die großen Technoparasiten der ersten Stufe waren dafür da, so schnell als möglich neue Nester zu bauen, um zu den Sternen weiterzureisen. Hätten wir anfangs richtig reagiert und möglichst viele Ressourcen verstecken können, dann hätten wir uns nach einigen Monaten nur noch mit den kleineren Parasiten der zweiten Stufe herumplagen müssen, die womöglich leichter zu besiegen gewesen wären. Indem die Anfangs-Dome zerstört wurden und die großen Technoparasiten ihr Ende fanden, wurde der Zyklus unterbrochen und letzten Endes gestreckt. Das Programm arbeitet natürlich weiter, wurde nun aber gründlicher, und die Anlaufzeit zur Erschaffung neuer interstellarer Archen verlängerte sich naturgemäß. Im Endeffekt führte das alles dann zur intensiveren Ausplünderung weiterer Landstriche.“

Seine Schlussfolgerung bestand darin, dass wir die Technoparasiten, die inzwischen in der siebten und achten Generation die Länder unsicher machten, also am besten loswurden, wenn wir sie gewähren ließen und beständig auswichen. Konfrontation würde die Belagerungsgeschichte unserer Zivilisation oder was davon noch übrig war, nur noch mehr verlängern. Wenn wir die Technoparasiten in Ruhe ließen, würden sie beizeiten an den Punkt der Erkenntnis kommen, dass der Aufwand, neue Ressourcen zu erschließen, in keinem gescheiterten Verhältnis mehr stand zu dem dafür notwendigen Aufwand.

Dann würden sie sich in neuen Domen „verpuppen“ und die Erde verlassen, um zu ergiebigeren Weidegründen im Universum aufzubrechen. Das war im Grunde die beste Chance, die wir für die Zukunft hatten.

Für die TechnoCitys war in diesem Modell kein Platz, ja, sie wurden sogar als kontraproduktiv und Hindernisse auf dem Weg zur Befreiung der Erde von der Geißel der Technoparasiten betrachtet. Kein Wunder also, dass die Technokraten der TechnoCity sie steinigen wollten. Schließlich waren die Techno-Ökologen in deren Augen Leute, die es zu bekämpfen galt, Anti-Technologen, manchmal auch sinnwidrig als „Kollaborateure“ verfehmt, häufig wurden sie daher, wenn man ihrer habhaft werden konnte, kurzerhand aufgehängt oder erschossen. Sie geißelten die Militärs früherer Tage, errichteten den Gefallenen, insbesondere den Soldaten, keineswegs Denkmale und hielten auch keine Gedenkfeiern ab. Sie gossen vielmehr munter brennendes Öl in die noch offenen Wunden. In ihren Augen waren die Kämpfer gegen die Parasiten genau die stumpfsinnigen Idioten, die durch ihre ungenügenden Reflexionen und aktionistisches Handeln den Untergang der Menschheit besiegelt hatten und immer noch weiter beförderten.

„Für Dummköpfe braucht man keine Erinnerungsreden“, war ein Lieblingsspruch Casselwirths, bevor er im Mai 2041 an einer heftigen Grippe starb. Er hätte durchaus gerettet werden können, aber die TechnoCity Braunschweig verweigerte ihm das Vakzin.

Wie gesagt: Ihrer Ansicht nach würden die Parasiten selbst merken, wann die Welt ausgepowert war. Erst dann würden sie aufgeben oder, besser gesagt, von der Erde aufbrechen, um zu „üppigeren Weidegründen“ zu starten, wie die Techno-Ökologen es charakterisierten. Vorher aber sei es den Prognosen zufolge unvermeidlich, dass sich die verbliebenen Technoparasiten zu großen Herden zusammenschlossen und die letzten Technikbastionen mit aller Gewalt erstürmen würden. Also die TechnoCitys!

Das jagte uns einfachen Leuten, die wir in der Nähe einer TechnoCity wohnten, natürlich nicht eben wenig Angst ein. Ich meinte daraufhin zu unserer inzwischen erheblich vergrößerten Gruppe, die fast achtzig Mitglieder zählte, dass wir doch besser auf sie hören sollten und uns einen sichereren Ort suchen müssten.

Aber die Kinder wollten nicht fort von hier. Und die alten Leute, zu denen ich bald auch zählen würde, hielten die Techno-Ökologen mehrheitlich sowieso für suspekt oder hochverräterisch. Außerdem waren sie ziemlich konservativ geworden. Ich hatte keine Chance gegen den Mehrheitsentscheid

Wir blieben also vorerst im Bürgerpark.

*

Wir blieben erfreulicherweise lange verschont, bis zum Spätsommer des Jahres 2052. Da war ich schon längst Großvater und Sonja noch weitaus agiler als ich. Die TechnoCity stagnierte allmählich, der Dom, der auf dem Gebiet der einstigen Technoparasitenkuppel gebaut worden war, rostete still vor sich hin, und mit dem Wegsterben der alten Elite – interessanterweise hatte sich gezeigt, dass die Lebenserwartung in den TechnoCitys geringer war als draußen, eigentlich hätte ich immer das Gegenteil erwartet – kehrte auch dort ein eher pragmatischer Geist ein. Junge Leute mit dynamischen Ideen, teilweise inspiriert von den alten Techno-Ökologen, rückten nach und analysierten deren Grundlagen.

Zu langsam freilich.

Während sich meine Familie rasch vergrößerte – was für mich allen demoskopischen Studien entsprach, von denen ich je gelesen hatte, denen zufolge die Kinderzahl zunahm, je geringer die intellektuellen Niveaus waren (ich hätte nie geglaubt, das würde auch mal für MEINE Familie zutreffen, und doch war es so gekommen) –, erweiterten wir langsam unsere Kontakte im Dschungel von Braunschweig und errichteten auch, als wir davon hörten, dass Technoparasiten kommen sollten, aus der Gegend von Hengelo (aus dem einstigen Nest von Amsterdam), ein Frühwarnnetz, dessen Herzstück eine Reihe von großen Plexiglasschilden als Lichtsignalanlage war, die uns TechnoCity zur Verfügung stellte.

Deshalb kam der Angriff für uns im August 2052 nicht völlig überraschend.

Wir bemerkten anhand der Lichtsignale, die allerdings von den Alten geführt und entziffert werden mussten, weil die Kinder nun mal nicht mal rechnen konnten oder zumindest nicht gut und schnell genug, dass sich die Parasiten aus Richtung der Lüneburger Heide über die einstmalige Bundesstraße 4 näherten. Heutzutage sollte das nur noch eine halb zugewachsene Schneise sein, wie man hörte. Es war schon lange niemand mehr dort persönlich vor Ort gewesen, wir waren auf vage Informationen von Waldläufern und reisenden Händlern angewiesen.

Und dann waren sie da.

Seit über fünfzehn Jahren gab es keine Technoparasiten mehr in der Stadt, aber nun hörten wir wieder das Donnern ihrer Schritte, schreckliche, Angst einflößende Laute, die gnadenlos mit dem Tonnengewicht Bäume und Sträucher zerdrückten – und schockstarre Tiere, die nicht schnell genug wegzulaufen verstanden – und mit eher gemächlicher Geschwindigkeit nahten.

Gemächlich jedenfalls für uns alte Leute, die wir noch an Geschwindigkeiten dachte, die weitaus höher waren als die eines laufenden Menschen. Aber alles, was schneller als sieben oder acht Kilometer in der Stunde war, war ja für unsere Kinder völlig unbekannt.

Sie starrten darum die riesenhaften, rostig-metallenen Ungetüme auf zwei stampfenden Beinen an wie urweltliche Ungeheuer, und das waren sie auch für sie.

Selbst ich stellte schockiert fest, wie verängstigt mein Herz raste, als ich sie aus der Ferne sah. Ich entsann mich damals an den ICE-Vorfall ... Gott, war das wirklich schon fast FÜNFZIG Jahre her?

Und wieder spürte ich das lähmende Entsetzen. Und das, obwohl diese hier weitaus kleiner waren als das kraftstrotzende Exemplar, das damals den Zug zum Entgleisen gebracht und ihn buchstäblich eingestampft hatte.

Diese Parasiten hier mochten eine maximale Höhe von acht Metern erreichen aber das Polymermetall war exotisch gesprenkelt, seltsam rötlichblau, von Schlieren durchzogen, zweifelsohne in einer ihrer Hightech-Schmieden (oder nannten sie es „Brutkästen“?) entstanden. Noch immer war ich völlig unfähig, diese Wesen als eine Art von „Leben“ zu verstehen. Für mich

waren sie nach wie vor Maschinen, sehr hochgezüchtete zwar, und auch solche, die sich selbst regenerierten, Beute jagten wie lebende Wesen und sich reproduzierten ... aber trotzdem erblickte ich darin kein Leben an sich. Es waren und blieben eben Maschinen. Alien-Maschinen, die unsere Welt in ein Trümmermeer verwandelt hatten.

Unsere Sippen zogen sich nun auf meinen dringenden Rat hin auf einen Schutthügel in der Nähe unserer Behausungen zurück, der nicht in direkter Linie zwischen dem Einfallwinkel der Parasitenhorden und der TechnoCity stand. Wir nahmen richtig an, dass diese ihr Ziel sein würde. Vermutlich, so nahmen wir Alten an, hatte die von dort betriebene Satellitenkommunikation sie angezogen.

Doch, doch, es gab wirklich noch Satelliten. In der Anfangsphase nutzten die Parasiten sie sogar bei Peilversuchen und instrumentalisieren sie auf vielfältige Weise für ihre eigenen egoistischen Zwecke. Sie drangen in die irdische Software ein und machten sie für die Militärs und die Fernsehübertragungen weitgehend unbenutzbar. Der sich daraus entspannende Computerkrieg um die Vorherrschaft über die Datennetze war zu guter Letzt natürlich von den Parasiten gewonnen worden, die jahrtausendelange Übung darin hatten. Das war eine ihrer „genetischen“ Überlebensstrategien.

Sie zerstörten schließlich über kurz oder lang nahezu alle Bodenstationen. An die Satelliten selbst kamen sie dann aber aus energetischen Gründen nicht heran, deswegen befanden sie sich nach wie vor im Orbit. Auch wenn nach fünfzig Jahren die meisten infolge mangelnder Wartung die Funktion eingestellt hatten, schien es noch einige zu geben, die mit neu codierten Kanälen von den TechnoCitys für Kommunikations- oder Strategiezwecke genutzt wurden.

Das schien eine realistische Begründung zu sein, wie sie ihre Horden gesammelt und gen Braunschweig gesandt hatten. Oder vielleicht waren ja auch Berichte anderer Nester über die Ausstattung dieser TechnoCity ausschlaggebend gewesen – selbst wenn man berücksichtigen musste, dass diese Berichte fraglos längst veraltet waren. Unsere TechnoCity war ja inzwischen beinahe völlig im Wald versunken und lange nicht mehr so wehrhaft wie noch vor zehn oder zwanzig Jahren.

In relativer Sichtnähe zur fast zweihundert Meter hoch aufragenden Kuppel der TechnoCity hatten wir schon vor längerer Zeit auf dem einige Kilometer entfernten Gaußberg unsere Rosengärten angelegt. Hier züchteten wir Gen-Rosen, ein beliebtes Tauschmittel in der näheren Umgebung. Und hierhin zogen wir uns auch dann zurück, als in den nächsten Wochen die folgenden Schwärme eintrafen.

Die Übersiedelung hierher dauerte insgesamt fast ein halbes Jahr. In der ganzen Zeit kam es um TechnoCity zu Kämpfen. Immer wieder. Bis heute.

Die Konzentration der Parasiten in Braunschweig ist in meinen Augen durchaus bemerkenswert. Sie kamen aus allen Himmelsrichtungen, und ich ging an sonnigen Tagen in Begleitung meiner Enkel, insbesondere in Begleitung von Anja und Karl, hinüber zu den Schutthügeln, von denen ich die flachgewalzte Fläche rings um TechnoCity betrachten konnte.

Der Wald hatte rings um die Kuppel hatte jetzt aufgehört zu existieren. Hunderte von verschiedenfarbig marmorierten Technoparasiten hockten hier träge auf den angewinkelten Beinen, als seien sie gewaltige Läuse oder Frösche auf dem Sprung. Das einzige, was sich bei ihnen bewegte, waren die ruhelosen, summenden Energieantennen auf der Oberseite ihrer kastenförmigen Hauptkörper, die Sonnenenergie akkumulierten.

Es brauchte verblüffenderweise Jahre, bis sie sich zu einer einheitlichen Strategie aufrufen konnten, und noch länger, bis sie dann wirklich zum Angriff übergingen. Für uns waren sie

weitgehend ungefährlich, weil sie sichtbar sehr an Energiemangel litten. Seit Jahrzehnten gab es keine Kraftwerke und Oberleitungen mehr, die sie anzapfen konnten, kaum Stromnetze ...

Ich bin eigentlich sicher, dass sie TechnoCity einnehmen wollen, um daraus eine Kuppel zu bauen, eine kleine, mit der sie sich dann in die nächsthöhere Ebene, ins Kollektiv, transformieren können. Und dann wird Braunschweig ein leichtes Erdbeben über sich ergehen lassen müssen, wenn die Kuppel startet. Aber wir sind sie dann los, ein für allemal, hoffe ich.

Gut, dann sind wir in der Steinzeit. Aber ...

*

„Großvater!“

Eine helle Stimme riss mich überraschend wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich spürte, dass mir empfindlich kühl geworden war und blickte mit meinen verwitterten Sinnen und den alterstrüben Augen etwas verstört umher.

„Florian? Florian?“

„Nein, Großvater, ich bin es.“

Meine flachsblonde Enkelin Nina hockte direkt am Fuße der Bank und grinste mich schelmisch an.

„Wo ... wo ist Florian? Oh, ich bin wohl eingeschlafen, was? Hoffentlich ist den Rosen nicht passiert ...!“

„Mach dir mal keine Sorgen, Großvater. Florian hat dich schlafen lassen, schließlich war es ja warm hier, und es passiert ja nichts“, lächelte sie mich an. Nina war sechzehneinhalb, und an dem deutlich gerundeten Bauch konnte ich schon sehen, dass der nächste Nachwuchs wieder unterwegs war.

Inzwischen war ich es gewöhnt, dass die Mädchen zwischen dreizehn und fünfzehn Jahren ihre Unschuld verloren. Vielleicht war das auch nötig. Der BESUCH hatte verheerend unter den Menschen gewütet, und es hätte mich verblüfft, wenn noch mehr als eine Milliarde Menschen nach dem BESUCH gelebt hätten. In den Jahrzehnten danach war die Zahl der Menschen durch Hunger, Krankheiten, Unfälle und mangelhafte Versorgung eher noch weiter abgesunken denn gestiegen. Nicht zuletzt deshalb hatte sich die vitale Natur wieder so wuchernd ausbreiten können. Ich räkelte mich knackend und knirschend.

„Fall uns nicht auseinander!“, lachte Nina süß auf.

„Nicht doch“, keuchte ich. „Sooo alt bin ich auch wieder nicht!“

„Dein Statik ist noch in Ordnung, ja?“

Wir lachten zusammen. Sie wusste zwar nicht, was Statik war, aber seit ich den Begriff einmal unvorsichtigerweise verwendet hatte – damals im Zusammenhang mit eingestürzten Gebäuden –, übernahm sie ihn ständig und wandte ihn da an, wo sie meinte, dass er passte.

„Sozusagen.“

Ich ließ mir von ihr aufhelfen, und gemeinsam machten wir uns dann auf den Weg, weiterzugehen zum Rest der Gemeinschaft. Hinter uns blieb der Donner der angreifenden Parasiten zurück. Sie würden nicht mehr lange brauchen. Der Strom von nächtlichen Flüchtlingen aus TechnoCity nahm ständig zu in den letzten Tagen. Nur noch unverbesserlich Hartnäckige weigerten sich anzuerkennen, dass ihre Bleibe aufgegeben werden musste.

Je eher, desto besser. Denn wenn die TechnoCity fiel, würden die Parasiten kein Ziel mehr haben. Dann würden sie zur nächsten Phase ihrer Evolution übergehen müssen.

So oder so – bald war alles vorbei.

In vielerlei Weise, was ich auch ganz individuell verstand und durchaus herbeisehnte. Ich würde demnächst mit den Jaspers und all den anderen, besonders aber mit Sonja vereint sein, die im vorletzten Jahr der Krebs aus dem Leben und von meiner Seite gerissen hatte.

Und Braunschweig und die geschundene Erde würden demnächst die Geißel der Technoparasiten los sein. Je eher die letzten Technikzitate verschwanden, desto besser war es, desto eher würde der Alptraum aufhören.

„Alles wandelt sich“, ging es mir wieder durch den Kopf.

„Was?“, stutzte Nina.

„Ach, ich habe nur laut gedacht“, seufzte ich.

„Verrückter alter Mann“, gab sie liebevoll zurück und strahlte mich an, mit ihren Augen, die so wie die von Sonja funkelten. Ach, ich vermisste sie so sehr!

„Aber dafür liebe ich dich“, fuhr sie ruhig fort.

„Oh nein“, widersprach ich sofort leise. „Das überlasse ich lieber Andrej. Er ist besser für dich und deinen Nachwuchs ...“

„Nicht SO! Dummkopf!“ Nina schmolte gespielt. „Du weißt genau, wie ich das meine!“

„Ja“, dachte ich. „Ich weiß es sehr wohl.“

Und später, als wir die Siedlung erreichten, in der wir uns in den letzten gut zehn Jahren eingelebt hatten, da dachte ich noch einmal, wie zum Abschied, mit Ovid: „Alles wandelt sich, nichts bleibt gleich ... das ist gut so.“

Und ich war mir sicher, dass es ein Morgen gab. Sicherlich würde der Weg steinig und lang sein, unvermeidlich bei all dem, was wir in den vergangenen Jahrzehnten an kulturellen Fähigkeiten und Errungenschaften verloren hatten. Aber sobald die Parasiten der Erde den Rücken gekehrt hatten (auch wenn sie in dem Sinne gar keinen Rücken besaßen und meine Floskel einfach nur eine altmodische Redewendung darstellte), hatte die Menschheit, dann hatten meine Enkel und noch späteren Nachkommen die Chance, dereinst die neue Dämmerung der Menschheit zu erleben. Unsere Spezies bekam nach dem Beinahe-Fall ihre zweite Chance.

Und wer mochte das wissen, vielleicht begingen sie ja nicht dieselben Fehler wie wir. Ich würde dies mit Gewissheit nicht mehr mitbekommen.

Alles wandelte sich.

Und ich gehörte dazu.

Aber es war gut so.

ENDE



Anime Evolution präsentiert: Yoshi Futabe, ein ganz normaler Tag.

Von Alexander „Tiff“ Kaiser

Mein Name ist Yoshi, Yoshi Futabe. Ich bin siebzehn Jahre alt und gehe in die erste Klasse der Oberstufe. Wie es aussieht, bin ich ein ganz normaler Schüler. Wenn man mal davon absieht, dass ich mein KI nutzen und in den Händen konzentrieren kann. Wenn man mal davon absieht, dass ich nicht nur ein meisterlicher Bogenschütze bin, sondern auch von meinem Großvater gelernt habe, wie man in Kanji wirksame Bannsprüche gegen böse Geister schreibt. Und wenn man mal davon absieht, dass ich eigentlich nicht wirklich Yoshi Futabe bin.

Denn dies ist eigentlich nicht meine Welt. Wie hat das mein Freund Akira so schön ausgedrückt? Es ist eine Anime-Konstruktwelt.

Ich erinnere mich noch genau. Wir saßen in unserer wirklichen Welt beieinander und diskutierten über dieses und jenes. Bis er die verhängnisvolle Frage stellte: Was wäre, wenn man in einer Anime-Welt leben würde? So mit Mechas, Magical Girls und dergleichen?

Unser Pech war, dass ein hinterhältiger kleiner Dämon in der Form eines zusammen gestauchten Mädchens seinen Gedanken gehört hat... Und als Wunsch interpretierte.

Schwups, verschlug es Akira in die Anime-Konstruktwelt.

Und dummerweise mich auch!

Ich hatte ganz schöne Mühen, mich in dieser Welt zu orientieren. Ich meine, das meiste Wissen floss mir ja zu, ich brauchte gar nichts dafür tun. Aber wieder in die Schule gehen zu müssen, und das in einer vollkommen verrückten Welt, in der es wirklich riesige Kampfroboter gab, in der Mädchen in bunten Kostümen gegen Dämonen kämpften, das war schon ein Hammer.

Mittlerweile habe ich mich ganz gut eingelebt, ich meine, Hey, Akira ist ja auch hier, und meistens zieht er den ganzen Ärger an, während ich ganz gut davon komme.

Aber das ist nicht immer der Fall.

Mögest du in interessanten Zeiten leben, lautet ein alter chinesischer Fluch. Seit ich in der Anime-Konstruktwelt lebe, kann ich interessante Zeiten exportieren...

*

Akira muß tatsächlich ab und zu in einen dieser Kampfroboter steigen, die im Weltall gegen eine außerirdische Rasse namens Kronosier kämpfen und verhindern, dass unsere Welt von ihnen unterworfen wird.

Bei seinem ersten Kampf im Erdorbit besiegte er Lonne, eine wirklich süße gegnerische Pilotin, die aber vor ihm mehr Angst hatte als vor seinem Mecha.

Ich weiß nicht, wieso er es getan hat, geschweige denn wie es gelingen konnte, aber er verhinderte nicht nur, dass Lonne verhaftet wurde, er hat sie sogar als Austauschstudentin aus Amerika ausgegeben. Sie heißt nun Lilian Jones und wohnt bei ihm im Haus.

Seine beste Freundin und die offizielle Nummer eins-Mecha-Pilotin Megumi Uno übrigens auch, seit er an diesem Tag mit dem Schulterschild seines legendären Hawk-Mechas genau ihr Appartement zerstört hatte.

Jedenfalls ist Lonne bisher noch nicht aufgefliegen, und irgendetwas sagt mir, dass das noch eine lange Zeit so bleiben wird.

Das er nun alleine mit zwei jungen, bildhübschen Mädchen unter einem Dach lebt, hat dazu geführt, dass er sich seinen besten Freund als Verstärkung ins Haus geholt hatte.

Richtig. Ich meine mich.

Doch dabei ist es nicht geblieben.

Mein Tag beginnt eigentlich ganz normal. Ich stehe auf, warte, bis das Bad frei wird und dusche erst einmal. Ich bin eigentlich ein Morgenmuffel und komme nur langsam auf Touren.

Entsprechend lange brauche ich im Bad. Vor allem, da ich als einer der Ersten aufstehe, lange bevor Akira auch nur dran denkt, unter seiner Decke hervor zu gucken.

Danach ziehe ich meinen Yukata an und setze mich draußen in den Garten um zu meditieren. Das dauert meistens eine Stunde und hilft mir, meinen Geist zu fokussieren. Ich lasse meine Gedanken dabei frei schweifen, arbeite Erlebnisse der Vortage auf, treffe Entscheidungen oder verwerfe sie wieder. Diese Übung dient vor allem dazu, den Kopf frei zu bekommen.

Meistens, wenn ich die Meditation beendet habe, beginnt auch im Haus das Leben zu erwachen.

„Hier, Yoshi-sama. Ich habe dir Tee gemacht“, höre ich eine Stimme hinter mir.

Akari kommt gerade auf die Veranda heraus. In der Hand hält sie ein Tablett, auf dem ein großer Keramikbecher steht. Sie hat ziemlich schnell meine Lieblingsorte herausgefunden und serviert mir meinen Tee jeden Morgen um die gleiche Zeit. „Danke, Akari.“

Seit sie bei uns eingezogen ist, wurde sie quasi der gute Geist des Hauses. Das ist eigentlich eine ironische Formulierung, denn Akari ist ein Oni. Eine Art Geist, eine Mischung aus Dämon und Menschenseele, die vor über vierhundert Jahren verflucht wurde.

Ihr Vater hatte sie, als sie sich hatte rächen wollen, in einen Schrein gesperrt.

Diesen Schrein hat Akira neulich zerstört – während er mit seinem Katana gegen drei Yakuza gekämpft hat.

Ich habe nicht alle Details im Kopf, aber das Ergebnis war, dass sie ihm ihre Dienste angeboten hat. Und sie macht sich wirklich gut als Hausfrau.

Manchmal vergesse ich, was sie eigentlich ist. Es fällt aber auch zu leicht, wenn sie mal gerade nicht durch massive Wände schwebt, ihre merkwürdige Oni-Maske aufsetzt oder Wasser kocht, ohne den Herd anzuschalten. Dann wirkt sie wie ein ganz normaler Mensch von Anfang Zwanzig, der so glücklich lächelt, als wäre es eigens für ihn erfunden worden.

„Du machst wieder deine Übungen?“, fragt sie wie jeden Morgen.

Ich nicke dazu und spanne meinen Bogen. Auch das Bogenschießen gehört zu meiner Meditation.

Ich schärfe meinen Geist, meinen Blick fürs Wesentliche. Meinen Fokus für die Welt.

Ein Pfeil liegt auf. Ich visiere das Ziel an, ein Streichholz in zwanzig Meter Entfernung.

„Das sind aber nur zwanzig Zentimeter mehr als Gestern“, stellt der Oni fachmännisch fest.

Ich lächle dazu. Akari hat einige Erfahrungen, was das Bushido angeht, das Handwerk der Krieger.

Aber von Beharrlichkeit hat sie keine Ahnung. Erst wenn man eine Lektion vollständig beherrscht, kann man auf ihr aufbauen. Deswegen steigere ich mich jeden Tag ein wenig mehr. Mal wird das Ziel kleiner, mal entferne ich es etwas. Und erst wenn jeder einzelne Pfeil sitzt, kommt der nächste Schritt.

Ich lasse die Sehne los, der Pfeil schnellst davon. Ich brauche nicht hinzusehen um zu wissen, dass er lediglich den roten Zündkopf abgetrennt hat.

Hinter mir klatscht jemand leise.

Ich wende den Kopf und erkenne Megumi. Sie ist auch nicht gerade eine Frühaufsteherin, und dies ist überhaupt nicht ihre Zeit. Dennoch steht sie bereits hier draußen in der warmen Frühlingsluft und trägt bereits ihre Schuluniform.

„Nanu? Was hat dich denn aus dem Bett gescheucht?“, frage ich verwundert.

„Megumi-sama“, sagt Akari neben mir. „Ich bereite dein Frühstück vor.“ Der Oni neigt leicht das Haupt und geht wieder hinein.

Megumi sieht der Dämonin ärgerlich hinterher. „Erpressen müsste klappen“, murmelt sie.

„Erpressen?“, frage ich.

„Wenn ich sie erpresse, dann lässt sie vielleicht dieses dämliche: Sama, Sama.“ Ihr Blick kehrt zu mir zurück. „Du bist besser geworden, Yoshi. Sehr viel besser.“

Ein Lob aus dem Mund der Frau, die als beste Hawk-Pilotin der Erde gilt – wenn man meinen Kumpel Akira nicht mit einrechnet – ist etwas sehr besonderes. Ich sehe verlegen zur Seite und streiche mir durch mein Haar. Mit dieser Geste habe ich schon Mädchen ohnmächtig werden lassen. „Ich danke dir, Megumi-chan. In der Tat arbeite ich sehr hart an mir, damit Mako-chan mit mir einen Bordschützen hat, auf den er stolz sein kann. Und den die Kronosier fürchten. Im Weltall sind die Ziele immer sehr klein und sehr weit entfernt. Vieles da oben ist Emotion und Instinkt. Aber ich will auch die Technik beherrschen.“

Megumi nickt dazu. „Das ist ein guter Vorsatz. Bereits jetzt bist du der beste Bordschütze, der jemals in einem Eagle gesessen hat. Von Makoto vielleicht einmal abgesehen, als er die Waffen noch selbst abgefeuert hat.“

Überrascht sehe ich auf. Makoto hat mal beide Jobs zugleich gemacht? Die Waffen abgefeuert und den Eagle gesteuert? Mein Respekt vor Akiras Cousin wächst ein wenig mehr. Ich traue mir das jedenfalls nicht zu.

„Übrigens, der Chefingenieur fragt, ob er den Zielcomputer aus dem Eagle entfernen soll. Du benutzt ihn ja doch nie“, sagt Megumi leise und lächelt mich an.

„Das Ding hat einen Zielcomputer?“, scherze ich. Natürlich kenne ich mittlerweile nach über vierzig Stunden im Simulator und in einem realen Eagle die meisten Systeme in- und auswendig. Megumi verzieht ihre Lippen zu einem Schmolmund. „Beinahe hätte ich dir tatsächlich geglaubt, Yoshi-chan.“
Sie dreht sich um und geht wieder ins Haus. „Kommst du frühstücken?“

*

Nach den Frühstück, das meistens immer dann im Chaos endet, wenn mehr als drei Bewohner unseres Haushaltes am Tisch sitzen – also so gut wie immer – mache ich mich auf den Schulweg. Meistens gehe ich mit Kei Takahara, einem meiner und Akiras besten Freunde. Ich könnte auch mit Akira gehen, aber das mache ich selten. Ich bin mein eigener Herr und habe meinen eigenen Willen. Ich muß ihm nicht überall und bei jeder Gelegenheit hinterher dackeln. In letzter Zeit begleitet uns Makoto auf dem Weg. Seine Schwester Sakura, die nebenbei auch bei uns im Haus wohnt und in der Schule unser Klassenlehrer ist – wenn sich das doch mal auf die Noten auswirken würde – hat ihn tatsächlich gezwungen, sich in der Dritten Klasse, dem Abschlussjahrgang einzuschreiben, weil sie ihn in Uniform so süß findet. Aber süß ist für Mako-chan nicht das richtige Wort. Ich meine, das halblange, rostrote Haar, der niedliche Schnitt, das hübsche, etwas zu bleiche Gesicht und die kleine, wie zerbrechlich wirkende Statur machen ihn schon recht ansehnlich. Tatsächlich zwingt ihn Sakura nur zu gerne, in Mädchenklamotten zu schlüpfen. Ein entwürdigender Vorgang, bei dem auch noch Fotos gemacht werden. Viele davon kursieren sogar an unserer Schule und verhelfen Mako-chan zu einer zweifelhaften Popularität. Es war für mich eine ganz schöne Mühe, alle Sätze vollständig zu bekommen.

„Habe ich was im Gesicht?“, fragt Mako-chan unvermittelt. „Oder warum starrst du mich so an?“ Ich blinzle verwirrt. „Ich... Ich war nur in Gedanken. Wie hast du es eigentlich geschafft, Sakura davon zu überzeugen, dass du nicht in der Mädchenuniform zur Schule gehen musst? Ich meine, sogar Akane-chan hat sich eingeschaltet und eine Sondergenehmigung erwirkt.“ Mako-chan lacht hässlich auf. „Ich lasse ja vieles mit mir machen, aber irgendwo ist eine Grenze.“ Er wirft sich in Pose und lacht noch lauter. „Ich habe meine Beziehungen spielen lassen, jawohl.“ „Mit anderen Worten, du hast dich bei Akiras Vater ausgeheult und er hat Sakura verboten, dich in eine Mädchenuniform zu stecken“, stellte Kei fest. Mako-chan sieht betreten zu Boden. Eine regelrechte Aura an Depression geht dabei von ihm aus. „Ja, genau so war es.“ „Schade, ich hätte dich zu gerne mal in der Mädchenuniform gesehen“, murmele ich leise. „Das hast du doch!“, beschwert sich Mako-chan bei mir. „Du hast dir sogar von Kei-kun Abzüge machen lassen!“ Erschrocken sehe ich ihn an. „Woher weißt du das denn?“ Mit einem überlegenen Grinsen wendet sich Makoto ab. „Kei hat es mir gesagt.“ Ich wirbele herum. „KEI!“ Der kleine Computerfreak hebt beide Arme. „Langsam, langsam, das musste ich doch. In der Provisionsabrechnung...“ „Provisionsabrechnung?“, hake ich nach. „Na klar. Mako-kun kriegt fünfzig Prozent der Einnahmen von jedem seiner verkauften Bilder.“ „Maaakoooo!“, brumme ich vom tiefsten Abgrund meiner Seele.

„Ach, ist es schon sooo spät? Ich wollte doch noch was mit Takashi-kun besprechen. Wir sehen uns!“

„Warum sollte er auch nicht daran verdienen? Es sind immerhin Bilder von ihm“, rechtfertigt Kei den davonlaufenden Mecha-Piloten.

„Und warum kriege ich dann keine Prozente, hä?“, bemerke ich verärgert. Immerhin kursieren von mir über vierzig Fotos, die meisten davon manipuliert, damit es aussieht, als würde ich irgendwelche hübschen Mädchen oder Männer küssen.

„Du posierst ja nie für mich“, beschwert sich Kei.

Mako-chan posiert? „Ich will da jetzt nicht drüber nachdenken. Ich will da wirklich nicht drüber nachdenken, ja? Sonst kriege ich nur Kopfschmerzen.“

„Aber ich habe da einen neuen Satz mit Bildern von ihm. Fünf Sachen, die du noch nicht kennst... Nur dreitausend Yen für dich.“

Mühsam spreize ich meine Hände. „Kei... Tausend, und keinen Yen mehr.“

„Einverstanden.“

*

Die Schule ist nicht allzu schwer. Ich meine, gleich nach Akira bin ich der beste Schüler in der Klasse. Ich könnte besser sein und an unserem Strahlemann vorbei ziehen. Aber das würde ja Arbeit bedeuten. Dann würde ich ja lernen müssen.

Ich komme auch so sehr gut zurecht. Und solange Sakura-chan nicht merkt, dass ich nur ein Drittel meines Potentials nutze, brauche ich mich auch nicht anstrengen.

Obwohl, mit Sakura-chan alleine im Klassenzimmer, wenn alle anderen schon gegangen sind, ihr beschwörender Blick, wenn sie mich anfleht, doch einfach alles zu geben, was ich habe...Schulisch natürlich.

Aber das kann ich ja nicht machen, wegen Supermann. Ich meine, Akira hat soviel um die Ohren, wenn er es sich gleich mit vier Frauen auf einmal verderben will. Dazu kommt noch die Arbeit in dem Hawk-Mecha. Die ewigen Angriffe der Kronosier. Ich kann ihm ja schlecht den ersten Rang streitig machen und ihm noch eine Sorge bescheren.

Was bin ich doch für ein netter Kerl. Einen solchen besten Freund bekommt Akira garantiert niemals wieder. Ha, ich bin ja eher mehr ein großer Bruder für ihn.

Ob er auch nur ansatzweise ahnt, was ich alles für ihn tue?

Zum Beispiel benutze ich meine Attraktivität dazu, um Akira den Ärger mit noch mehr Frauen zu ersparen. Ich meine, er hat ja schon vier oder mittlerweile sogar fünf, die er regelmäßig von sich stößt, enttäuscht oder sonst irgendwie ungewollt demütigt. Da kann er nicht noch mehr gebrauchen.

Denn, ich bin da ja ehrlich, er sieht eigentlich gar nicht so schlecht aus. Nicht so gut wie ich, tja, aber doch ganz gut. Dazu seine ernste Miene und sein Image als wüster Schläger...

Ich meine, irgendwo muß die Begeisterung der Mädchen ja herkommen. Würde sonst eine Popdiva wie Joan Reilley zum Halali auf ihn blasen?

Würde sonst Megumi ihn heimlich beobachten und sich nach ihm verzehren?

Woher sonst würden all die heimlichen Blicke von Hina kommen?

Und das Wichtigste, warum würde Akane dauernd versuchen, mich mit Aufträgen zuzuschütten, wenn Akira und ich wegen irgendeinem Termin zu ihr müssen?

Wobei ich mir Letzteres nicht erklären kann. Ausgerechnet Akane. Ich meine, Megumi-chan ist schon ein richtiger Eisblock. Aber Akane, sie hat es zur Kunstform erhoben.

Meistens wirkt sie sowieso wie eine perfekte Porzellanskulptur, vollkommen in ihrer Schönheit und Unberührbarkeit. So eine Frau fällt nicht auf ein hübsches Gesicht herein. Ich muß es wissen, ich habe es ausprobiert.

„Sanae“, brumme ich leise und berühre das Mädchen, das an mir vorbei gehen will, sanft am Handgelenk, „lass es.“

Die zierliche Sanae, bei den Mädchen die drittbeste in der Klasse, sieht mich verwundert an.

„Aber Yoshi-kun, ich will doch nur mit Akira reden.“

Was soll ich ihr antworten? Dass in der letzten Nacht jemand versucht hat, ihn zu erschießen? Dass er heute Morgen extra eine schusssichere Weste angezogen hat? Das er zur Zeit mehr Probleme hat als alle Mädchen der Schule zusammen?

„Mit ihm reden, hm?“, frage ich stattdessen und greife auf ihren Rücken.

„Gib das wieder her!“, ruft sie und versucht, den rosa Umschlag wieder aus meiner Hand zu pflücken.

„Hm, parfümiert“, stelle ich fachmännisch fest.

Schamesröte schießt ihr ins Gesicht. Und ich kann mich nur wundern, dass Akira bei dem Lärm den wir veranstalten, nicht wenigstens einmal herüber sieht.

„Gib her!“, ruft Sanae verzweifelt.

Ich stehe nur auf und hebe den Arm. Damit bringe ich den Brief, der auf der Rückseite mit einem roten Herz versehen ist, effektiv außerhalb ihrer Reichweite.

Als sie aufgibt danach zu greifen, reiche ich ihn zurück.

Verwundert sieht sie mich an. „Sanae-chan“, sage ich dazu leise, „du solltest es lassen. Es wäre sinnlos.“

Wütend pflückt sie mir den Brief aus der Hand und wendet sich brüsk ab. „Ach ja? Meinst du, ich habe Angst vor diesem Popsternchen? Meinst du, ich bin keine Konkurrenz für sie?“

„Genau das“, sage ich leise und lege ihr eine Hand auf die Schulter. „Steiger dich einfach nicht zu tief hinein. Wenn du dich zu sehr auf Akira einlässt, ist der Schmerz hinterher nur umso größer.“

Langsam dreht sie sich um. Mit großen, traurigen Augen sieht sie mich an. „Glaubst du das wirklich, Yoshi-san? Habe ich wirklich keine Chance? Nicht einmal eine kleine?“

„Sieh ihn dir doch an“, sage ich und deute auf Akira. Der starrt noch immer ohne zu zwinkern aus dem Fenster und bekommt von seiner Umgebung nichts mit. „Er ist doch schon bis über beide Ohren verliebt. Oder meinst du, er grübelt darüber nach, wie man die Invasion der Kronosier am effektivsten stoppt?“

Betreten starrt sie zu Boden. „Oh“, macht sie leise. „Da hätte ich mich ja ganz schön blamiert, was?“

Ich hebe ihr Kinn an und lächle. „Du warst beharrlich und bist so weit gekommen, wie es möglich war. Es wird einen anderen geben. Und wenn du dann genauso dran bleibst, dann wird es auch klappen.“

„Meinst du wirklich?“, fragt sie mit Schmerz in der Stimme.

„Natürlich meine ich es so. Und es ist auch richtig.“

Ich tätschle ihr wie einem kleinen Kind den Kopf, was ein Lächeln auf ihr Gesicht zaubert und die düsteren Wolken wieder vertreibt.

Und wieder habe ich Akira erfolgreich vor weiteren Turbulenzen bewahrt.

Ich muß jetzt nur darauf achten, dass sich Sanae nicht sofort in mich verliebt und ich den Ärger an der Backe habe. Aber wenn ich sie zum Karaoke einlade und Junichiro dabei ist, der sie ohnehin schon dauernd angehimmelt hat, kann ich das sicher abwenden.

Kurz bevor die Stunde beginnt, geht Sanae wieder auf ihren Platz. Zufrieden lehne ich mich zurück. Weiß Supermann eigentlich wie schwer ich hier für ihn schufte?

„Du verstehst dich aber gut mit Sanae, was?“, sagt eine Stimme hinter mir. Ich wende mich um und starre in Lilians zorniges Gesicht.

„Du siehst das vollkommen falsch“, rechtfertige ich mich. „Sie will ja gar nichts von mir.“

„Umso schlimmer“, brummt sie und sieht demonstrativ in eine andere Richtung.

Ärgerlich wende ich mich der Tafel zu. Was glaubt die Kleine eigentlich, wer sie ist? Meine feste Freundin?

*

In der großen Pause bin ich entweder mit den anderen oben auf dem Dach oder streife auf eigene Faust durch die Schule. Die Sempais der höheren Klassen sehen in so einem Vagabunden meistens Freiwild und triezen ihn ein wenig, um die Rangfolge in der Schule klar zu stellen. Ja, japanische Jugendliche und Heranwachsende können grausam sein. Alles, was sie im ersten Jahr von ihren Sempais abgekriegt haben, geben sie nun mit Freude weiter.

Na, nicht alle. Aber einige machen das schon.

Nur nicht mit mir oder einem anderen aus meiner Gruppe. Wir haben uns gleich am ersten Tag unseren Respekt verdient.

Also, ich kann vollkommen ungefährdet durch die Gänge der höheren Klassen gehen – und werde zudem noch mit Respekt behandelt.

Meistens jedenfalls.

Doch heute ist vieles anders. Als ich das Treppenhaus in Richtung meines Ziels verlasse, klingt der Kampfärm bis zu mir durch.

Ich beginne unwillkürlich zu laufen. Und tatsächlich. Ein paar Burschen aus dem Abschlussjahrgang haben sich tatsächlich einen der Jüngeren geschnappt und vertrimmen ihn.

Na Klasse, es ist ausgerechnet mein Lieblingsfeind Daisuke.

Ich sehe Sarah, wie sie zitternd neben der Prügelei steht und immer wieder ruft: „Tu ihnen nicht weh, Daisuke.“

Was die Sempais irritiert und noch ärgerlicher macht.

Es steht fünf gegen einen, bei diesem Zahlenverhältnis muß er seinen Gegnern wehtun können, um da wieder raus zu kommen.

Aber der verliebte Trottel würde sich ja eher was brechen lassen, als Sarah zu enttäuschen.

„Hey!“, rufe ich und habe die Aufmerksamkeit der Anwesenden. „Was macht Ihr da mit meinem Spielzeug?“

„Klappe, du! Oder willst du auch ein paar?“, brüllt mich einer der Burschen von der Seite an.

Ich fixiere ihn mit meinem stechendsten Blick. „Hast du mir was zu sagen?“

„Und ob, du...“ Ich sehe eine Faust auf mich zurasen und weiche mit einem schnellen Schritt zur Seite aus. Der andere will nachsetzen, aber einer seiner Kumpel hält ihn fest. „Nicht, Junoi-kun! Das ist Futabe-sama!“

„Es ist mir egal, wie er heißt! Es ist doch nur einer!“

„Ja, aber wir sind nur zu fünft.“

„Das ist mir egal!“, blafft er, schüttelt die Hand seines Freundes ab und stürzt auf mich zu.

Ich nehme die Rechte aus meiner Hose und ergreife sein Gesicht. Er bleibt stehen, als wäre er gegen eine Mauer gerannt. Im Prinzip stimmt das auch, da ich meine Knochenstruktur mit meinem KI gerade um das Zehnfache verstärkt habe.

Ein hässliches Knirschen verrät mir, dass er sich dabei die Nase gebrochen hat.

Ich grinse überlegen und denke für einen Augenblick an die Möglichkeit, meine Haare mit meinem konzentrierten KI aufzustellen und aufleuchten zu lassen. Aber das wäre nur eine Spielerei gewesen, die zudem unnötig Kraft gekostet hätte.

Also nehme ich stattdessen nur die Hand wieder weg, wische das Blut angewidert an der Jacke meines Opfers ab und knurre wütend: „Haut ab!“

Kurz darauf ist die Legende von Akiras Zorn um eine Geschichte reicher. Und ich stehe mit Sarah und Daisuke alleine im Gang. Auch wenn die anderen, ich meine Akira und Doitsu noch überhaupt keine Ahnung haben, was sie mit ihrem KI phantastisches anstellen können und nicht annähernd so weit sind wie ich.

„Spielzeug, eh?“, blafft Daisuke wütend. „AUTSCH!“

„Nun halt doch mal still“, sagt Sara und tupft vorsichtig seine aufgesprungene Lippe ab.

„Die haben tatsächlich einen Treffer bei dir gelandet? Wirst du einfach alt, oder langsam?“, spotte ich. „Und wenn ich schon mal dabei bin, auf Sparring hast du bestimmt gerade keine Lust, was?“

„Ich und alt? Ich hätte jeden einzelnen drei- viermal töten können und wäre nicht mal ins Schwitzen gekommen. Ich – AUUU!“

Sarah funkelt ihn böse an. „Was habe ich dir gesagt, wie du dich schwächeren Gegnern gegenüber verhalten sollst?“

„Nachsichtig, denn sie wissen nicht, was sie tun?“

„Sehr gut“, murmelt sie zufrieden und fährt mit ihrer Aufgabe fort.

„Den hast du aber gut dressiert, Sarah-chan“, spotte ich und drehe mich um. „Na, dann eben ein andermal. Sarah, Spielzeug...“

„Spielzeug? Ich gebe dir gleich dein Spielzeug!“, blafft Daisuke wütend.

Ich wende mich noch einmal um und grinse frech herüber. „Sag mal, Daisuke, du hast dich doch nicht etwa absichtlich treffen lassen, damit Sarah was zum versorgen hat?“

Der Mecha-Pilot wird blass und mein Grinsen verstärkt sich nur noch.

Sarah schmunzelt dazu und murmelt leise: „Halt still, Daisuke.“

Na, da haben sich ja zwei gefunden. Und ich habe meine gute Tat für heute getan.

*

Es ist nicht gerade einfach, den ganzen Tag begeistert zu sein und geradezu vor Glück zu strahlen, wenn ich Sakura-chan sehe. Ich meine, das ist wirklich harte Arbeit. Wenn ich in der Klasse sitze, dann erwartet sie einfach von mir, dass ich ihr auf die langen Beine starre, wie ein Honigkuchenpferd aus einem Atomreaktor strahle wenn sie mich anspricht, und enttäuscht wirke wenn sie an mir vorbei geht ohne mich anzusehen.

Das hat sich einfach so etabliert. Aber ich kann einfach nicht damit aufhören. Nicht nur, weil es gut für Sakura-chans Ego ist. Nein, denn ihre Beine sind ansehnlich, sehr sogar. Und ich freue mich wirklich, wenn sie mich aufruft. Und wenn sie an mir vorbei geht, weil sie zum Beispiel einen Text liest oder Akira anlächelt, dann finde ich das wirklich nicht sehr nett.

Ich meine, wozu mache ich mir die ganze Mühe, wenn nicht für sie? Auch ich kann nicht permanent fröhlich sein, nicht einmal für Sakura-chan.

„Futabe-kun?“ „Hier, Sensei!“

„Kannst du Otomo-kuns Ausführungen noch etwas hinzufügen?“

„Ja, Sensei. Die massive Kontraktion des Universums wirkt sich natürlich direkt auf die Raumzeit aus. Raum und Zeit dehnen sich zusammen mit der Expansion der Materie aus, daher liegt der Gedanke nahe, dass sie sich beim Kollaps des Universums auch wieder zusammen zieht. Experten rechnen nicht nur damit, dass diese Kontraktion irgendwann stattfindet, sie sprechen auch von einer Stauchung der Raumzeit, andere sprechen von einer Umkehr des Zeitpfeils, sprich der totalen Umkehrung der Zeitgeschichte. Ob dies aber dazu führt, dass die Geschichte rückwärts läuft, nun, darüber können wir nur spekulieren, für die nächsten dreißig Milliarden Jahre, bevor wir es quasi live erleben können.“

Ich sehe in die Runde. Warum starren die mich alle so an? „Habe ich etwas vergessen, Sensei?“ Sakura-chan schließt ihren Mund wieder. „Äh, nein, Futabe-kun. Das ist alles. Du kannst dich wieder setzen.“

Nachdenklich nehme ich wieder Platz. Okay, meine Argumentation war lückenhaft. Und ehrlich gesagt nicht besonders präzise. Aber mussten mich die anderen deshalb so anstarren? Jeder macht mal Fehler.

Akira sieht müde zu mir herüber. „Solange die Größe des Universums nicht feststeht und die Masse an Materie nicht ermittelt ist, können wir einfach nicht sagen, wann es zur Umkehrung kommt, Alter. Dreißig Milliarden Jahre ist doch etwas willkürlich in den Raum geworfen.“

„Seit wann bist du Experte für die Expansion des Universums? Anhand des Dopplereffektes können wir heute sehr genau definieren, welche Eigengeschwindigkeit selbst entfernteste Cluster haben und damit errechnen, wann sich der Bewegungsimpuls aufzehrt und umkehrt.“

„Gravitorischer Hickhack“, erwidert Akira. „Du gehst ja davon aus, dass die entferntesten Cluster bereits der Rand des Universums sind, wenn es einen solchen Rand überhaupt gibt. Und zudem glaubst du anscheinend, dass die Gravitation gleichmäßig im ganzen Universum den Bewegungsimpuls der Materie aufzehrt.“

„Was spricht dagegen? Sobald die Gravitation greift, wird die gesamte Materie zugleich zur Kontraktion gezwungen“, erwidere ich ernst.

„Und ich sage, die Kontraktion tritt unregelmäßig ein. Und zwar in Gebieten der Raumzeit mit mehr Materie schneller als in relativ materiearmen Regionen.“

„Phhh. Was für ein Blödsinn.“

„Futabe-kun, Otomo-kun, wollt Ihr die Klasse nicht an eurem Gespräch teilhaben lassen?“, fragt Sakura freundlich.

Ich erhebe mich wieder und sage: „Ach, wir spekulieren nur ein wenig. Ich sage, dass die Kontraktion als universelles Ereignis eintritt und Akira beharrt darauf, dass die Kontraktion innerhalb einer gewissen Zeitspanne erfolgt und unterschiedlich schnell geschieht. Wenn man seiner Argumentation folgt, dann kann man auch annehmen, dass für einige Materiecluster, also Galaxien und dergleichen, niemals die Kontraktion eintritt, weil ihre Fliehkraft höher ist als die Gravitation.“

„Was ist so falsch daran?“, begehrt Akira auf.

„Weil dann ein Teil der Raumzeit theoretisch die Möglichkeit hätte, sich der Kontraktion zu entziehen. Was willst du machen? Neue Universen gründen, die sich als Galaxiencluster von dem alten Universum abnabeln und eine eigene Raumzeit entwickeln?“

Ich werfe einen Blick in die Runde. „Habe ich was Falsches gesagt?“

„Äh, in Ordnung, Futabe-kun. Alles in Ordnung. Aber bitte folgt jetzt beide mehr dem Unterricht.“ Irritiert sehe ich zu Akira herüber. „Habe ich was im Gesicht, oder warum starren mich alle so an?“ Er zuckt mit den Schultern. „Liegt wahrscheinlich daran, dass unsere Gedankenexperimente so lückenhaft sind. Wir können sie ja nicht mal belegen. Wir sind schon zwei Theoretiker.“

„Das wird es wohl sein“, brumme ich leise.

*

Lilian ist wirklich sauer auf mich. Anstatt mit mir nach Hause zu gehen, dackelt sie lieber Akira hinterher. Ich verstehe überhaupt nicht, was ich ihr getan haben soll. Warum ist sie so wütend auf mich? Nur weil ich mich für ihren O-nii-chan aufopfere und ihm noch mehr Frauen vom Hals halte? Verstehe einer die Frauen, ich tu es nicht. Ami zum Beispiel, ich komme einfach nicht dahinter, wie sie funktioniert. Ich meine, nach außen hin ist sie ein liebes, zerbrechlich wirkendes Mädchen mit viel zu blassem Teint. Und dann zerschlägt sie mal eben in der Karatestunde eine fünf Zentimeter starke Holzplatte.

Was erwarten die Frauen eigentlich? Und warum werde ich immer verlegen, wenn ich an Mako-chan denke? Ich meine, er ist nicht nur ein Mann, er ist auch noch der Mann, der meinen Eagle steuert. Aber wenn ich an diese Bilder von ihm denke, ertappe ich mich manchmal dabei, wie ich mir wünsche, er wäre ein Mädchen.

Mag ich Sakura-chan deshalb so gerne? Weil sie ihm ähnlich sieht und definitiv ein Mädchen ist? Na, voll entwickelte Frau trifft es schon eher.

Und dann die Sache mit Hiroko-sempai. Sie weiß ziemlich genau, was sie will. Und irgendwie habe ich das Gefühl, ich stehe auf ihrem Speiseplan...

Aber immer wenn ich daran denke, wie sie mir beim Karaoke am Ohr geknabbert hat, dann muß ich auch daran denken, wie Lilian sich an mich drängt, leise meinen Namen flüstert und mich küsst...

Wütend schüttele ich den Kopf. Ich bin doch nicht etwa verliebt? Ich meine, ich bin nicht Akira. Ich darf doch wohl vorerst darauf verzichten, mich fest zu binden? Ich bin jung, erfolgreich, unabhängig, wild und talentiert. Muss ich da mein Herz an eine einzige Frau hängen? Ich meine, wenn es passiert, dann passiert es, aber bitte doch erst weit in der Zukunft.

Derart in Gedanken versunken bemerke ich den Wagen beinahe zu spät, der auf mich zugerast kommt. Ich springe zur Seite, falle und rolle mich mehrfach ab, bevor ich still liege.

Wütend sehe ich auf. „Idiot! Hoffentlich erwischt es nur dich, wenn du weiter rast wie ein Verrückter!“

Entsetzt sehe ich dabei zu, wie der Wagen, der mich beinahe umgefahren hat, explodiert.

Mein Kopf ruckt herum und ich sehe den Grund. Ein Hawk hat eine Rakete auf ihn abgefeuert. Und weiter die Straße runter sehe ich tatsächlich Akira am Boden liegen. Und sind das daneben nicht Sarah und Daisuke? Und Lilian, liegt die nicht unter Akira am Boden?

Mein Gehirn ist sicher nicht das Schnellste, aber ich begreife sehr schnell, was hier passiert ist. Übergangslos lasse ich meine Tasche los, richte mich auf und renne auf die andere Straßenseite.

Der kleine Park dort erscheint mir mehr als verdächtig. Ich laufe hinein, passiere den Waldrand.

Und tatsächlich, nach wenigen Metern spüre ich etwas. Eine Aura der Bedrohung, des Hasses.

„Jetzt habe ich dich, du Bastard. Zwischen den Augen hast du jedenfalls keine Weste.“

Ich greife zu und entreihe dem unter einer Tarndecke liegenden Scharfschützen seine Waffe. Der Mann mit dem in Tarnfarben angemalten Gesicht sieht erschrocken zu mir hoch, tastet nach seiner Hüftwaffe.

Ich konzentriere das KI in meiner rechten Hand und zerquetsche den Lauf seines Gewehrs.

„Gute Nacht, du Trottel!“, blaffe ich und schlage mit der anderen Hand, die ebenfalls von meinem KI umspült wird, hart und nachdringlich zu. Danach werfe ich die nutzlose Waffe weg, lausche für einen Moment. Aber anscheinend ist der Attentäter allein.

Aus meiner Jacke ziehe ich ein kleines Funkgerät. „Ensign Futabe hier. Ich rufe den Hawk vor mir.“
„Yoshi? Bist du das? Wo steckst du?“, kommt die Antwort.
„Ich stecke hier im Park. Sniper? Hör zu. Hier hat ein Attentäter gelauert, mit nem Scharfschützengewehr. Aber der hat die nächsten Stunden keine Lust mehr, auf jemanden zu schießen. Scheint so, als wollte sich unser Gegner doppelt absichern, falls der Drive-by nicht funktioniert.“
„Drive-by. Was du für Ausdrücke kennst. Soll ich dem Colonel Bescheid geben?“
„Nein, lass mal. Lass ihn einfach abholen. Das reicht vollkommen.“
„Verstanden. Ich schicke jemanden.“
„Okay, ich mach mich schon mal vom Acker. Das Wäldchen links von deinem Hawk, ja?“
„Bin ja nicht blöd.“
Ich grinse fies. Na, die Antwort darauf sollte ich ihm besser nicht geben.
Wütend starre ich auf den Scharfschützen runter. „Kannst froh sein, dass ich noch nett war.“

*

Eine halbe Stunde später sitze ich im Wohnraum vor dem Fernseher.
Ja, auch ich sehe ab und zu fern. Gebe mich dem sinnlosen Konsum hin. Tu etwas vollkommen Unproduktives.
„Yoshi“, höre ich Lilian leise sagen.
Ich sehe zu ihr herüber. „Hm?“
„Yoshi, bist du böse auf mich?“
Ich rücke ein Stück und hebe einladend einen Arm. Sie kommt, setzt sich neben mich und lässt sich an mich drücken. „Wie kommst du nur darauf, Lilian? Ich kann dir doch niemals böse sein.“
„Das ist gut“, seufzt sie erleichtert und legt ihren Kopf auf meine Schulter.
Ein angenehmes Gefühl. Beinahe zu angenehm.

„Äh, ist alles in Ordnung?“, fragt Akira vom Eingang her.
Ich grinse ihn an und klopfte auf meine rechte Seite. „Klar ist alles in Ordnung. Komm, hier ist noch Platz bei mir.“
Akira zuckt mit den Achseln, setzt sich neben uns. Als ich ihn ebenfalls umarmen will, grinst er nur.
„Heb dir das für Lilian auf, Kumpel.“
Ich mustere seine Jacke. „Hast du Motten?“
Akira zuckt mit den Achseln. „Ja, Kaliber sieben Komma sechs zwei. Und bei dir, alles klar?“
Ich nicke. „Für mich war das ein vollkommen normaler Tag, Akira. In jeder Beziehung.“
Ich gähne leise. Kann denn nicht mal was Aufregendes passieren?

ENDE

Impressum

World of Cosmos 120 – Das phantastische Magazin erscheint im Juni 2024.

Cover: Midjourney AI, Marc Schneider

Verantwortlicher Redakteur: Marc Schneider, Eichenallee 11a, 18184 Roggentin

redaktion@world-of-cosmos.de

www.world-of-cosmos.de

Das Copyright von Beiträgen verbleibt bei ihren Herstellern. Alle Beiträge sind auf Hobby-Basis. Es wird kein Honorar gezahlt.

Das Copyright von verwendeten Eigennamen wie z.B. „Perry Rhodan“, „Star Wars“ usw. liegen bei ihren jeweiligen Besitzern und / oder Rechteinhabern.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.